This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H
278
52

H 270.92

Harvard College Library

FROM THE
J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

4573

Religion und Revolution

nach ihrem

gegenseitigen Verhältnis in drei Geschichtsbildern:

I. Das Reich der Wiedertäufer zu Münster
(16. Jahrhundert)

II. Die Revolution der Independenten in England
(17. Jahrhundert)

III. Die Revolution der Freidenker in Frankreich
(18. Jahrhundert)

dargestellt

von
G. Maisch

Leipzig
Verlag von Reinhold Werther
1892

~~711.7608~~
H 278.92

HARVARD COLLEGE
FEB 23 1894
LIBRARY.

Wolcott fund.

91

Vorwort.

Auf das Studium der Geſchichte als die beſte Lehrmeiſterin des Menſchengeſchlechtes verweiſt die Gegenwart jeden denkenden Menſchen auf Schritt und Tritt. Wir ſtehen ja vor einer geſellſchaftlichen Umwälzung, welche die ganze Grundlage unſeres ſozialen Lebens erſchüttern und neu geſtalten ſoll. Da ſieht ſich jeder beſonnene Bürger nach geſchichtlichen Vorgängen um und hofft, aus deren Kenntnis und Prüfung jene Faſſung zu gewinnen, die ihn davor bewahrt, von den blitzſchnell hereinbrechenden Ereigniſſen überraſcht zu werden. Er wird denn aus den ſeinem Geiſtesauge vorgeführten Geſchichtsbildern die Überzeugung ſchöpfen, daß noch nie eine tiefer greifende Revolution ſtattgefunden hat, die nicht bei dem Verſuch einer mehr oder weniger gewaltſamen Neugeſtaltung des Staatslebens ſofort die Religion auf ihrem Weg gefunden und mit dieſer ausnehmend ſozialen Geiſtesmacht ſich auseinanderzuſetzen gehabt hätte. Die Entwicklung dieſes Verhältniſſes darzulegen, habe ich nicht den doktrinären Weg der wiſſenſchaftlichen oder parteipolitiſchen Erörterung, ſondern den der lebensvollen geſchichtlichen Anſchauung gewählt, der, wie uns eine reiche Erfahrung lehrt, für Alt und Jung weitaus der anziehendſte und wirkſamſte iſt. Denn, ſagt der weiſe Seneca, „longum iter est per praecepta, breve et

efficax per exempla“ (lang ist der Weg durch abstracte Lehren, kurz und wirksam durch lebenatmende Beispiele). Als solche „kurze und wirksame“ Beispiele von Vorgängen nun, worin Revolution und Religion sich freundlich oder feindlich begegnen, hat Verfasser drei Staatsumwälzungen von tiefgreifendsten Wirkungen zusammengestellt, zwischen denen nicht nur ein gewisser Parallelismus, sondern auch ein gewisser innerer und äußerer Zusammenhang nachzuweisen ist. Es sind dies: 1. die besonders charakteristische Revolution der Wiedertäufer zu Münster im 16. Jahrhundert, 2. die englische unter Cromwell im 17. Jahrhundert, 3. die französische im 18. Jahrhundert. In diesen drei folgenschweren Bewegungen durchläuft das Verhältnis der Revolution zur Religion alle denkbaren Phasen und Wandlungen. Eben deswegen ist die Kenntnis derselben eine so lehrreiche für die Kinder dieser Zeit, die man von gewisser Seite glauben machen will, die Revolution der Zukunft werde die Religion vornehm ignorieren oder als bloße „Privatsache“ bei Seite liegen lassen können. Die Geschichte lehrt das Gegenteil! — Schließlich sei denen, die etwa den Bauernkrieg von 1525 in dieser Zusammenstellung vermissen, bemerkt, daß derselbe nicht als eine geschlossen in sich verlaufende, stufenmäßig sich entwickelnde Revolutionsbewegung zu betrachten ist. Zwar bargen die 12 Bauernartikel einen religionsgeschichtlichen Keim in sich, aus dem ein entscheidender Geisterkampf hervorgehen konnte; aber in Wirklichkeit ist es dazu nicht, sondern lediglich zu einem rohen Faustrechtskampf gekommen, der schließlich nur das Recht des Stärkeren erwiesen hat.

Einleitung.

Zwischen Religion und Revolution ist dem Anscheine nach nur ein Verhältnis des Widerstreites möglich. Denn Religion ist das freudige Bewußtsein gänzlicher Abhängigkeit des schwachen Erdensohnes vom Pantokrator, dem unumschränkten Allherrscher über ihm, die willige, freie Selbstunterordnung des Gottesgeschöpfes unter Allvaters Willen und Gesetz.

Revolution dagegen ist Empörung, Auflehnung wider die Obrigkeit, Umwälzung, gewaltsame Umkehrung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung.

So scheint denn ihrer innersten Natur nach die Religion wider die Revolution, die Revolution wider die Religion zu sein. Aber es scheint nur so.

Der religiös empfindende und denkende Mensch erblickt und verehrt in Gott nicht nur den allmächtigen Lenker seiner Schicksale, nicht nur den höchsten, sondern auch den einzigen Gesetzgeber, dem er sich gewissenshalber verpflichtet fühlt. Überdies weiß er sich mit dem Höchsten als Gotteskind *verbunden* und fühlt sich *selig* in dessen Gemeinschaft, in welche ihn laut innerer Gewißheit Christus eingeführt hat.

Dieses doppelte Hochgefühl verleiht dem Unterdrückten ein lebendiges Bewußtsein seiner persönlichen und allgemein-mensch-

lichen Würde: neben dem Bewußtsein seiner Pflicht auch das Bewußtsein seiner Rechte. Neben der unbedingten Hingabe an Gott und Ergebenheit gegen Gott kann Menschenfurcht ebenso wenig bestehen als Menschenvergötterung und sklavische Unterwürfigkeit. Legen dann menschliche Gebieter ihm Dinge auf, die ihm gegen Gottes Gebot wie gegen seine Christen- und Menschenwürde zu verstoßen scheinen, so wird er ihnen mannhaft entgegentreten, erst mit dem mutigen Wort, dann, wenn jenes wirkungslos verhallt, mit entschlossener That. Doch fragen wir erst: was lehrt hierüber die magna charta des Christenvolkes, die heilige Schrift? Die Apostel haben ihren Gemeinden unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit auferlegt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Denn es giebt keine Obrigkeit, die nicht von Gott wäre", schreibt Paulus. „Seid unterthan aller menschlichen Schöpfung um des Herrn willen, sei es dem Kaiser als dem Oberherrn, sei es den Statthaltern als von ihm gesendet zur Strafe denen, die Böses thun, zu Lob denen, die Gutes thun." So lehrte Petrus.

Wie aber, wenn diese Obrigkeit diejenigen straft, die Gutes thun, und denen lohnt, die Böses thun? Wie, wenn sie Gebote erließ, die den göttlichen Geboten schnurstracks zuwiderliefen? Dann lautete das Gebot desselben Apostelfürsten: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" Und war es soweit gekommen, dann war das Nichtgehorchen geboten, ja, der Widerstand erlaubt. Dieser Widerstand aber sollte nur ein passiver, ein leidender sein. Sie haben den heidnischen Göttern nicht geopfert, die Christen des Märtyrer-Zeitalters, so gebieterisch und drohend es auch die Statthalter des Kaisers von ihnen forderten, denn es ging wider Gottes höhergeltendes Recht. Aber sie haben dem Unrecht nicht widerstanden, indem sie die Arme gegen ihre Dränger erhoben, sondern haben sich duldend gleich Schafen abschlachten lassen — freudig, ging es doch durch Leiden zur Herrlichkeit, durch Marter zur Märtyrerkrone! — Jahrhunderte lang haben die Christen in solchem Sinne der irrenden und

gewaltthätigen weltlichen Obrigkeit nur leidenden Widerstand entgegengesetzt. Darum ist auch das Christentum vielfach als eine Religion des Sklavensinnes verachtet worden, geringer geschätzt, als die des Alten Bundes mit seinen begeisternden Geschichten vom thätigen Widerstand, z. B. der Makkabäer wider die seleucidische Herrschaft, einem Kampf, dem sich ebenbürtig der Kampf des gesamten Volkes wider die römische Obrigkeit zur Seite stellte.

Auch später haben die Christen, insbesondere alle, die auf die heilige Schrift sich gründeten, dem Bösen nicht Böses entgegenzusetzen gewagt. Endlich aber, da sie die gänzliche Vernichtung der Wahrheit und ihrer Träger vor sich sahen, da gingen sie vom leidenden zum thätigen Widerstand über. Albigenser, Waldenser und Camisarden griffen zu den Waffen und zeigten ihren fürstlichen Bedrängern, was eine kleine, unkriegerische Schar vermag, wenn sie kämpft für die höchsten Pflichten und für die heiligsten Rechte. Wunder der Tapferkeit verrichteten die Waldenser, als sie unter ihrem Pfarrer-General Arnaud aus der Alpen-Heimat zogen und sich später wieder zu derselben Bahn brachen. Hier ging die Religion nicht mehr wider die Revolution, sondern drängte dazu und erfüllte die „ketzerischen Rebellen" mit Heldenmut und Kraft zum Kampf für die religiöse Überzeugung. Das war Revolution im Bunde mit der Religion, ja für die Religion. In solchem Falle kann es nicht anders kommen, als daß die Revolution auch unter der Religion d. h. unter deren mäßigender und mildernder Leitung bleibt.

Die neuere Weltgeschichte nun berichtet von drei erschütternden Bewegungen, in welchen die Revolution eine wichtige Rolle gespielt hat, und zwar bald eine leidende, bald eine thätige. Es war dies 1) im 16. Jahrhundert die von den Wiedertäufern zu Münster vollzogene Umwälzung; 2) im 17. Jahrhundert die durch die Independenten in England ins Werk gesetzte Bewegung; 3) im 18. Jahrhundert die Revolution der französischen

Freidenker. In 1 und 2 beginnt die Umwälzung im Namen und unter der Leitung der Religion, mit der Religion; bald aber bildet letztere vielfach nur noch den Vorwand und Aushängeschild für höchst religionswidrige Bestrebungen, mehr freilich im Lager der Wiedertäufer als in demjenigen der Heiligen Cromwells. 3 nimmt einen schwachen Anlauf zu Gunsten einer geläuterten Religion, endet jedoch in bitterer Befehdung der entarteten Kirche, endlich auch aller geoffenbarten Religion. — Soll die soziale Umwälzung, die sich im 19. Jahrhundert vorbereitet, zu einem menschenwürdigen Ziele führen, so müssen fortan die Grundsätze der christlichen Religion zu so entschiedener Durchführung gelangen, daß die drohende Revolution nicht nur neben und mit der Religion, sondern unter der Leitung derselben erfolgen kann. Wendet sich die Revolution feindselig wider die Religion, so steht die Welt, wie Frankreich 1793|94, am Anfang vom Ende.

Werden wir die geschichtliche Darstellung dieser drei tiefeinschneidenden Bewegungen durchgeführt haben, so soll zum Schluß eine Vergleichung derselben versucht werden, worin die unterscheidenden wie die gemeinsamen Züge deutlich hervortreten. Wir werden uns bemühen, die Grenzlinie aufzuzeigen, von der an das berechtigte Reformbestreben der gesetzlosen Anarchie, der besonnene Gebrauch der Vernunft wilder Schwarmgeisterei das Feld räumt, das wohlgemeinte Geistesstreben in zuchtloses Fleischestreiben umschlägt, endlich die Führer, die vermeintlichen Engel des Lichts, sich als Dämonen des Abgrunds entpuppen. Wer aus der Geschichte lernen will, wird sich aus diesen thränenreichen Volkstrauerspielen die Lehre ziehen, daß eine die Religion bekämpfende Revolution an sich selbst zu Grunde gehen muß, dagegen die religiös begründete und in Festhaltung der Religion verlaufende Erhebung gegen widerrechtliche und unmenschliche Zustände allein Aussicht auf Erfolg hat.

Erstes Buch.

Die Revolution der Wiedertäufer zu Münster.

Erstes Kapitel.

Münster und die Reformation.

(Die katholische von der evangelischen Partei verdrängt.)

Habt ihr Münster geseh'n und den reizvoll prangenden Marktplatz?
Habt ihr das Rathaus drinnen, das hochaufragende Prachtwerk,
Und die Paläste geseh'n, die gegiebelten, und die Arkaden,
Welche, gewölbt zu den Sei'en des lang sich streckenden Marktes,
Lieblich geschwungen, die Zeile der prangenden Häuser begleiten?

Auf der roten Erde inmitten der westfälischen Tiefebene, welche der Haarstrang und das Wesergebirge umschließen, die Lippe und die Quellläufe der Ems durchströmen, in einer Art von Bucht, liegt die ansehnlichste Stadt des Westfalenlandes: Münster. Ein biederer, derber, freiheitsliebender Volksstamm ist es, der Stadt und Land erfüllt, von schwerbeweglichem Wesen und prosaisch nüchternem Sinn, doch nachhaltig und zähe in dem, was er, was ihn einmal in seiner Tiefe erfaßt hat. Durchwandern wir dies eigenartige Land, so treffen wir nur wenige geschlossene Ortschaften, dafür zahlreiche Gehöfte, von breiten Gräben oder bedeckten Erdwällen umgeben. In der Mitte eines solchen Besitztums, einer Welt für sich, wohnt der freie Bauer, ein Eigenherr so gut als die Barone, Grafen und Fürsten, seine Nachbarn, deren Edelsitze über das ganze Land zerstreut sind.

Münster ist eine schöne, dazu geschichtlich in vieler Hinsicht merkwürdige Stadt. Du betrachtest dir ihr großartiges, im

gotischen Stile erbautes Rathaus und trittst in dessen großen Bürgersaal. „Das ist der Friedenssaal!“ erklärt dir dein kundiger Führer, „denn hier ist am 24. Oktober 1648 der Westfälische Friede geschlossen worden, der den Schrecken des 30jährigen Kriegs ein Ende machte.“ Scheue Blicke erhob man einst zum Lambertikirchtum und suchte jene drei eisernen Körbe, worin die Leichname der Gerichteten zum warnenden Exempel aufgehängt waren und lange Zeit ein Spiel der Winde blieben. Ach, daß das Gedächtnis jener Schwarmgeister nicht auszutilgen ist, welche das große Werk der Reformation, die reine Sache des Evangeliums geschändet und geschädigt haben!

Münster, heutzutage eine Stadt von 50000 Einwohnern, war vor jenen schrecklichen Ereignissen eine katholische Stadt, aber bereits für die evangelische Kirche gewonnen, als die Fanatiker durch ihr tolles Gebaren der Reaktion zu neuem Siege verhalfen. Seitdem ist Münster eine strengkatholische Stadt.

Im 15. Jahrhundert stand dem Bischof von Münster ein Domkapitel zur Seite, dessen Mitglieder, meist dem Adel des Landes angehörig, ein bequemes, oft prächtiges Leben führten und die freien Sitten Italiens, auf dessen Universitäten sie ihre wissenschaftliche Bildung zu schöpfen pflegten, auf die rote Erde Westfalens verpflanzten. Die Mittel zu ihrem üppigen Leben lieferte ihnen, wie ihrer adeligen Sippe, der Grund und Boden, ihr Allodial- und Lehensbesitz, sowie die Frohnarbeit des einheimischen Volks, der „misera contribuens plebs“ (der elenden steuerpflichtigen Menge).

Das Verhältnis von Herrschenden und Dienenden war aber um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert nicht mehr das patriarchalische von ehedem. Mit Schaudern auf der einen, mit grauser Lust auf der andern Seite sah man am Horizont das Wetterleuchten jenes furchtbaren Gewittersturms, der im Jahre 1525 als „Bauernkrieg“ an den Süd-, Ost- und Westgrenzen, wie im Mittelpunkt unseres Vaterlandes über Klöster und Burgen verheerend dahinbrauste; und wäre jener Aufstand des mißhan-

delten dritten Standes nicht so rasch unterdrückt worden, wahrlich in der Münsterer Thalbucht hätte es an Luft und Willen zum „Mitthun“ nicht gefehlt!

Um den Bedrängten beizuspringen und das Volk zu verhindern, zu schrecklicher Selbsthilfe zu greifen, besteuerte der wackere Bischof von Lüttich die Geistlichkeit und kaufte in der Teuerung Getreide auf, das er zu ermäßigten Preisen den Unterthanen abließ. Leider ahmte man im einflußreichen Hochstift Münster dieses treffliche Beispiel nicht nach, sondern hielt streng auf sein verbrieftes Recht und that nichts, um das Volk zu seinen Gunsten zu stimmen. Eine Schar von Auszügern überfiel ein benachbartes Kloster, das der Plünderung preisgegeben wurde. Zwar wurden die Plünderer verhaftet und auf das Rathaus gebracht, aber die Handwerkergilden, die in Waffen vor demselben aufmarschierten, erzwangen deren Freilassung. Das war ein Merkzeichen der herrschenden Gärung, das leider die Bevorrechteten nicht beobachteten.

Quem Deus vult perdere, prius dementat: Hochmut kommt vor dem Fall. Trotzig auf die neugesicherte Obmacht bauend, riefen die Domherren und Ritter des Hochstiftes dem armen Volke, das Brot und Menschenrechte verlangte, gleich dem verblendeten Hofgesinde Rehabeams zu: „Unsere Väter haben euch mit Peitschen gezüchtigt, Wir wollen euch mit Skorpionen züchtigen!“

Die Sprache und Handlungsweise der Gewalt wehrte zwar der Gärung den Ausbruch, trieb sie aber um so mehr in die Tiefe und Breite des Volkslebens, daß sie mehr und mehr alle Schichten der Bevölkerung durchdrang. Diese Gärung hatte ihre gesellschaftlichen, ihre wirtschaftlichen und ihre religiösen Ursachen. Mit unverhohlenem Neid blickten die Besitzlosen und Belasteten auf die Bevorrechteten, die da herrlich und in Freuden lebten, und mit Verachtung auf einen Priesterstand, dessen meiste Glieder ihrem Berufe so wenig Ehre, vielfach nur Schande brachten. Es zeigten sich die ersten Regungen jener Verstimmung

einer Bevölkerungsschichte gegen die andre, die wir heutzutage mit dem Worte „Klassenhaß“ zu bezeichnen pflegen. Und dieser Haß der Besitzlosen gegen die glücklichen Besitzer des Bodens, die allein berechtigten Nutznießer der reichen Erdengüter, ward in jenen Jahren noch gesteigert durch die wirtschaftliche Not, welche infolge einer drückenden Teuerung über die Massen hereinbrach, einer Teuerung, „wie sie von keinem Menschen je erlebt war.“ In demselben Jahre 1529 — gerade in der Erntezeit, war es — durchzog eine verheerende Pest, der „englische Schweiß“, das westfälische Land. Im nahen Dortmund starben binnen 4 Tagen vierhundertsiebzig von 500 Erkrankten. Dazu kam die Last der „Türkensteuer“, die 10 % des Einkommens verschlang. Während Klerus und Adel schwelgten, sollte der gemeine Mann nur Lasten tragen.

Die Unzufriedenheit erreichte den höchsten Grad, und den Führern der Bedrängten ward es leicht, die Menge für ihre politischen und sozialen Umsturzgedanken zu gewinnen. Man würde jedoch irren, wenn man die Umwälzung, von der wir zu berichten haben, als das ausschließliche Erzeugnis einer politisch-sozialen Gärung darstellen wollte. Die religiösen Triebfedern haben zum mindesten gleich stark mitgewirkt, wenn dies auch nicht überall in demselben Grade geschehen ist. Daß Hab- und Herrschsucht vielfach zu der Reformationslust beigetragen hat, das giebt heutzutage jeder vorurteilsfreie Geschichtschreiber zu. Das Mitwirken unlauterer Motive gesteht schon Melanchthon, der Mitarbeiter Luthers, zu, wenn er sagt: „Den Reichsstädten ist es nicht um die Religion, sondern nur um Herrschaft und Freiheit zu thun („de doctrina religionis nihil laborant, tantum de regno et libertate sunt solliciti“). Die Vermischung der oben erwähnten Beweggründe und Gesichtspunkte lag übrigens in der Natur der Sache.

Die berufenen Vertreter der Kirche hatten sich trotz der offenkundigen kirchlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mißstände nicht zu deren Beseitigung bestimmen lassen: was wunders

also, wenn die Fluten der Empörung sich über ihren Besitz, ihre Stellung und Kirche ergossen und die Grundpfeiler der letzteren ins Wanken brachten? Die neue Lehre und Stiftung, die sich von Wittenberg aus strahlenförmig in die Welt ausbreitete, hatte im Münsterland an schon vorhandene Anschauungen und Bedürfnisse anknüpfen können. Ein Adolf Clarenbach soll schon zu Beginn der Zwanziger Jahre gegen Bilder und Crucifixe geeifert, der Pöbel auf den Kirchhöfen Kreuze und Leuchter zertrümmert, selbst Geistliche sollen diese bilderstürmerischen Gelüste geteilt haben. Bereits vor dem wildbewegten Jahre 1525 hat L. Cansen, Kaplan zu Münster, an der Tauf- und Abendmahlslehre gerüttelt, berichtet Nik. Holtmann in seinen schätzenswerten Memorabilien. Das Wort Gottes breitete sich im Stillen aus; seine Verwendung und Verwertung freilich hing ab von dem Bildungsgrade und der mehr oder weniger lauteren Herzensstellung der Leser und Hörer, die es auf seinem Wege durch die Welt getroffen hat.

Wer waren die Boten und Bringer dieser uralten, jetzt als „Neuerung" verzollten Lehre? Eine erschöpfende Antwort gibt es auf diese Frage nicht.

Um 1524 sollen reisende Kaufleute die überraschende Kunde nach Münster gebracht haben. Die wandernden Handwerker verkündeten ihren lauschenden Zunftgenossen in Werkstätten und Zunftstuben die „neue Mär" vom Evangelium der Freiheit und vom Abthun der Pfäfferei und des Adels. An einem Orte vertrieben, breiteten Gelehrte, Mönche und Weltpriester an einem andern die „neue Lehr" nach ihrer persönlichen Auffassung aus.

Es ist eine „Wolke von Zeugen", welche den Mann umgibt, der die zündenden Worte fand, um wirkungsvoll das auszusprechen, was Hunderte dunkel ahnten, bedrückend empfanden und heiß ersehnten. Er ist nur der Sprecher von Tausenden, der junge Mann, der als Reformator, als Evangelisator der strengkatholischen Bischofsstadt Münster gilt, der aber später ein Opfer des Radikalismus und der Schwärmerei geworden ist.

Zweites Kapitel.

Bernhard Rothmann, der Reformator von Münster.

Was uns der Luther versprach und zuletzt im Sacke behalten,
Christliche Freiheit mein' ich, ihr Männer, und christliche Gleichheit,
Müssen wir haben! Und wißt ihr, wer sie am besten verteidigt?
Rothmann ists und die Andern, die lehren die doppelten Taufe,
Darum halt ich zu ihnen nach Kräften und schütze den Rothmann . . . .

Geboren im nahen Stadtlohn von unbemittelten Eltern, die gleich ihren Vorfahren im Ruf der Zauberei standen, erhielt er seiner seltenen Begabung wegen von einem geistlichen Verwandten die Mittel, um sich von 1516—17 zu Deventer in den Niederlanden dem Studium zu widmen. Längs des Rheins hatte sich von den Alpen bis zum Meere einem Laufeuer gleich die Feindschaft gegen das entartete und verweltlichte Kirchentum verbreitet. Von dieser Zeitströmung, vielleicht ihm unbewußt, ergriffen, kehrte er in die Heimat zurück, wo wir ihn 1529 als Kaplan zu St. Mauritz, einer Kirche vor den Mauern von Münster, wiedertreffen. Bald begann er in seinen Predigten den Anschauungen Ausdruck zu verleihen, welche zur Zeit das deutsche Volk bewegten. Mag es auch richtig sein, daß er damals noch nicht geradezu wider die bestehenden Verhältnisse predigte, immerhin erachteten es die Stiftsherren von St. Mauritz für zweckmäßig, den begabten und eifrigen Kanzelredner eine Zeitlang seinem Amte zu entziehen, angeblich um in Köln gründlichere Studien zu machen. Im stillen mochten sie von der heiligen Luft dieser Stadt eine Bekehrung des jungen Mannes erhoffen, der ihnen Sorge machte. Wie uns sein Zeitgenosse, der Münsterer Schulrektor Kerstenbrock (oder Kerssenbroick), um 1560 berichtet, erhielt er auch von Münster'schen Kaufleuten Geld, aber mit der Bedingung, nicht nach Köln, sondern nach Wittenberg zu gehen. Dieser Weisung folgend, kam er 1531 dorthin und machte insbesondere die Bekanntschaft Melanchthons, der in ihm bereits den „außer-

ordentlichen Geist“ erkannt haben soll. Nach der Aussage Kerstenbrocks durchwanderte er Süddeutschland und verweilte zu Speier, dann einige Zeit zu Straßburg, um die neuen Lehren und Einrichtungen durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Zurückgekehrt übernahm er seine alte Stelle wieder. Bald warf er, sagt jener ihm abgeneigte Berichterstatter, die Maske ab und trat offen als Verfechter der neuen Lehre auf; „zu solcher Neuerungssucht hatte ihn die Natur geboren, sein Wille bestimmt, das Glück aufbewahrt.“ Und so groß war laut diesem Zeugnis „die Begierde, ihn predigen zu hören, daß die Leute von Münster in Scharen in die Mauritzkirche eilten, selbst wider Willen und Gebot des Magistrats, indem sie meinten, außer Bernt gebe es keinen Prediger mehr; daher verachteten, verdammten und verfluchten sie alle übrigen Prediger und die ganze Klerisei.“ Auch in den Kreisen der bevorrechteten Stände fand Rothmann Anklang; selbst Bischof Friedrich von Wied scheint ihm nicht abgeneigt gewesen zu sein, wiewohl er sich von Amtswegen gedrungen fühlte, ihm entgegenzutreten. Der wahre Gottesdienst bestehe, das war anfangs Bernts Grundgedanke, nicht in der Erfüllung kirchlicher Gebräuche, sondern im festen Glauben an Christus und in der Übung wahrer Nächstenliebe. Doch immer lauter und entschiedener ließ er den Heroldsruf des Evangeliums erschallen, und immer zahlreicher strömte das Volk seiner Kanzel zu, teils um Gottes Wort kennen zu lernen, teils um neues zu hören und sich an Ausfällen auf die Machthaber zu ergötzen.

Endlich kündigte er seinen Vorgesetzten den Gehorsam auf und predigte rücksichtslos wider die Geistlichkeit und wider die Lehre und Verfassung der herrschenden Kirche. Daraufhin verbot ihm der Fürstbischof das Predigen. Als dieses Verbot nicht beachtet wurde, rief das Domkapitel das Einschreiten des Kaisers an, worauf der gefeierte Prediger am 7. Januar 1532 des Landes verwiesen wurde. 14 Tage darauf übergab Rothmann dem Bischof, nachher auch dem Magistrat, sein Glaubensbekenntnis. Dieses enthielt nur die allgemeinen Grundzüge der neuen Kirchen-

verbesserung: alleinige Geltung der heiligen Schrift; die menschliche Natur von ihr selbst nur zur Sünde fähig; alleiniges Heil nur in Christo zu finden. Die Worte, die er in einem Begleitschreiben an den Bischof richtete, kennzeichnen den Mann wie die Lage: „Seufzend, beginnt er, und zu den Füßen Ew. Bischöflichen Gnaden trage ich meine Empfindungen und Wünsche vor: Verschließen Sie, gnädigster Bischof und Herr, Ihre Augen nicht, sondern geruhen Sie huldreichst die Thränen eines Ihrer geringsten, aber höchst ergebenen Schützlings anzusehen. Dem Befehl Ew. Bischöflichen Gnaden, durch den es mir untersagt worden ist, Christum öffentlich zu predigen, für das Wohl der mir anvertrauten Seelen zu wachen, den Verstand der Leute aufzuklären, die Tugend mit all ihren Reizen, das Laster mit seinen schwarzen Farben zu malen, diesem Befehl leistete ich, nicht ohne Verletzung meines Gewissens, Gehör.... Da ich aber die Angst meines Gewissens, die Betrübnis der Frommen und die meinem Erlöser angethane Schmach nicht länger ertragen kann, so flehe ich Sie, frommer Bischof, fußfällig an, zu erlauben, daß Christus unter Christen frei gepredigt werde.... Ich weiß zuverlässig, daß ich meine Sache gewinnen werde, wenn man mich zur Verantwortung zuläßt, und werde mich gutwillig jeder Strafe unterwerfen, wenn ich eines der Verbrechen, dergleichen mich ohne Zweifel meine Feinde bei Ew. Bischöflichen Gnaden beschuldigt haben, in der That überführt werde. Ich vertraue auf Gott. Der wird mich beschützen, wenn meine Feinde mich wie ergrimmte Löwen anfallen werden. Der im Himmel wohnt, wird alles Übel, das mir meine Feinde drohen, in Gnaden abwenden. Ja, auch Christus wird auf mein Elend herabschauen und mich rächen, mich, der ich seinen Namen frei bekannt und rein gepredigt habe und darum dergestalt verleumdet worden bin, daß der billigste und frömmste Bischof mir seine Gnade entzogen hat." — Trotz dieses Briefes wurde ihm nach dem Brauche jener Zeit „das freie Geleit aufgekündigt", was gleichbedeutend war mit Bannung und Ächtung.

Statt aber das Bistum zu verlassen, nahm Rothmann alsbald seinen Aufenthalt in der Stadt, wo er von seinen Anhängern, die teils der politischen, teils der kirchlich-religiösen Oppositionspartei angehörten, mit offenen Armen aufgenommen wurde. An dieser Doppelpartei hatte er einen starken Rückhalt. Hatte ja doch auch der Magistrat sein Glaubensbekenntnis und die Bitte, daß man sich zum evangelischen Glauben ungehindert möge bekennen dürfen, keineswegs zurückgewiesen. Gehörten doch die angesehensten Männer der Stadt der Bewegung an.

Am 18. Februar 1532 hat denn Bernt Rothmann auf das Verlangen jenes Bundes hin die erste öffentliche, entschieden evangelische Predigt gehalten; es geschah auf dem Kirchhof von St. Lamberti. Da redete er so gewaltig von der evangelischen Freiheit und wider den Götzendienst der Kirche, daß die Menge nach Beendigung derselben in die Kirche drang und Heiligenbilder zerschlug. Ihr Prediger schien ihnen im vollsten Besitz der Wahrheit zu sein, denn da seitens der katholischen Geistlichkeit trotz der an sie gerichteten Herausforderung keine Widerlegung der Rothmannschen Glaubensartikel erfolgte, so erschienen diese überhaupt als unwiderleglich. Durch Ratsbeschluß wurde er als erster evangelischer Prediger an St. Lamberti, einer aus städtischen Mitteln erbauten Kirche, eingesetzt, wie auch die Kanzeln der meisten übrigen Pfarrkirchen evangelischen Predigern übergeben wurden.

Bischof Friedrich, der eben daran war, seinen Bischofsstab zu verhandeln, setzte diesem Beginnen nur schwachen Widerstand entgegen; seine Befehle wagte der Rat nicht auszuführen.

Ja, die Lage der Dinge änderte sich entschieden zu Gunsten der neuen Lehre, als an die Stelle Friedrichs Erich, Bischof von Osnabrück, die Leitung des Hochstifts Münster übernahm. Er galt allgemein für einen Mann von gemäßigt reformatorischer Richtung, von dem sich eine allgemeine Kirchenreform in den Rhein- und Emslandschaften erhoffen ließ. Landgraf Philipp von Hessen schrieb selbst, er sei erfreut über Erichs Wahl, „dieweil wir seyn Lieb dermassen erkennen, das sye dye evangelisch Handlung zu fördern geneigt."

Von dieser Hoffnung erfüllt, hat sich denn auch die gemäßigte Partei in Münster alsbald auf seine Seite gestellt. Unter dem 17. April 1532 wies er auf die demnächst erfolgende allgemeine Kirchenreform hin, verlangte aber zugleich die Entfernung der eigenmächtig bestellten Prediger. Der Rat, der dies Vorgehen vollständig billigte, erließ denn in Gemeinschaft mit den Vorständen der Kaufmannsgilden, die seither die Bewegung geleitet hatten, den Befehl an Rothmann, seine Predigten vorläufig einzustellen.

Da ward die Sache der Reformation vor eine folgenreiche Entscheidung gestellt. Gehorchte Rothmann und die hinter ihm stehende Partei diesem Befehl der Obrigkeit, so war voraussichtlich Münster für die sich neu bildende evangelische Kirche gewonnen.

Verweigerte er den Gehorsam, so wurde er und seine Partei auf den Weg der Revolution gedrängt, die, vermöge des engen Zusammenhangs zwischen Kirche und Staat, zu einer sowohl politisch-sozialen als kirchlich-religiösen Umwälzung ausarten mußte.

Bernt Rothmann hat sich, vielleicht ohne es zu ahnen, für den Weg der Revolution entschieden. Denn er war bereits nicht mehr frei, weder innerlich noch der Partei gegenüber, auf die er sich von Anfang an stützte. Halb zog man ihn, halb sank er hin: da war's um ihn geschehen. Nach lebhaften Verhandlungen im Schoß der Gemeinde erließ diese am 28. April ein Schreiben an den Rat, worin sie demselben den Gehorsam aufkündete und erklärte, ihren Prediger unter allen Umständen halten zu wollen. Wer wird nun aus dem unvermeidlichen Kampf siegreich hervorgehen: Die Gemäßigten oder die Überspannten?

Zu allem Unglück starb am 14. Mai Bischof Erich, die Hoffnung der Ordnungspartei; dadurch gewann die Demokratie, die denn auch entschlossen zur Ausnützung ihres Sieges schritt. Am 1. Juli ward der erste Schritt auf der abschüssigen Bahn der Revolution gethan, indem die Bürgerschaft einen Sechsunddreißiger Ausschuß ernannte, der die Forderungen der Menge zum Ausdruck wie zur Verwirklichung bringen sollte. Der eingeschüchterte Rat erklärte sich mit sämtlichen Forderungen der

Sechsunddreißig einverstanden. Bereits am 10. August wurden sämtliche Pfarrkirchen feierlich an die evangelischen Prediger („Prädikanten" genannt) übergeben. Noch aber fehlte die Zustimmung des Kirchen- und Staatsoberhaupts, des Bischofs.

Zum Fürstbischof von Münster war am 1. Juni Graf Franz v. Waldeck gewählt worden.

Teils aus eigenem Antrieb, teils auf Befehl Kaiser Karls V. forderte er, unterstützt von den Landständen, von Gemeinde und Rat der Stadt Rückkehr zur alten Ordnung. Erstere aber erklärte, lieber Gut, Leib und Leben verlieren, als von Gottes Wort abstehen zu wollen.

Nun schritt der Bischof in Verbindung mit Geistlichkeit und Adel zu Maßregeln der Gewalt. Man legte auf die Güter der Bürger, deren man habhaft werden konnte, Beschlag, warf die Städter, die sich herauswagten, nieder, sperrte die Straßen und schnitt den Münsterern die Zufuhr ab. Als vollends die Bürger sich waffneten und vor die Thore zogen, da schien ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich. Doch zum Äußersten wollten es die Bischöflichen nicht kommen lassen. Sie wußten warum, vor Allem, weil die evangelische Sache im Lande von Tag zu Tag sich mehr ausbreitete und die politischen Aussichten der Protestanten im Reich sich wesentlich gebessert hatten. Überdies hatte sich die Bürgerschaft von Münster seitens der Bischöflichen Geißeln zu verschaffen gewußt. Der Fürstbischof hatte nämlich auf seinem Lustschloß zu Telgte die Stände, Ritter und Prälaten versammelt, um die Huldigung einzunehmen und Unterhandlungen mit der Stadt einzuleiten. In der Nacht zum 26. Dezember marschierten nun gegen 1000 bewaffnete Städter gegen Telgte, überrumpelten den Ort und machten die Mehrzahl der Geistlichen, Adeligen und Erbmänner zu Gefangenen. Der Bischof hatte tags zuvor das Städtchen verlassen. Jede feindliche Handlung gegen die Stadt bedrohte fortan das Leben der Gefangenen. Deswegen wurden die bevorrechteten Stände, bisher die heftigsten Feinde der neuernden Bürger, jetzt Fürsprecher milderer Maßregeln.

Durch Vermittlung des Landgrafen Philipp von Hessen und Herzogs Ernst von Lüneburg kam es zu einem Vertrag, der den Stand der Dinge vom 10. August 1532 als zu Recht bestehend anerkannte. Dieser Vertrag — sein Abschluß erfolgte am 14. Februar 1533 — hat Münster zu einer evangelischen Stadt gemacht. Jetzt besaß die Gemeinde die landesherrliche Zustimmung zu ihren früheren eigenmächtigen Schritten.

Im Mai hielt der Fürstbischof seinen Einzug in die Stadt, und die Huldigung, welche ihm die als Siegerin aus dem Streit hervorgegangene Bürgerschaft leistete, erschien als ein Fest der Versöhnung. Die dreitägigen glänzenden Lustbarkeiten aber, die man da beging, vermochten nicht den Stachel zu entfernen, der in den Gemütern auf beiden Seiten zurückgeblieben war.

Allerorten, zu Warendorf, Ahlen, Beckum, Coesfeld, Dülmen, Minden, Herford, Lippstadt, Soest u. a. O., in der Stadt, wie unter der Landbevölkerung, regten sich evangelische Bestrebungen. Kurz im Hochstift Münster zeigten sich in jenem denkwürdigen Jahr 1532 die Säulen im Wanken, die bis dahin den wohlgefügten Bau der römischen Kirche getragen hatten: noch kurze Frist, und der ganze Bau stürzte donnernd in sich zusammen.

Nach leichten Kämpfen war an den meisten Orten das alte Kirchenwesen gestürzt worden. Aber freilich „es gehet bald zu, wenn man ein altes Gebäude abbricht, aber der Bau des neuen gehet nicht so bald zu!“ (Luther). Da und dort gelang das Letztere, aber in den meisten größeren Städten waren die Massen zunächst in einer allzu fieberisch aufgeregten Verfassung, als daß sich in besonnener Ruhe eine dauerhafte Neugründung hätte bewerkstelligen lassen. Jedenfalls bleibt es eine unbestreitbare Thatsache, daß die Reformation damals nahe daran war, ganz Westfalen für sich zu gewinnen. Daß es nicht so weit gekommen ist, daran tragen die Schuld: die Münsterer Zeloten, Bernt Rothmanns Starrsinn und Beider für sie, wie für Münster und für die evangelische Sache so verhängnisvoller Bund mit den Wiedertäufern.

Drittes Kapitel.

Hinneigung zu den Wiedertäufern.

Weſen der Wiedertaufe.

„Ja, die Begeiſterten müſſen es thun! Und Begeiſterte weckt ja
Zahlreich jetzo der Herr im Volk: ſchon ſenkt es in dumpfe
Stätten des Handwerks ſich, in traurige Stuben der Armut
Gleich Pfingſtflammen herunter; bald ſcharen die Wiedergebornen,
Wiedergetauften im Herrn um das heilige Banner von Sion
Sich, um das Banner des neuen, prophetenverkündeten Sion,
Welchem im Stillen der Herr ſchon die ſichere Stätte bereitet!
Ganz aus der Welt zu vertilgen das Unrecht gilts und die Thorheit,
Um zu vereinen ſodann in beglückendem Bunde die Guten.
Horch, das Gericht, es verkündet ſich ſchon, feig zittern die kleinen
Geiſter von Wittenberg, da gekommen die Zeit nun der Thaten,
Welche vom Boden die Lauen zugleich mit den Kalten hinwegfegt
Und den Begeiſterten giebt die neue Erde zu eigen.“

Bernt Rothmann, nunmehr der oberſte Leiter des evangeliſchen Kirchenweſens zu Münſter, wurde zum Abgott des Volkes, ſeit der Widerſtand gegen Rat und Biſchof mit ſo glücklichem Erfolge gekrönt worden war. Und auch ſo, obwohl die Kirchen-Erneuerung keineswegs vollſtändig durchgeführt war, hätte alles noch gut werden können, wenn er ſich zu der gemäßigten Mehrheit hätte halten wollen. Ein dunkles Vorgefühl ſcheint ihn auch vor dem Weiterſchreiten auf dem revolutionären Pfad und vor dem Bunde mit dem Radikalismus gewarnt zu haben. Er forderte ſeine Gemeinde auf, ernſtlich zu beten, daß Gott allen Rotten wehre, ſonderlich den Wiedertäufern, „die jetzund einzuſchleichen beginnen;“ „wo die überhand nehmen, das koſtet Land und Leute, beide geiſtlich und leiblich“ — ſetzte er mit unfreiwilliger Weiſſagung hinzu. Noch im Dezember 1532 hatte ihm Melanchthon von Wittenberg geſchrieben, er zweifle nicht, daß Rothmann alles in angemeſſener Weiſe thun werde, er fürchte aber die Natur des Volks; und Luther hatte ihn ermahnt, das Volk wohl zu bewahren, das er zum Evangelium geführt.

Jedoch bereits im Mai 1533 äußert ſich Rothmann dahin: „Wie ſehr uns die Lutheraner bedrohen, kann ich nicht genugſam

beschreiben. Wir fürchten uns aber nicht, der Herr wird seiner Sache zu glücklichem Ausgange helfen."

Woher diese Frontveränderung? War es die Zwingli'sche Anschauung, die es dem beweglichen Manne angethan hatte? In seiner Ansicht vom Abendmahl wenigstens scheint er von jener Lehre erfaßt, die darin nur ein Gedächtnismahl und in Brot und Wein lediglich Sinnbilder des verklärten Christus erkennt. Er soll einst am Altar eine Hostie zerbrochen und die Stücke mit den Worten zur Erde geschleudert haben: „Sehet, wo ist da Fleisch und Blut? Wäre das ein Gott, so würde es sich von der Erde erheben und wieder auf den Altar stellen. Darum ist es gewiß, daß weder Leib noch Blut Christi im Sakrament ist!"

Auch in Rothmanns persönlichem Lebensgang hatte ein folgenreicher Umschwung stattgefunden: er war in den Ehestand getreten, und zwar mit einer Frau von schöner Gestalt, aber wenn man anders den Aussagen parteiischer Erzähler glauben darf — von üblem Rufe. Sie sollte aus verbotener Liebe zu Rothmann ihren Ehemann durch Gift aus dem Wege geräumt haben. Um diese Zeit gewann eine der neuen Richtungen, die unter der Leitung des vielgenannten Heinrich Roll (Wassenberg) stand, Einfluß auf seine theologische Anschauung, ein Einfluß, der sich sofort in Rothmanns Stellung zur Kindertaufe verriet. Seit Mai 1533 trat er offen als Gegner der Kindertaufe auf. Wenn man bedenkt, daß diesem Nein des „Widertäufers" mit logischer Notwendigkeit das Ja des „Wiedertäufers" auf dem Fuß folgen, daß der Antibaptismus zum Anabaptismus führen mußte, so erkennt man, daß in der Seele des Münsterer Reformators alle Vorbedingungen zum offenen Anschluß an die Ultra's gegeben waren. Auch aus seiner Lebenshaltung wollte man bereits damals seine Annäherung an dieselben erschließen. Seine Lebensweise wurde strenger und asketischer. War er bisher ein Freund geselliger Freuden gewesen und mancher Ladung zu festlichen Mahlzeiten gefolgt, so entzog er sich jetzt dem gesellschaftlichen Leben. Sein Gesicht ward blaß, sein Blick ernst, Gang und Hal-

tung gemessen und feierlich. Oder waren es bereits die Schatten der kommenden Dinge, die sein Denken und Fühlen umdüsterten? Schon zu Anfang seiner reformierenden Thätigkeit waren Wiedertäufer nach Münster gekommen, kenntlich am gewohnten Gruß: „Friede sei mit euch!“ hatten gleichsam den Boden rekognosziert und waren mit der Ankündigung geschieden, daß sie mit Kraft wiederkehren wollten.

Welche Bewandtnis hatte es denn nun mit diesen vielgenannten, so mächtig in den Gang und die Gedankenwelt der Zeit eingreifenden Wiedertäufern? Die „Wiedertaufe,“ wonach die Zeitgenossen die neu auftauchende Richtung benannten, und die erst im J. 1525 zum Zeichen des Bundes gestempelt worden ist, war keineswegs die Grundlage ihres System's, nicht einmal deren erster Glaubenssatz, sondern von ganz nebensächlicher Bedeutung. Die Mitglieder der Sekte nannten sich „Brüder“, ihren Bund „die apostolische Gemeinde“; das gemeine Volk, das ihnen mit innigster Teilnahme entgegenkam, pries ihre Lehre als „das Evangelium des gemeinen Mannes.“

Weit bedeutsamer, als dieses Bundeszeichen der Wiedertaufe oder als ihre Verwerfung der kirchlichen Taufe (weswegen sie neuerdings auch als „Widertäufer“ bezeichnet werden), erscheint ihre innere Stellung zu der alten und zu der sich neu bildenden Kirche. Als der massenhafte Abfall von der alten Kirche zu Anfang des 16. Jahrhunderts eintrat, da gab es Viele, die weder den alten noch den neuen Glauben als wahr anerkannten. Einzelne wandten sich von allem Glauben ab, verfielen in Gleichgiltigkeit gegen Kirche und Religion oder schritten gar vom Zweifel zur Irreligiosität fort. Hören wir Luther selbst, wie er im Februar 1529 schmerzerfüllt schreibt: „Die Landleute lernen nichts und wissen nichts; sie beten nicht, beichten nicht und gehen nicht zum Abendmahl, wie wenn sie jetzt von jeder Religionsübung befreit wären.“

In solchen Zeiten, wo der Zweifel in die weitesten Kreise dringt, pflegen gemütvollere Naturen sich in mystische Tiefen und auf schwärmerische Irrwege zu verlieren. Die „gesunde Lehre“

ringt sich aus langwierigen Kämpfen empor, die sie erst im Bunde mit der Nüchternheit und Besonnenheit zu siegreichem Abschluß oder doch zu einem annehmbaren Kompromiß zu führen vermag. Gewiß haben wir unter den Leitern der ultrareformatorischen Bewegung viele echtreligiöse Geister anzunehmen, von denen freilich jeder seine eigenartige Auffassung des Reformationswerkes mit dem Starrsinn des Sektenhäuptlings zur allgemein giltigen Wahrheit zu stempeln bemüht war. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein Gesamtbild von den etwa vierzig Arten der Gesamtfamilie der „Wiedertäufer" zu entwerfen, weil zu keiner Zeit eine äußere Einheit oder völlige innere Einigkeit der „Brüder" bestanden hat, und weil in sich abgeschlossene Bekenntnisschriften aus ihren Reihen durchaus fehlen. Überall, wo die neue Lehre ihr Panier aufwarf, erschienen alsbald Wiedertäufer, ohne nachweislichen Zusammenhang unter einander und in den mannigfaltigsten Spielarten, aber als Sprößlinge des gemeinsamen Bodens, des Protestantismus, als Brüder, wenn auch feindliche Brüder der Lutheraner, von deren Haupt zugleich anerkannt und verworfen mittelst des Johanniswortes: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie sind nicht von uns."

Versuchen wir es, in Kürze, die allen wiedertäuferischen Verzweigungen gemeinsamen Grundlehren in Form und Ausdruck zu bringen, so werden wir von ihren religiös-kirchlichen Lehren und Einrichtungen zu unterscheiden haben: ihre auf Erneuerung von Staat und Gesellschaft gerichteten, ihre sozialen Bestrebungen. Ihre Hauptsätze waren:

1. Lehre und Kirchenordnung ist auf das apostolische Vorbild zurückzuführen, die Bibel, vor Allem das Neue Testament, als Grundlage der Wahrheit anzuerkennen. Jedoch muß

2. neben das äußere Schriftwort das innere Wort, die innere Offenbarung, treten, die Erleuchtung des Geistes, deren die Auserwählten als Organe Christi gewürdigt sind;

3. nicht auf der Gottesgelehrsamkeit und Wissenschaft, sondern auf der Religiosität liegt der Schwerpunkt; praktische Frömmig-

keit, Werke der Demut und Liebe sind die Hauptsache, nicht die äußere Andachtsübung, sondern die Religion des Herzens, des inneren Menschen.

Lange galten Waffen- und Kriegsdienst, selbst der obrigkeitliche Gebrauch des Schwertes für verpönt;

4. den Glauben faßten die Meisten als Vertrauen auf Gottes Gnade, als Gehorsam gegen seine Gebote, von Christus verkündet;

5. lehren sie die Rechtfertigung durch den Glauben, jedoch nicht ohne Mitverdienst der Werke, also durch thätigen Glauben in der Nachfolge Christi.

Anmerkung: Manche ihrer Lehrer haben eine Art von Wiederbringung aller Dinge angenommen, so der wegen seiner Frömmigkeit und Gottesgelehrsamkeit hochangesehene Johannes Denk, der sagt: „kein Mensch ist in Ewigkeit verdammt, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde".

6. Eine Erbsünde im Sinne der Kirchenlehre kennen sie nicht, sondern lehren, angeborene Schwachheit sei noch nicht Sünde, sondern werde erst dazu, wenn der Mensch in dieselbe einwillige;

7. die Dreieinigkeitslehre verwarfen sie, denn der ewige und allgütige Gott könne nur ein einiger sein;

8. gegen die Kindertaufe traten nicht alle mit derselben Entschiedenheit auf; sie sei, hieß es, in der Schrift nicht geboten, nur Traditionsbrauch. Doch „was liegt an der Wiedertaufe!" hatte Nik. Storch zu Melanchthon gesagt;

9. vom Abendmahl lehren sie mit den Zwinglianern: Brot und Wein sind nur Zeichen, welche der Mund entgegennimmt, damit das Herz sich aufs Neue durchdringe mit der Wahrheit der Lehre Christi.

Die Beichte, die calvinistische Lehre von der Gnadenwahl und die lutherische von der Unfreiheit des menschlichen Willens haben sie abgewiesen.

10. Der weltlichen Obrigkeit haben sie keinerlei Einfluß auf die Kirche zugestanden; derselbe sei unapostolisch und herabwürdigend;

11. das Gemeindeleben ist nach dem Muster des apostolischen herzustellen, die heilige Schrift auch als bürgerliches Gesetzbuch zu verwerten. Für den wahrhaften Christen gilt weder Gesetz noch Obrigkeit, ja diese sind nur ein Übel für die vom heiligen Geiste Erleuchteten;

12. Eid und Ehe zwischen Gläubigen und Ungläubigen sind nicht zulässig;

13. die Apostelgeschichte hat die Gütergemeinschaft gefordert und geheiligt. Diese Forderung begegnet uns auch in den meisten „Artikeln" des Bauernkriegs. Doch haben nur wenige Wiedertäuferkreise diesen Satz in seiner ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt.

Daß, diesen Sätzen nach zu urteilen, die „Brüder" die Reform in Lehre und Sitte weit konsequenter gefaßt haben und durchzuführen strebten, als die Wittenberger, ist unbestreitbar. Denn war nach Luther der Glaube eine gänzliche Umwandlung des Herzens, ein völliges Ruhen und Leben in Christus unter willigem Verzicht auf das Vergängliche, so erschien derselbe undenkbar bei einem unmündigen Täufling. Der Satz „der Glaube allein macht selig" schloß die Lehre und Praxis der Kindertaufe von selbst aus, wofern man nicht etwa eine magische Wirkung der Taufe auf das Kindesherz oder eine Zurechnung unter der Voraussetzung späterer Nachholung annehmen wollte.

Ein solcher bloß zugerechneter fremder Glaube, erwiderten sie den Kindertäufern, kann unmöglich jene große Umwandlung herbeiführen, welche man die Wiedergeburt nennt, so wenig als den Sieg über das Pabsttum mit seinen toten, weil nicht aus dem Glauben stammenden Werken und Bräuchen. So urteilten die von der apostolischen Gemeinde über die Kindertaufe, die sie auf Grund der Worte des Taufbefehls Christi verwarfen. Wandten sie hier die Worte der heiligen Schrift als Maßstab an, so scheuten sie sich auch nicht, diesen Buchstaben selbst vor das Gericht des Gläubigen zu ziehen, den das Evangelium der Freiheit auf sein eigenes Gewissen gestellt hat. Damit war frei-

lich der individuellen Auslegung und Anwendung der heiligen Schrift Thür und Thor geöffnet, gleichzeitig aber die höchste Entscheidung dem Einzelgeiste zugewiesen, der, unmittelbar vom heiligen Geiste erleuchtet, unfehlbar das Richtige, Gottgewollte treffen soll. Hier ist der Punkt, wo sich die anabaptistische Lehre als eine Mischung von protestantischer und katholischer Anschauung erweist: von protestantischer, sofern der Christ nur an seinen Christus und an sein Wort gebunden ist, von katholischer, sofern das Recht der Auslegung, das Sache der ganzen Kirche sein soll, auf den einzelnen Gläubigen übertragen wird und demselben das Gepräge der Unfehlbarkeit verleiht.

Die Lehre vom „inneren Wort“ oder von der „inneren Offenbarung“ kann man als die Grund- und Hauptlehre aller dieser den Protestantismus übertreibenden und überstürzenden Richtungen bezeichnen. Viel zutreffender als die Benennung „Wiedertäufer“ erscheint daher die, welche ihnen in bitterer Ironie Luther beigelegt hat: „Neue, himmlische Propheten“, während einem großen Teil derselben ihres Chiliasmus wegen der Name „die Heiligen des neuen Jerusalem“ oder „die Heiligen der letzten Tage“ geschöpft werden könnte, womit die Mormonen, ihre heutigen Geisteskinder, sich öffentlich bezeichnen. So hießen schon die Männer, welche um die Jahre 1520—21 in Zwickau, nachher in Wittenberg mit dem Satz von der inneren Offenbarung auftraten, „die Zwickauer Propheten“. Es waren dies jene schwärmerischen Handwerker, die das „Evangelium des armen Mannes“ aufgebracht oder doch in Deutschland verbreitet haben: Nikolaus Storch und Thomas Marx, sowie der Litterat Markus Stübner u. a., mit denen anfangs auch Thomas Münzer, der Prophet von Mühlhausen, Hand in Hand ging, obwohl er nicht zu den Vätern der Sekte zu rechnen ist.

Je nachdem nun ein Gläubiger mehr auf das Schriftwort, als auf das innere Wort hielt und letzteres durch ersteres mäßigen ließ oder die Schrift hinter die innere Offenbarung zurückstellte, entstanden sehr wesentliche Unterschiede unter diesen

Heiligen. Jedoch erlangten die Letzteren, die „Propheten", wie in revolutionären Bewegungen allzeit die Ultra's, die Führerschaft. Melanchthon, der lange mit sich nicht ins Reine über diese Geister kam, sagt von ihnen in einem Bericht an den Kurfürsten vom 27. Dezember 1521: „Sie verkünden laut, sie seien durch die Stimme Gottes, die sie deutlich vernommen hätten, in die Welt gesandt, um zu lehren; sie seien mit göttlichen Offenbarungen begnadet worden und könnten die Zukunft voraussehen."

Aus Zwickau wegen ihrer „böhmischen Irrlehren" und ihrer Bekämpfung des Luthertums vertrieben, wandten sie sich nach Wittenberg und traten dort offen mit ihren Sätzen von der Taufe, der inneren Offenbarung und vom Reiche Christi auf, worin die Gläubigen herrschen und ein Zeitalter der Gleichheit und Gütergemeinschaft heraufführen würden. Wir wissen, wie Luther sich damals von der Wartburg losgerissen und durch seine Predigten die „Schwarmgeister" aus Wittenberg vertrieben hat.

Will man begreifen, warum diese neuen Propheten allenthalben so begeisterte Aufnahme bei den Massen gefunden haben, so vergesse man doch nicht, die damalige Lage der unteren Klassen in Betracht zu ziehen! Durch Steuer- und Frohnlasten, durch Mangel und Armut infolge von schlechten Ernten und Arbeitslosigkeit, wie durch Druck und Mißhandlung von oben war der gemeine Mann gegen die Besitzenden und Bevorrechteten höchlich erbittert. Da fielen die neuen Lehren von der Gütergemeinschaft ꝛc. wie Tröstungen und Himmelsoffenbarungen in die zerschlagenen und umnachteten Gemüter. Es kamen freilich seltsame Äußerungen von Glaubenskraft ohne Erleuchtung durch die Vernunft bei den Neugläubigen zum Vorschein.

Wie weit das Horchen auf „innere Eingebungen" ging, das mögen folgende Vorkömmnisse darthun. In Amsterdam gebot ein Wiedertäufer auf eine empfangene Offenbarung hin, daß Männer und Frauen alle ihre Kleider ablegen und Gott zum Opfer ins Feuer werfen sollten; denn was von der Erde stamme, das müssen Gotteskinder ablegen. So liefen sie, gleichsam in paradiesischer

Unschuld, durch die Straßen, indem sie nach Täuferbrauch über die Stadt ihr Wehe riefen. An einem andern Orte lud eine Wiedertäuferin ihre Freunde zum Gastmahl. Diese fanden zwar den Tisch gedeckt, aber leer. „Der Engel Gabriel," redete sie die Überraschten an, „hat mir verheißen, die Gerichte zu bringen, wie der Herr einst die Kinder Israel in der Wüste mit Manna gespeist hat." Vereint und unter Berufung auf Gottes wichtigere Verheißungen beteten Wirtin und Gäste inbrünstig um Erhörung, mußten jedoch unerhört und hungrig nach Hause gehen.

Eine Basler Wiedertäuferin hoffte auf eine „Verheißung des Herrn" hin, ohne Speise und Trank ihr Leben fristen zu können, wie ja auch Mose, Elias und Christus ohne Speise lange erhalten worden seien. Jedoch am zehnten Tage starb die Schwärmerin. — Eine Wiedertäuferfamilie zu St. Gallen hatte zwei Nächte mit Visionen und Weissagungen zugebracht. Da hieß einer der Söhne seinen Bruder mitten in der Stube niederknieen und schlug ihm mit seinem Schwerte den Kopf ab; so habe ihm der himmlische Vater geboten, erklärte er ruhig den entsetzten Eltern.

Mögen übrigens solche Verirrungen schwärmerischer Überreizung da und dort vorgekommen sein (wofern nicht einzelne derselben als Erdichtungen ihrer zahlreichen Gegner zu beanstanden sind), so bleibt doch unbestritten, daß diese Leute, soweit sie nicht zu den „freien Brüdern" gehörten (die dafür hielten, daß der Wiedergeborene gar nicht mehr sündigen könne), sich eines streng geregelten und sittsamen Lebenswandels beflissen haben.

Von der Taufe an (die kirchliche Kindertaufe ließen sie gar nicht als Taufe gelten) sollte der neue Bruder nach urchristlichem Vorbilde leben, die Welt mit ihrer Lust, wie mit ihren Schmerzen, selbst mit ihrer Bildung verachten. Sie entsagten bei der feierlichen Handlung dem Teufel, der Welt und dem Fleisch und gelobten, fortan allein dem Herrn Christus zu leben. Man warnte die Täuflinge ernst vor aller wissentlichen Sünde, sintemal diese den Gefallenen für immer ausschließe aus der Gemeinde und aus der Gnade Gottes.

Eine so strenge, ja harte Beurteilung auch diese Christen im Allgemeinen erdulden mußten, so hat doch die Reformationsgeschichte auch mildere Urteile über sie verzeichnet. Wolfgang Capito, der Straßburger Reformator, fand unter ihnen „gottselige und wahre Knechte Gottes, Märtyrer Christi und der rechtgläubigen Christenliebe Brüder." Sebastian Franck, einer ihrer heftigsten Gegner, äußert sich in seiner Chronik also über sie: „Ich achte für wahr, daß viele fromme, einfältige Leute in dieser Sekte gewesen sind und noch sind und viele nach Gott geeifert haben."

Auch Martin Butzer, Capitos Mitarbeiter zu Straßburg, bekennt, es sei ihm kein Zweifel, daß liebe Kinder Gottes unter den Leuten seien. Nicht nur die Volkstümlichkeit ihrer Lehren, sondern auch die bis auf wenige Ausnahmen geltende Heiligkeit ihres Wandels machen die reißend schnelle und weit ausgedehnte Verbreitung dieser Gemeinschaft erklärlich.

Ohne uns auf die vielumstrittene Frage nach der Herkunft dieser Religionspartei einzulassen, glauben wir doch feststellen zu dürfen, daß dieselbe nicht, wie irrtümlich angenommen worden ist, aus Sachsen stammt, ebensowenig eine Schöpfung des Thomas Münzer sein kann, da die Täufer dessen Lehren immer verworfen haben und ihr Zeitgenosse Seb. Franck ausdrücklich bemerkt: „Er (Münzer) soll noch (um 1536) einen großen Anhang in Thüringen haben, die sind nicht Täufer, hat auch selbst nicht getauft." Beachtung verdient auch seine weitere Bemerkung: „Gleich in und nach dem Bauernaufruhr (1525) entstand aus dem Buchstaben der Schrift eine besondere Kirche, die nannten Etliche Wiedertäufer, Etliche Täufer. Die fingen an, mit einer besonderen Taufe sich von den andern abzusondern und alle anderen Gemeinden als unchristlich zu verachten. Deren Vorsteher und Bischöfe waren erstlich Balthasar Hubmaier,*) Melchior Rinck, Johannes Hut, Johannes Denk, Ludwig Hätzer."

*) Früher Professor in Ingolstadt, Prediger in Waldshut, nach einer verbreiteten Ansicht Verfasser der berühmten 12 Bauern-Artikel, später in Wien verbrannt.

Alle Zeitgenossen, mögen sie auch über den Ursprung der Sekte verschieden denken, stimmen jedenfalls darin überein, daß deren Ausbreitung über Ober-, Mittel- und Nordwestdeutschland in erster Linie nicht von Sachsen, sondern von der Schweiz aus, zunächst den Rhein entlang, erfolgt ist, und zwar in der Weise, daß sich wiedertäuferische Gemeindegründungen erst vom Jahre 1525 an nachweisen lassen. Die rühmendste Anerkennung spendet ihnen wiederholt ihr zeitgenössischer Gegner, der mehrerwähnte Chronist Sebastian Franck:

„Der Täufer Lauf ging so schnell, daß ihre Lehre bald das ganze Land durchzog und sie bald einen großen Anhang erlangten, viele Tausende tauften und viele gute Herzen zu sich zogen. Denn sie lehrten im Schein nichts denn Liebe, Glauben und Kreuz, erzeigten sich in vielen Leiden geduldig und demütig, brachen das Brot mit einander zum Zeichen der Einigkeit und Liebe, halfen einander treulich mit Vorsatz, Leihen, Borgen, Schenken, lehrten alle Dinge gemein haben und nannten einander Brüder. Sie nahmen so jählings zu, daß die Welt sich eines Aufruhrs von ihnen besorgte, dessen sie aber doch, wie ich höre, allenthalben unschuldig befunden worden sind. [Man greift nach ihnen an vielen Orten mit großer Tyrannei, legt sie gefangen und peinigt sie mit Brand, Schwert, Feuer, Wasser und mancherlei Gefängnis, so daß in wenig Jahren ihrer viele umgebracht worden. Und sie litten als Märtyrer geduldig und standmütig."

Luther selbst bekannte in einem Brief an Jakob Probst: „Die neue Sekte der Wiedertäufer mehrt sich in wunderbarer Weise unter großen Hoffnungen der lebenden, unter ebenso großem Mut der sterbenden Täufer, welche durch Feuer und Schwert gerichtet werden."

Viertes Kapitel.

Die Täufer in der Verfolgung.

„ . . . Wir gönnen ja gerne den friedlichen Bürgern die Freiheit,
Fordern vom Bischof mannlich sie selbst. Doch den Anabaptisten
Trauen wir nicht: die achten ja nicht mehr göttlich noch menschlich
Regiment, und sie denken auf Umsturz jeglicher Ordnung! —
Jetzo begann Rothmann: Ihr Männer des Rats, ich leiste Gewähr euch
. . . . . für die übel verleumdeten Anabaptisten.
Wißt, nicht suchen sie Streit. Nach Frieden und heiliger Eintracht
Geht ihr Verlangen; ein Leben in thätiger Liebe Gemeinschaft
Wollen sie führen; ein Reich glückseligen Friedens zu stiften
Trachten sie einzig, ein Reich, aus welchem für immer verbannt ist
Selbstsucht, Unrecht, Kränkung des Bruders und jegliches Übel,
Welches uns quält: das, wisset, ist anabaptistische Losung."

Hätten wir nicht im Bisherigen die Lehren und Grundsätze, Ansprüche und Hoffnungen der Täufer dargelegt, so müßte es dem Leser geradezu unbegreiflich erscheinen, wie Leute von so unanstößigem Lebenswandel, von solch christlichem Ernste erfüllt, eine so erbitterte Feindschaft, eine so blutige Verfolgung treffen konnte. Dieselbe rührte weniger von dem mit ihnen sympathisierenden gemeinen Volke, als von den höheren Klassen her und ging in der Regel aus von der weltlichen Obrigkeit, von der Kirche, wie von den Theologen beider Konfessionen, gestaltete sich aber in katholischen Ländern zu einem besonders harten und grausamen Gericht. Was mögen die Gründe dieser erbarmungslosen Verfolgung gewesen sein?

Sehen wir uns die Zeitverhältnisse näher an, so finden wir auf den ersten Blick, daß den Täufern die Verbindung mit Münzer und den aufständischen Bauern, die man ihnen mit Recht oder Unrecht schuldgab, zu schwerem Nachteil gereichen mußte. Ersterer, der Gelegenheit fand, zu Mühlhausen im Thüringerland sein Phrophetentum zu verwirklichen und sich der obrigkeitlichen Gewalt zu bemächtigen, hatte es offen als seine Absicht bekannt, „die Christenheit gleichzumachen, die Fürsten und Herren, welche sein Bündnis nicht annehmen wollten, zu vertreiben und totzuschlagen." Mit seiner Niederlage bei Frankenhausen (15. Mai

1525) und seiner Hinrichtung war zwischen den Fürsten und Allen, die mit Münzer in irgendwelchen Beziehungen gestanden hatten, ein Kampf auf Leben und Tod eröffnet. Siegreich bewältigten Erstere den Bauernaufruhr. Rachedürstend wandten sie sich nun gegen die vermeintlichen moralischen Miturheber des Aufstands. Aufrührerische Gesinnungen und Reden, die zu solchen Ausbrüchen Anlaß geben konnten, schrieb man vor Allem den Täufern zu. Sie haben freilich Krieg und Schwertgebrauch verpönt, aber sie haben sich vorzugsweise an den gemeinen Mann gewendet, dessen Selbstgefühl erhöht, sein Nachdenken geweckt und ihn so mittelbar zur Erhebung wider ihre privilegierten Dränger gestimmt und vorbereitet. Und lag nicht in ihren Lehren vom nahen Ende, vom Gericht über die Gottlosen, das der Herr durch den Arm seiner auserwählten Gemeinde vollziehen lassen würde, eine Weckung der Unzufriedenheit, eine dauernde Bedrohung des Rechtes, Lebens und Besitzstandes der Oberen? Was sie von der Obrigkeit und deren Befugnis den Auserwählten gegenüber aufstellten, lautete gleichfalls wenig ermutigend. Die Aufforderung zur Einführung der Gütergemeinschaft, die Verweigerung von Eid und Kriegsdienst ward einer Bedrohung des gesellschaftlichen und staatlichen Rechts- und Ordnungsbestandes gleich geachtet.

Wer endlich die rabies theologorum in Betracht zieht, welche von Anfang an innerhalb des protestantischen Lagers so verderblich gewirkt hat, der fragt nicht nach Gründen für die Thatsache, daß sowohl protestantische als katholische Gottesgelehrte und Geistliche mit ganz besonderer Wut über die Neuerer, meist Handwerker unter Führung weniger wahrhaft gottgelehrter Männer, herfielen als über Leute, die es wagten, ihren künstlich zuwege gebrachten Dogmenbann und -zwang zu durchbrechen und ihnen mit männlichem Freimut, oft mit augenscheinlichem Erfolge zu widersprechen. Bedauerlich ist die Stellung, welche Luther, Melanchthon und Zwingli ihnen gegenüber eingenommen haben, nachdem sie doch anfänglich jenen Geist in ihnen erkannt hatten,

den man nicht dämpfen, nicht löschen dürfe. Noch im August 1524 hatte Luther seinem Kurfürsten geschrieben: „man lasse nur getrost und frisch predigen, was sie können und gegen wen sie wollen; denn, wie ich gesagt habe, es müssen Sekten sein.“ Bald darauf aber forderte er schonungslose Vertilgung der Täufer. Melanchthon hatte den Markus Stübner, einen der Zwickauer Propheten, lange beherbergt und selbst wider Luther geschützt; aber schon 1531 nannte er dessen Gesinnungsgenossen eine „teuflische Sekte,“ gegen deren Führer man aufs strengste einschreiten müsse. Evangelische Prediger bedrohten von der Kanzel die Obrigkeit, welche Wiedertäufer im Lande dulde, denn von solchem Lande müsse der Segen Gottes weichen. Zwingli hatte viele Freunde unter den „Geistlern“ gezählt; seit es aber zu einem Konflikt mit denselben gekommen war, überhäufte er sie mit Schmähungen und Verdächtigungen und schrieb, ihre Sittenzucht verhöhnend: „Sie haben es meist leicht, sich der Erdenfreuden zu enthalten, da sie der Hefe des Volkes angehören. Könnten sie, wie sie wollten, sie würden Sardanapal und Heliogabal hinter sich lassen; jetzt aber machen sie aus ihrer Niedrigkeit sich einen Adel zurecht.“ An anderer Stelle äußert er wenig fein: „Kein Rülpe ist jetzt so grob, wenn ihm etwas träumt oder dunkt, so muß der Heilig Geist ihm eingegeben haben, und will ein Prophet sein.“

Viele der Verfolgungen, welche die Obrigkeit über jene Armen verhängte, sind durch die Hoffart und den Neid der Theologen veranlaßt worden, wie es Wizel im Jahre 1524 andeutet, wenn er schreibt: „Die Sekte dieser Menschen erweckt Haß und Neid bei Allen, welche ihrer Erwähnung thun.“

In Deutschland, vor Allem in der Schweiz, suchte man die Verirrten durch öffentliche Disputationen zurecht zu bringen oder doch vor der Menge zu widerlegen, aber meistens gelang dies nicht. Dann wurden die Hartnäckigen als Gotteslästerer und als solche, die Christum durch ihre Wiedertaufe noch einmal kreuzigten, mit Strafen bedroht und belegt. Sie wurden einge-

türmt, gestäupt, gebrandmarkt, des Landes verwiesen, ihrer Habe beraubt, endlich, da erstere Mittel selten eine Bekehrung gewirkt haben, hingerichtet, oft spöttlicherweise im Strome „wiedergetauft," ertränkt.

Zu Straßburg war ein wohlhabender Kürschner von Windsheim, Claus Frey, in Schwärmerei geraten, indem er Weib und Kind verließ und sich mit einer angesehenen Jungfrau zu geistlicher Ehe verband. Beide wurden verhaftet, blieben aber vor dem Rat auf ihrem Sinn. „Was ihm entgegengeworfen werde, antwortete er auf die Vorstellungen der Geistlichen, das sei alles nur toter Buchstabe ohne Geist, von Schriftgelehrten aufgetrieben, dadurch man das ganze Evangelium aufhebe." Von Mitleid mit dem Verblendeten (vielleicht Wahnwitzigen) bewegt, versprach ihm die Obrigkeit Verzeihung, wenn er die Buhlerin lasse und in sein Hauswesen heimkehre. Er aber blieb unerschütterlich. Da ward er verurteilt. Noch auf dem Todeswege wiederholte er, um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen leide er, zu fördern Gottes Ehr' und aller Welt Wohlfahrt. Am 3. Tage wurde er im Rheine ertränkt.

Am 26. Januar 1536 wurden auf dem Markte zu Jena drei Wiedertäufer enthauptet, welche Melanchthon vergeblich zu belehren und zu bekehren versucht hatte. Einer erklärte, er sei getauft worden durch einen Menschen, von Gott gesandt, welchem vor zwei Jahren zu Frankenhausen der Kopf abgeschlagen worden sei; von der Taufe, die er in seiner Kindheit erhalten, wisse er nichts, halte auch nichts darauf. An den „Brot-Herrgott" im Abendmahl glaube er nicht; was Gott ihm ins Herz geschrieben, habe er erst durch einen Menschen, von Gott gesandt, gelernt. Er erkennt Gottes Wort in der Schrift als die den Weg weise, aber man müsse fürder gehen; ein toter Buchstabe sei unnötig für Leute, welche den Geist empfangen haben. Unter den Christen, erwiderte ein Anderer, sei kein Dieb noch Mörder, sie bedürfen keiner Obrigkeit, denn sie seien alle Brüder. „Alle Kinder," meinte der Dritte, wegen der Kindertaufe befragt, „werden selig, ob Christen, Heiden oder Türken; Gott sei nicht ein solcher Gott,

der ein Kindlein um ein wenig Wassers willen verdamme, denn alle seine Geschöpfe seien gut.

In einem Schweizer Ort wurde ein Wiedertäufer auf der Folter um Heimat und Mitschuldige befragt, indem man ihm Leben und Freiheit zusicherte, wenn er bekenne. „Ich bin ein Erdengeborener," versetzte er, „die Erde ist mein Vaterland und wird auch mein Grab sein. Mein Leib ist in eurer Macht, zerstört, zerreißt, verbrennt ihn, wie es euch gefällt! Gott hat meinen Mund verschlossen, daß er nichts ausspricht, was meinen Brüdern schaden kann, denn ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Meine Seele fließt über von Freude über die inneren Tröstungen, damit der Herr sie erfüllt." Als er nach grausamer Marter unter Bedrohung entlassen wurde, schied er mit den Worten: „Ihr habet zu eurer Verdammnis einen Bekenner der neuen Kirche gesehen."

Im Jahre 1526 hielten die Eidgenossen von Zürich, Bern, Schaffhausen, Basel und St. Gallen einen Tag zu Zürich, um gemeinsame Schritte gegen die Täufer zu verabreden. Darauf machte der Rat von Zürich bekannt, daß nicht nur die, welche eine Taufe vollzögen, sondern alle Teilnehmer an den Versammlungen der Täufer ohne Gnade ertränkt werden sollten. Infolge eines Antrags des Reichstags zu Speier erließ Kaiser Karl ein Mandat gegen die Wiedertäufer, worin er „als römischer Kaiser, oberster Vogt und Beschirmer unseres heiligen christlichen Glaubens" allen Fürsten und Obrigkeiten gebietet, ihre Angehörigen zu „warnen vor der kürzlich aufgestandenen neuen Irrsal und Sekt des Wiedertaufs und deren unwilligem, verführerischem und aufrührerischem Anhang", und verordnet, „daß alle und jede Wiedertäufer und Wiedergetaufte, Mann- und Weibspersonen, verständigs Alters, vom natürlichen Leben zum Tod, mit Feuer, Schwerdt oder dergleichen, nach Gelegenheit der Personen, ohn vorgehend der geistlichen Richter Inquisition, gericht und umgebracht werden. . . .

Gegeben in unser und des heiligen Reiches Stadt Speier,

am 23. Aprilis nach Christi Geburt 1529.“ Also ausgeschlossen vom Reichsfrieden, ohne Anspruch auf Verteidigung und Rechtfertigung, vogelfrei — das war das Los dieser Ärmsten im Reiche der Reformation!

Begreiflich ist es, daß diese Verfolgung der „schlimmsten Söhne Luthers“ von seiten katholischer Obrigkeiten am eifrigsten und grausamsten betrieben worden ist. Im Jahre 1530 bekam die österreichische Zwischenregierung von Württemberg den Wiedertäufer Augustin Bader, einen Augsburger Kürschner, in ihre Gewalt. Dieser Halbnarr kündigte den Anbruch des hundertjährigen Reiches an und führte für sein halbjähriges Söhnlein, in dem er eine Art von Messias ahnte, eine Königsausstattung mit sich. Derselbe wurde, wie seine Begleiter, zu Stuttgart umhergeführt, auf jedem Platze mit glühenden Zangen gezwickt und dann samt jenen enthauptet. Kein Wunder, hieß es nachher im Volke, daß der „große Sterbet“ darauf folgte, der allein zu Stuttgart von etwa 8000 Einwohnern 1500 wegraffte.

Noch reichlicher floß das Blut der Wiedertäufer in den österreichischen Landen. Kaiser Ferdinand, der zweifelsohne die Wiedertäufer so wenig kannte als manche andere Fürsten, ließ seinen Landvogt mit Bewaffneten umherziehen und gefangen setzen, köpfen und hängen, was verdächtig schien. Herzog Wilhelm von Bayern gab sogar seinen Beamten die schauerliche Weisung: „Wer widerruft, wird geköpft; wer nicht widerruft, wird verbrannt.“

Schon die Zeitgenossen jener Unglücklichen sahen mit Staunen auf dieses Volk, das so fröhlich für seinen Glauben in den Tod ging und alle Aufforderung zum Widerruf entschieden ablehnte.

Wahrhaft tragisch erscheint es dabei, daß die Protestanten gegen diese ihre Brüder mit fast ebenso liebllosem Urteil und grausamem Gerichte vorgingen, wie ihre katholischen Widersacher. Melanchthon verzollte ihren Todesmut für „eine Verstockung vom Teufel“, und Luther schrieb: „Man kann diese Ungeheuer weder durch Schwert noch durch Feuer bändigen.“ Dachten diese Re-

formatoren nicht daran, daß, während sie also von irrenden Brüdern schrieben, ihre eigenen Anhänger in katholischen Landen denselben Märtyrertod erlitten und dieselben Anschuldigungen erfahren mußten? Wenn damals die Wiedertaufe an sich schon für ein Kapitalverbrechen galt, erinnerten sie sich dann nicht daran, daß einst auch das Christentum an sich bei den Heiden als todeswürdiges Verbrechen gegolten hatte? Mußte sie nicht die Thatkraft, Glaubens- und Leidensfreudigkeit dieser neuen Märtyrer an das Märtyrertum der Christen der drei ersten Jahrhunderte erinnern?

Wohl gilt auch von dieser Verfolgung, daß das Blut der Christen der Same der Kirche ist, daß, um mit Luther selbst zu reden, „die Asche nicht abläßt zu stäuben": immerhin jedoch hat diese Verfolgung dem oberdeutschen Täufertum den Todesstoß gegeben. Zerstreut und zersprengt, fristeten die Überlebenden ein kümmerliches Dasein. In Winkeln, Wäldern, in Höhlen und Klüften hielten sie ihre Andacht und gedachten mit Schmerz ihrer erwürgten, gemordeten Brüder.

Noch sind Klaggesänge der mährischen Huttiten vorhanden, worin jene düstere Stimmung ihren Ausdruck gefunden hat, z. B. die herzbewegliche schlichte Strofe:

„Dein armes Häuflein hat kein statt,
Das man jetzund verjaget hat.
Kein Trost ist mehr auf Erden,
Daß ihm möcht' hülflich werden,
Man will sie nur ermorden.
Der Heiligen ist eine kleine Zahl,
Der Glaub' hat abgenommen.
Es ist ein Hirt und ein Schafstall,
Darein will niemand kommen!"

Eine düstere Stimmung, ein leidenschaftlich erregtes Harren auf den Tag der Rache trat an die Stelle der Geduld und Ergebung. Die Führer, welche die Täufer in den Bahnen der Mäßigung erhalten hatten, waren weggerafft worden. Jetzt be-

kamen jene Geister die Oberhand, welche das Lieblingsthema des gemeinen Mannes: „Das Reich der Gläubigen naht, der Untergang der Gottlosen steht bevor" in allen Tonarten zu Gehör brachten. In die norddeutsche Tiefebene ward jetzt der Schwerpunkt dieser erschütternden Bewegung verlegt. Dort erhoben die auf Herrschaft und Rache sinnenden Genossen das Haupt, entschlossen, der Hütte Gottes eine Wohnung unter den Menschenkindern zu errichten — nach ihrer Weise.

Fünftes Kapitel.

Zu Münster.

Rothmann und seine Reformpartei für die Wiedertaufe gewonnen.

„Rothmann kommt, und erglühend . . .
Faßt er des Fremdlings Hand: „O sei mir gegrüßt, du Ersehnter!
Ruft er, „du, der bisher aus der Ferne das Herz mir befeuert,
Du, auf welchen die weit umher in den Landen Zerstreuten
Blicken als Führer und Herrn, den sterbende Seher verkündet
Als den Begründer des Reiches der himmlischen Güter auf Erden.
Ihr auch, Brüder umher, frohlockt! Zujauchzt dem Propheten,
Der mit den Seinen zu uns herkam, dieweil ihm der Vater
Münster im Traume gezeigt als erkorene Stätte des Heiles!"

Der unerbittliche Gang der Geschichte führt uns nach Münster zurück. Wir haben gesehen, wie Bernt Rothmann, der dort dem Evangelium zum Sieg über den Katholizismus verholfen hatte, infolge verschiedener inneren und äußeren Einflüsse vom Luthertum zum Zwinglitum, von diesem zu widertäuferischen Grundsätzen geführt oder vielmehr gedrängt wurde, so daß er nur noch einen Schritt zu thun hatte, um im Lager der Wiedertäufer anzulangen. Die lutherische Partei, an deren Spitze der edle Syndikus van der Wieck stand, und die im Magistrat die Oberhand hatte, versuchte den einflußreichen Volksprediger zum Schweigen über die strittigen Punkte zu bewegen; doch vergebens. Und als ihm der Rat geradezu die Besprechung abweichender

Lehren verbot, gelobte er zwar Gehorsam, predigte aber alsbald heftiger denn je gegen die Kindertaufe. Ja, um solcher Einmischung der weltlichen Obrigkeit in geistliche Angelegenheiten für die Zukunft vorzubeugen, stellten er und seine Genossen, die Prediger Hermann Staprade an St. Lamberti, Heinrich Roll an St. Aegidi, Gottfried Stralen an der Überwasserkirche, ferner Joh. Klopriß und Dionysius Vinne unter dem Beifall der Gemeinde den Satz auf, daß in Sachen der Religion der Gemeindeversammlung das endgiltige Urteil zustehe. Mit diesem von wiedertäuferischem Geist eingegebenen Beschluß, den der Rat schweigend hinnehmen mußte, war dessen Macht zum Voraus lahmgelegt. Fortan konnte er die Bewegung nicht mehr beherrschen, sondern derselben nur protestierend folgen oder weichen. Zwar raffte sich derselbe zu thatkräftigem Verfahren auf, als einzelne jener Geistlichen sich weigerten, Kinder zu taufen, und alle zusammen dem Rat den Gehorsam aufkündigten. Er verschloß denselben die Kirchen und entsetzte den Rothmann seines Amtes. Nun aber nahm das niedere Volk eine drohende Haltung an; dadurch ließ sich die Obrigkeit abermals einschüchtern. Auf Bitten der Olderleute räumte sie dem Abgesetzten die Servatiuskirche ein, allerdings immerhin nur gegen dessen schriftliches, vom 3. Oktober 1533 datiertes Versprechen, in seinen Predigten die streitigen Fragen nicht berühren zu wollen. Dieser Erklärung hatte er freilich die bedenkliche Clausel angehängt: „bis meine Lehre von schlechten Beimischungen gereinigt sein und Gott den Menschen eine bessere Erkenntnis der Wahrheit gegeben haben wird.“ Diese Bedingung machte einerseits das Versprechen fast wertlos und verriet andrerseits die Gedanken der Herzen. Denn lag darin nicht das Eingeständnis des Siegers, daß er die schwachen Seiten seiner Partei und Sache erkannte, mochte er auch immerhin auf die Möglichkeit einer Reinigung und Läuterung Beider hoffen? Letztere zu bewirken, faßte er ein Glaubensbekenntnis ab, welches die Anschauungen und Bestrebungen der Genossen formulieren, damit aber zugleich fixieren und zum Still-

ſtand bringen ſollte. Am 8. November 1533 wurde dieſes „Bekenntnis von beiden Sakramenten“ veröffentlicht; es war von Rothmann, Klopriß, Staprade, Vinne und Stralen, jedoch von keinem der lutheriſchen Prediger unterzeichnet. Die Taufe der unverſtändigen, willen- und ſprachloſen Kinderchen brandmarken ſie als ein greuliches Laſter, ja als den Urſprung der Verwüſtung und des ganzen Abfalls der heiligen Kirche. Vielmehr iſt ihrer Meinung nach die Taufe „eine Eintauchung ins Waſſer, welche der Täufling begehrt und empfängt zu einem wahren Zeichen, daß er den Sünden abgeſtorben, mit Chriſto begraben ſei, dadurch auferſtehet in ein neues Leben, fortan nicht in den Lüſten des Fleiſches, ſondern nach dem Willen Gottes gehorſamlich zu wandern.“ Demnach iſt die Taufe „eine Pforte oder ein Eingang in die heilige Kirche und eine Anziehung Jeſu Chriſti,“ dagegen keineswegs ein „Wahrzeichen der Gnade, wozu ſie Einige machen.“ Während denn dieſes merkwürdige Glaubensbekenntnis evangeliſcher Geiſtlicher die religiöſen Grundgedanken der Täufer betont, hält es ſich vorerſt von der ſchwärmeriſchen Erwartung des 1000 jährigen Reichs, das heißt von überſpanntem Chiliasmus frei.

Dieſem Glaubensbekenntnis in Wort und Schrift ging um dieſe Zeit noch das Glaubensbekenntnis der That und der Wahrheit als Bewährung des erſteren treulich zur Seite. Denn, wie auch Kerſſenbroick in ſeiner „Geſchichte des Münſter'ſchen Aufruhrs“ zugeſteht, „die Täufer wetteiferten damals in Werken praktiſchen Chriſtentums. Wohlhabende Brüder und Schweſtern ſchenkten all ihr Gut an die Armen, vernichteten ihre Pfandbriefe und gaben ihren Schuldnern alle Schuldſcheine zurück. Sie entſagten allen weltlichen Vergnügungen und befliſſen ſich eines ernſten, enthaltſamen Lebenswandels.“ Darin folgten ſie vielfach dem ſchönen Beiſpiel, das ihnen und allen Glaubensgenoſſen Rothmann gab, der Allen in Ausübung der Tugenden des Evangeliums voranleuchtete. Daher erſcholl ſein Ruf in die entlegenſten Gebiete, und aus den Niederlanden wie aus Niederdeutſchland

strömten apostolische Brüder und Solche, die es werden wollten, der westfälischen Metropole zu.

Dieses Zuströmen von überspannten Menschen mußte jedoch die evangelischen Ordnungsparteien so gut, als die noch vorhandenen Katholiken, in hohem Grade beunruhigen. Daher beschlossen beide Teile den Rat in seinen Schritten gegen die Neuerer kräftig zu unterstützen. Gelegenheit dazu fand sich bald. Am 2. November hatte Rothmann eine Predigt gehalten, die zu aufrührerischen Bewegungen Veranlassung gab. Darauf hin ließ der Rat alle Kirchen schließen und die Bürgerschaft um energischen Beistand ersuchen. Schon standen beide Parteien einander bewaffnet gegenüber (die Katholiken waren zu selbständigem Auftreten zu schwach), als der Rat es vorzog, mit den Täufern Unterhandlungen anzuknüpfen. Rothmann durfte in der Stadt bleiben, seine Amtsgenossen aber wurden ausgewiesen und durch lutherische Prediger ersetzt, nämlich: Theodor Fabricius aus Kassel und Johannes Lening von Melsungen, welche eine neue Kirchenordnung feststellen sollten.

Trotzdem war auf eine dauernde Regelung der evangelischen Gemeindeverhältnisse nicht zu hoffen, so lange Rothmann in der Stadt weilte. Wenn ihm auch die Kirchen verschlossen waren, so lehrte er doch in Privatversammlungen, und hier nur um so ungescheuter, fort. Als der Rat den Schmied Johann Schröder, Rothmanns begeisterten Zuhörer, der auf dem Lambertikirchhof wiedertäuferische Lehren verkündete, verhaften ließ, ward derselbe von der Schmiedezunft gewaltsam befreit. Jetzt, da es offenkundig ward, daß nicht der evangelische Rat, sondern die Wiedertäufer Herren der Lage waren, kehrten die vertriebenen, diesen geistesverwandten Prediger zurück. Mit ihnen erschienen aber Fremdlinge, die sowohl dem evangelischen Gemeinwesen der Stadt Gefahr drohten, als das bisherige Haupt der Unabhängigen um seine leitende Stellung brachten. Erst schlossen sie sich bewundernd an den gefeierten Prediger der Freiheit und Wahrheit an; bald aber hatten sie ihn in den Zauberkreis jener Männer gebannt, welche,

vorerſt noch aus der Ferne, die täuferiſche Bewegung am Mittel- und Unterrhein mit überlegenem Geiſte lenkten und, derweil ſie ſelbſt im Hintergrunde blieben, die Fäden der großen Verſchwörung in ihren Händen hielten. Einer dieſer leitenden Geiſter war der Franke Melchior Hofmann, derſelbe, der die reformatoriſch-wiedertäuferiſche Lehre vom oberdeutſchen Süden in den niederdeutſchen Norden verpflanzt hat, der Täuferſage nach der Vater der niederländiſchen Brüder.

Sechſtes Kapitel.

Melchior Hofmann, das Haupt der friedlichen Täufer.

Zu den überraſchenden Erfolgen der Reformation wie des Täufertums trug beſonders die warme Teilnahme bei, welche der Handwerker- und Kaufmannsſtand dieſen Bewegungen entgegenbrachte. Reiſende Kaufleute und Handwerker, haben wir oben vernommen, erwieſen ſich, neben etlichen wandernden Litteraten, flüchtigen Mönchen und Prieſtern, als die opferwilligſten Sendboten und Verkündiger der neuen Lehre. Mit Stolz haben die Brüder dem Herrn Chriſtus das Dankgebet nachgeſprochen: „Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieſes verborgen haſt vor Weiſen und Verſtändigen, und haſt es Unmündigen geoffenbaret; ja, Vater, denn ſo iſt es wohlgefällig vor dir geweſen!“ Was von Seinesgleichen herrührt, das findet bei dem gemeinen Mann einen ganz andern Widerhall, als das Wort des ſtudierten Gelehrten, weil deſſen Bildungsſtufe und Weltanſchauung ihm eine gänzlich fremde und fremdartige iſt. Mit dem erſten Hammerſchlag des Mönchs von Wittenberg an die Pforte der dortigen Schloßkirche erwachte das deutſche Bürgertum, deſſen Händen eben die Harfe des Meiſtergeſanges entfallen war, und trat geiſtesrege wie kampfbereit unter

das Thor und auf den Markt, um mitzuraten und mitzuthaten bei der Neuordnung des Lebens in Staat und Kirche, in Gesellschaft und Haus. Alle Zunftgattungen sind dabei vertreten: unter den nachdenklichsten und geschäftigsten finden wir die von der Zunft der Kürschner oder Pelzer, meist weitgereiste und vermögliche Leute, die ihr Beruf vielfach in nordische Länder führte. Diesem Handwerke gehörten die Wiedertäufer Claus Frey von Windsheim im Elsaß, Augustin Bader von Augsburg, Melchior Rinck (nach einer verbreiteten Ansicht identisch mit dem Nachfolgenden oder doch dessen Alterego) und last not least Melchior Hofmann von Schwäbisch-Hall. Was die Achtung der Menge vor solchen Handwerkerpredigern wesentlich erhöhte und ihrem Thun das Gepräge vollster Überzeugungstreue verlieh, das war ihre ungemeine Uneigennützigkeit. Gleich seinen gebildeteren Mitarbeitern Reublin, Manz, Blaurock und anderen hat er jeglichen Lohn für seine geistlichen Missionsdienste zurückgewiesen. Auf ein erhabenes Vorbild konnten sich diese fahrenden Prediger hierin berufen, auf den rabbinisch gelehrten Apostel Paulus, der selber von sich gerühmt hat: „Ich habe von Keinem Silber oder Gold oder Kleidung begehrt; ihr wisset ja, daß für meine und meiner Begleiter Bedürfnisse diese meine Hände Dienst gethan haben.“ Allerorten nährte sich Hofmann von der Arbeit in seinem Handwerk, soweit nicht die Gastfreundschaft seiner Gönner und seiner Glaubensgenossen ihm die Handarbeit ersparte.

Die beweglichen, leicht entzündbaren Franken vom Kocher-, Jaxt- und Taubergrund hat die Kunde von Luthers That und Wort unter den ersten ergriffen, hat alle Stände mit Begeisterung erfüllt. Neues Leben sproßte aus dem Totenfeld, Blüte um Blüte geistlichen Denkens und Fühlens öffnete sich am Lebensbaum der deutschen Nation; üppig schoß die Pflanze der Gewissens- und Denkfreiheit ins Kraut. Jeder denkende Kopf schuf sich, die volkstümlich redende Lutherbibel in der Hand, sein eigenes religiöses und soziales System, in deutschem Trotz die Eigenart bis an die Grenze des Denkbaren und Vollziehbaren

reckend und dehnend. In kühner Übertragung der prophetischen Reden und Bilder Alten und Neuen Bundes, von denen ihm Sinn und Herz erfüllt waren, auf die Gegenwart und seine Sache, strömte er über von Geistesergüssen in neuen Zungen, daß er sich mit der Gnadengabe der Prophetie „begnadet" wähnen mußte. Ein Mann von regster, bilderreichster Phantasie, deutete er die Weissagungen eines Ezechiel und Daniel, vor allem des Apokalyptikers Johannes, auf seine Tage und Zeiten. Diese erschienen allzu epochemachend, als daß er nicht jetzt alles der Erfüllung nahe geschaut hätte, was je die gotterfüllten Seher der heiligen Schrift geweissagt und vorgebildet haben.

„Der jüngste Tag bricht an, die Wiederkunft des Herrn steht bevor" — das war der Kern und Stern seines Träumens, Denkens und Redens. Für die Wahrheit, wie er sie zu fassen vermochte, wollte er mit Gut und Blut einstehen und das Äußerste erdulden. Es trieb ihn die Liebe, seine Mitmenschen zu erretten vor dem hereinbrechenden Zorngericht, sie zur Wahrheit zu erwecken und zu geistiger Erneuerung und Herzensumwandlung zu leiten. „Thut Buße, ändert euern Sinn! denn das Reich des Christs ist nahe" — das war der Grundgedanke, den er hundertfältig abgehandelt und nach Zeit, Ort und Hörern abgewandelt hat.

Wie 300 Jahre später Albrecht Bengel, so hat Melchior Hofmann das Wagestück unternommen, Zeit und Stunde festzustellen, da der Herr wiederkommen müsse.

„In sieben Jahren", prophezeite er im Jahre 1526, „wird die Welt untergehen und Christi Wiederkunft erfolgen." Und als die sieben Jahre um waren und der Irrtum auf der Hand lag, hat er den entscheidenden Zeitpunkt auf das Jahr 1535 hinausgerückt, wo sich die Dinge allerdings zum Endgericht entwickelten, freilich in anderem Sinne, als die Täufer es gemeint haben.

Vom Jahre 1524 an finden wir den demütigen und opferwilligen Apostel von selbsterwählter Vollmacht in Livland und Schweden, wohin ihn der Bedarf seines Handwerks geführt hatte, mit Predigen und Weissagen die Bevölkerung erregend, darum

auf königlichen Befehl aus Stockholm vertrieben, oft auch, wie in Riga und Dorpat, von der Obrigkeit gemaßregelt, dagegen meist von der Volksgunst geschützt und gehalten. Den evangelischen Prädikanten, die ihm als einen Laien das Predigen wehren wollten, hat er mit dem ganzen Selbstgefühl des Autodidakten, des Zöglings der hohen Geistesschule Gottes, geantwortet und sie als „Fleischliche, nicht Geistliche" bezeichnet, die nur das Ihre suchen. Es war oft weniger der Inhalt seiner Reden, als der Ton der Begeisterung, womit sie vorgetragen wurden, und sein zuversichtliches Auftreten, was seine Zuhörer mit fortriß. Gleich dem Apostel Paulus konnte er hoch und niedrig sein, mit Königen und Doktoren verkehren so gut, als mit der Geringsten einem. König Friedrich von Dänemark, der Wohlgefallen an dem originellen, bescheidenen Manne fand, erlaubte ihm, seine Lehre in Holstein zu verkündigen; im Jahre 1527 ließ er sich denn als Prediger in Kiel nieder. Bald aber geriet er in Streit mit den dortigen Lutheranern, die Herzog Christian, des Königs Sohn, beschirmte. Ein Religionsgespräch, das man zwischen ihm, Dr. Carlstadt u. a. auf der einen, Dr. Bugenhagen und anderen Lutheranern auf der andern Seite in Flensburg veranstaltet hatte, fiel zu Ungunsten der Melchioriten aus, die daher des Landes verwiesen wurden.

Zu Flensburg war auch Luthers Abendmahlslehre zur Sprache gekommen. Hofmanns Ausspruch, er könne nimmermehr ein Stückchen leiblich Brot für seinen Herrgott ansehen, empörte auch die Menge, so daß sie ihm sein Haus plünderte und verheerte. Mit Luther stand er zuerst auf freundschaftlichem Fuß, ja erließ in Gemeinschaft mit demselben ein Sendschreiben an seine alte Dorpater Gemeinde; wiederholt besuchte er den Reformator zu Wittenberg. Auch lautete Luthers Zeugnis über den Mann anfangs ganz glimpflich und gelinde: „Hofmann", schrieb er noch unter dem 9. Mai 1528, „meint es zwar wohl, fährt aber zu geschwinde; man muß still und säuberlich vorgehen."

Bald aber wendete sich das Blatt, und Hofmann hielt dafür,

daß Luther nur ein neues Fastnachtsspiel auf die Bahn gebracht habe und ein neuer Papst geworden sei, der seinen Träumen nach verdamme oder selig spreche. Fortan ging er seinen eigenen Weg, der ihn jedoch um 1529—30 in das Lager der apostolischen Brüder geführt hat, denen er ja innerlich, ohne es zu wissen, längst nahestand. Er hat wohl von einem derselben die Wiedertaufe empfangen und fortan sich der Sache seiner Brüder in Christo geweiht, ohne ihnen jedoch seine eigenartigen Meinungen zum Opfer zu bringen. Für letztere hat er vielmehr unter den Täufern zahlreiche Anhänger gewonnen. So für den (vielleicht von einem bedeutenderen Zeitgenossen entlehnten) Satz, Christus habe von der Jungfrau Maria kein Fleisch und Blut angenommen, sondern sei als das Wort durch sie hindurchgegangen, wie die Sonne durch ein Glas.

Mehr noch als durch seine mündliche, hat er durch seine schriftliche Predigt und durch Formulierung der wiedertäuferischen Lehre gewirkt. In der Schrift „Ordinanz Gottes" legte er die Befehle Gottes an seine Apostel dar, als deren einen er sich gleichfalls betrachtete. Dieselbe war in niederdeutscher Mundart abgefaßt und bestimmt, den Nordwesten für das Evangelium der Brüder, das neue Laienevangelium, zu gewinnen. Zu Straßburg in den Bund aufgenommen, eilte er hinab an den Niederrhein, von da in die Marschen und Sümpfe des Friesenlandes, welches die Nordsee bespült, war er ja doch von seinen ersten Wanderjahren her genau mit Land und Leuten vertraut. Begünstigt von Graf Enno II., durfte er die (Wieder-) Taufe öffentlich vollziehen, wie er denn im Jahre 1529 in der Kirche zu Emden gegen 300 Personen in den Bund der apostolischen Brüder aufnahm. Gleichwohl ward das Jahr darauf alles, was „mit der Sekte der Wiedertaufe behaftet" war, aus dem Lande gewiesen. Vor seinem Scheiden setzte er als Hirten der Gemeinde zu Emden einen gewissen Johann Trypmaker ein. Vertrieben, gründete dieser eine neue Gemeinde zu Amsterdam, welche fortan den Mittelpunkt der Bewegung in den Niederlanden bildete. Auch

zu Lüttich, Maſtricht und Aachen entſtanden Brüdergemeinden; allerwärts mehrte ſich die Zahl der Anhänger. Der blutigen Verfolgung wegen, die jetzt ausbrach, ließ Hofmann mit der Erteilung der Taufe für zwei Jahre innehalten. Er hatte ſich zum Leiter des ganzen niederdeutſchen Bundes emporgeſchwungen, ſo daß „Wiedertäufer“ und „Melchioriten“ gleichbedeutende Bezeichnungen wurden. Die Gläubigen verehrten in ihm einen der zwei Zeugen der Offenbarung, den Propheten Elias, der wiederkommen ſollte, und warteten ſehnſüchtig auf den zweiten, den unſterblichen, himmliſchen Henoch. Seinem Beiſpiel und Befehl gehorchten ſie in allen Stücken, hatten ſie ja doch bei der Taufe gelobt, Chriſti Willen getreulich zu erfüllen, dem heidniſchen Weſen der Welt zu entſagen und einander zu lieben wie Brüder und Schweſtern. Ihren irdiſchen Beſitz wollten ſie als gemeinſchaftlichen betrachten, allen Überfluſſes ſich zu Gunſten der Armen entäußern, jeden Schmuck ablegen und in einfacher Kleidung einhergehen. Kamen ſie zuſammen, ſo lauſchten ſie geſpannt der Predigt und Erklärung der Heiligen Schrift und brachen das Brot des Herrn. Der Gebrauch von Wehr und Waffen war ihnen unterſagt; die Leiden, die Gott ſeinen Kindern auferlege, ſollten ſie in Geduld, ohne thätlichen Widerſtand gegen die Gottloſen tragen. Das entſprach vollkommen dem Sinne des ſanftmütigen und liebreichen Täuferhauptes.

Eines Tages ward in einer Verſammlung, die Hofmann hielt, ein Greis vom Wahrſagegeiſt erfaßt, legte ihm die Hände auf und ſprach: „Du wirſt zu Straßburg ein halbes Jahr im Gefängnis liegen, aber hernach durch deine Diener in aller Freiheit dein Predigtamt über die ganze Welt verordnen.“ Im Sommer 1533 ward er in der That zu Straßburg, wohin er gegangen war, in den Kerker geworfen. Mit Freuden ſtieg er in die Kerkernacht hinab, ſollte es doch nur ein düſterer Durchgang werden zur Verherrlichung ſeiner großen Sache, zur Erfüllung der uralten Weisſagung, die er auf ſich und den unbekannten Andern deutete: dem Herrn voran aus dem neuen geiſtlichen

Jerusalem (Straßburg) auszuziehen an der Spitze der 144000 jungfräulichen Apostel des Lammes. Sein und seiner Genossen sehnsüchtiges Hoffen ist jedoch bitter getäuscht worden: Melchior Hofmann blieb im Kerker und ist nach langen, bangen 9 Jahren dort gestorben!

Nicht lange ist sein Werk, der niederländische Gemeindebund, verwaist geblieben. Bald durchlief dessen Kreise die Freudenbotschaft: der zweite Zeuge der Offenbarung, der unsterbliche Henoch, ist erschienen; zu Haarlem ist ein neuer Prophet erstanden, auf dem zwiefach des Elias Geist und Segen ruht. Wen haben jene starken Männerseelen, die Kinder mit der unerschütterlichen Hoffnung, dafür gehalten? Entsprach der Erschienene dem Bilde, das sie sich vom wiederkehrenden Henoch entworfen hatten?

Siebentes Kapitel.

Die gemäßigten Melchioriten von dem kriegerischen Täufertum verdrängt.

Der Prophet von Haarlem.

Als der verheißene Prophet, als Henoch, der zweite Zeuge, wollte gelten: Jan Matthiesen (Matthys), seines Zeichens ein Bäcker, gebürtig aus Haarlem, einer Stadt in Nordholland. Jetzt ist Haarlem ein ansehnliches Gemeinwesen von gegen 50,000 Seelen, weithin bekannt durch seine bedeutende Blumenzucht, seine Dünenbleichen, wie seinen Luſtwald beim königlichen Schloß und zahlreiche Landhäuser der Reichen. Vor 370 Jahren zeichnete sich die Stadt weder durch Schönheit und Reinlichkeit noch durch vielseitige Gewerbe- und Handelsthätigkeit aus. Die Zeitbücher der Gegenwart gedenken mancher großen Söhne dieser Stadt, wie des Seehelden Jan Barendsz, des Baumeisters Jakob van Campen, der Maler Ostade, Wouvermann und Berghem, auch

der tapferen Weiber des Jahres 1573; des schlichten Bäckers aber mit dem hohen Geist und dem entschlossenen Mut, zu dem so viele Niederländer mit scheuer Bewunderung als zu einem religiösen Genius emporgesehen haben, gedenken sie nicht. Ein verwegener Charakter! Die Sache der Wiedertäufer schien nach der Verfolgung und nach Hofmanns Tod unrettbar verloren: da wagte der Haarlemer Bäcker vor die bestürzten Brüder hinzutreten mit dem kühnen Wort: Ich bin Henoch, der zweite Zeuge! Schrecken und Zweifel erfaßte die Hörer. Wie? Hatten nicht die Prophetinnen zu Straßburg dasselbe schon von Cornelis Poltermann und von dem großen Kaspar Schwenkfeld, dem Königlichen und Geistesfreien, ausgesagt? Das war ein gefährlicher Augenblick, gefährlich für die Gemeinde, gefährlich für den, der mit so ungeheuerlichem Anspruche vor sie hintrat! Jan Matthiesen erkannte das. Seiner selbst gewiß, griff er zur nie versagenden Waffe des Schreckens, zum Terrorismus. Alle, die seiner Stimme nicht gehorchen, ihn nicht für den rechten Henoch annehmen wollten, wurden zur Hölle verflucht, auf ewig dem Teufel übergeben. Das Anathema wirkte. Viele Brüder glaubten sich schon in der Hölle, verschlossen sich in ihr Kämmerlein und brachten da ihre Tage in Fasten und Beten zu. Die unerfahrenen und einfältigen Gemüter schenkten den Behauptungen Glauben, welche der Bäcker als Offenbarungen Gottes mit Täuferbegeisterung vortrug. Der Schüler Melchior Hofmanns trat, unbekümmert um den Straßburger Gefangenen, zu dem die Brüder als zu einem Heiligen und Märtyrer noch Jahre lang wallfahrteten, sofort als Meister und Herr auf und begann alsbald mit dem Werke der Taufe, das seither geruht hatte und noch länger hätte ruhen sollen.

Matthiesen eröffnete sein Prophetenamt im September 1533 mit der Aussendung von 12 Aposteln. Je zwei zogen diese aus durch die Städte Hollands und durch Westfalen. Sie verkündeten den Frieden und mahnten zur Geduld, erzählten von den Zeichen und Wunderthaten, womit der neue, vom Herrn erweckte Prophet

zu ihnen gekommen sei, und fügten aufmunternd bei: Zweifelt nicht, lieben Brüder! Wir sind nicht weniger mit Kraft und Wundergabe ausgerüstet, als die Apostel am Pfingsttage. Fürchtet euch nicht vor der großen Tyrannei! Christenblut soll nicht mehr auf Erden vergossen werden; Gott wird in kurzem alle Tyrannen und alle Gottlosen von der Erde vertilgen, sie, die so viel Blut vergossen haben.

Wohin sie kamen, vollzogen sie die Taufe, ernannten Hirten oder Bischöfe, denen sie das Werk der Taufe übergaben, und wanderten in Eile weiter. War eine Gemeinde gegründet, so gingen von dieser alsbald neue Sendboten aus, um mit demselben Eifer für die gemeinsame Sache zu werben. In kurzem war Nordholland, Yssel und Westfriesland von Getauften angefüllt, die fast ebenso fest an dem gottgesandten Jan Matthiesen hingen, wie zuvor an Vater Melchior Hofmann. Ach, daß das apostolische Werk im Geiste des letzteren fortgeführt worden wäre! Allein bald trat es offen zu Tage, daß zwischen Hofmann und seinem Nachfolger eine weite, tiefe Kluft befestigt war. Zwar die Form und den Buchstaben der Hofmannschen Lehre ließ er bestehen, aber ein neuer Geist durchdrang dieselbe, nicht mehr der Geist christlicher Milde und Duldung, sondern der Geist der Rache, des Hasses und des Umsturzes: der dem Abgrunde entstiegene Dämon der Revolution. Wieder einmal sollte es diesem finsteren Geist gelingen, sich in einen Engel des Lichtes zu verstellen und unter dem Deckmantel der Religion sein schauriges Werk zu vollbringen: Menschenseelen zu verderben und die schöne Gotteswelt mit Blutvergießen, mit Seufzen und Ächzen zu erfüllen und mit bitteren Thränenfluten zu überschwemmen. Der neutestamentliche Gott der Liebe ward zum alttestamentlichen Gott der Heerscharen, der durch den Arm seiner Auserwählten die Feinde seines Reiches vertilgen läßt an seinem großen, schrecklichen Tage. Hatte Jans Lehrer und Vorgänger die Gläubigen ermahnt, die geistliche Waffenrüstung: den Helm des Heils, das Schwert des Geistes, den Schild des Glaubens, den Panzer der

Gerechtigkeit anzulegen und in Wachen und Flehen wider den Seelenfeind zu ſtreiten, ſo rief der Prophet von Haarlem im Namen des Herrn Zebaoth und im Geiſte der kriegeriſchen Richter des zerſtreuten Gottesvolks die Gläubigen auf zum Kampf. „Greifet zum Schwert!“ mahnte er durch ſeine Herolde, „und vertilget die Gottloſen vom Erdboden!“

Dieſen Teil ſeiner demagogiſchen Reden entnahm er dem Alten Bunde. Aus dem Offenbarungsbuch des Neuen heraus aber redete er, wenn er die Wiederkunft des Meſſias-Chriſtus zum Weltgericht und zur Aufrichtung ſeines Reiches, darin die Gläubigen herrſchen ſollten, in ſiegesgewiſſer Prophetie verkündigte.

Wann haben ſolche Reden vergötterter Volksmänner bei der Menge nicht gezündet? Vollends in einer Zeit, wie im Anfang des 16. Jahrhunderts, wo der gemeine Mann unter den Unbilden der Elemente, unter dem Druck der wirtſchaftlichen Not und dem noch ſchwereren der Ausbeutung und Mißhandlung ſeitens der höheren, der beſitzenden Klaſſen ſo Hartes zu erdulden hatte?

Kein Täuferbüchlein fand damals eifrigere Leſer als „das Büchlein von der Rache“ (erſchienen im Dezember 1534), worin ausdrücklich zum Gebrauch des Schwertes wider eine gottloſe Obrigkeit ermuntert wird: „Die Zeit der Rache iſt an uns gelangt, liebe Brüder; Gott hat den verheißenen David erweckt, gerüſtet zur Rache und Strafe über Babylon mit ſeinem Volke. Hier habt ihr gehört, wie es ſoll zugehen und wie reicher Lohn uns erwartet, und wie herrlich wir ſollen gekrönet werden, wenn wir tapfer und männlich ſtreiten und wiſſen, mag Gott uns nun Tod oder Leben verleihen, daß wir nicht können verloren werden. Hierum, liebe Brüder, rüſtet euch zum Streit, nicht allein mit den demütigen Waffen der Apoſtel zum Leiden, ſondern auch mit dem herrlichen Harniſch Davids zur Rache, um mit Gottes Kraft all die babyloniſche Gewalt und all das gottloſe Weſen auszurotten.“ So ſchloß das Rachebüchlein. Niemals hat der Appell an die Leidenſchaften der Maſſen, nie der Aufruf zu wilder Selbſthilfe verſagt!

Achtes Kapitel.

„Auf, nach Münster! Auf, zum Neuen Jerusalem!“

. . . . . Da erschallt's mit freudigem Zuruf:
„Heil dir, o Matthiesen! Heil dir! In Treue gewärtig
Sind wir: O führ' uns jetzt zur erkorenen Stätte des Heils,
Die du verkündet uns hast! Wir folgen dir, Meister von Haarlem!“
Und vortritt der Prophet: „Zur harrenden Stadt an der Aa nun
Führ' ich euch; lang währte die Nacht, weit irrte der Umweg,
Doch nun erstrahlt uns der Tag, der versammelt die Streiter von Sion.“

Am 24. November 1533 erschienen die Sendboten des niederländischen Propheten in Münster. Sie fanden da einen wohlzubereiteten Boden, empfängliche Hirten und Herde, darum gastliche Aufnahme. Bald hatten sie die Entdeckung gemacht, daß Gott Münster zu seiner Stadt erkoren habe. War doch der redemächtige Prädikant, der Mann mit dem Zaubertrank, der jeden von ihm Getauften für immer festhielt, ihrer Sache zugethan. Der Rat vermochte nichts mehr wider Rothmann. Zwar ermannte er sich wieder einmal und ließ die wiedertäuferisch gesinnten Prädikanten aus der Stadt treiben. Aber, von der Menge geleitet, kamen sie durch ein anderes Thor wieder herein, entschlossen, zu bleiben, weil der Vater es geboten habe. Mächtig gärte es in den geheimen nächtlichen Versammlungen. Oft wurden die Schlummernden von dem schauerlich durch die Stille der Nacht klingenden Rufe aufgeschreckt: „Wehe, wehe! Thut Buße! Laßt euch taufen, daß ihr der Rache des Herrn entfliehet! Sein Tag ist nahe!“ Man zählte damals 1400 Personen, Vornehme und Niedrige, Laien und Nonnen, Einheimische und Fremde, denen das Bundeszeichen der Wiedertaufe erteilt wurde, und zwar von den Predigern Rothmann, Roll, Stralen und Vinne, welche es selbst von dem Apostelpaar empfangen hatten.

In den Niederlanden waren allerorten blutige Verfolgungen über die apostolischen Brüder verhängt worden. Viele der Versprengten sahen in Münster ihr Zoar, wo sie Bundesgenossen

und Sicherheit fanden, und wo sich ihrer Sache die herrlichsten Aussichten eröffneten, die Stimmung ihrem Wesen günstig war und der Geist sich bereits in allerlei erwecklichen Anzeichen zu offenbaren begann. Ein verzückter Schneider wollte den himmlischen Vater, die Siegesfahne in der Rechten, von viel tausend Engeln umgeben, drohend in der Höhe gesehen und den Ruf vernommen haben: „Thut Buße! Thut Buße! Gott will seine Tenne fegen und die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen. Wollt ihr dem Zorne entfliehen, so nehmet das Zeichen des Bundes!“

Am 13. Januar 1534 waren die weitergezogenen Apostel durch neue Sendboten Matthiesens ersetzt worden. Einer der Beiden war Jan von Leyden (Johann Bockelsohn, Beuckels, Beuckelszoon), der schon früher dagewesen war, nur um, wie er sagte, die „dappern Prediger“ zu hören. Jan war der Sohn Beuckels (deutsch Bockel), des Schultheißen von Soevenhagen, im Ehebruch erzeugt mit einer leibeigenen Münsterländerin, namens Alit, mit welcher sich der Vater später verehelichte, nachdem er sie losgekauft hatte. Er war in Leyden, der südholländischen Stadt am Altrhein, bei Verwandten erzogen worden. Zwar erhielt er nur eine notdürftige Ausbildung, immerhin reichte dieselbe bei seiner Begabung aus, um ihn über den geistigen Gesichtskreis seiner Genossen zu erheben. Er hatte, von der Not gezwungen, das Schneiderhandwerk erlernt. Geistig rege, von den großen Zeitfragen ergriffen, forschte er eifrig in der Heiligen Schrift, besonders auch in den Schriften Thomas Münzers und des in Täuferkreisen nicht vergessenen Melchior Hofmann. Die Sitte der Wanderschaft führte den Jüngling nach England und Flandern. Als angehender Mann kehrte er nach Leyden zurück, verehelichte sich dort mit einer vermöglichen Schifferswitwe und begann Handelsgeschäfte. Von Handelsreisen, die ihn in das portugiesische Lissabon und in die Hansestadt Lübeck geführt hatten, kehrte er bankrott nach Leyden zurück. Dort eröffnete er eine Schenke, wo sich bald eine fröhliche Geselligkeit entwickelte. Seine

ſchlanke, kräftige Geſtalt, die männliche Anmut ſeiner Züge, ſeine munteren Einfälle, ſeine dichteriſche und muſikaliſche Begabung lockten viele Gäſte herbei. Den wander- und neuerungsluſtigen Schneider-Wirt, Minne- und Meiſterſänger ſcheint jedoch auch dieſe Erwerbsart auf die Dauer nicht befriedigt zu haben. Denn im November 1533 ſehen wir ihn für den Propheten von Haarlem gewonnen, wiedergetauft und als deſſen Apoſtel auf dem Wege nach Münſter. Er ſtand damals im 25. Jahre ſeines Lebens.

In Münſter trat er anfangs mit aller Vorſicht auf. Er ſuchte Fühlung mit dem weltlichen Haupte der Partei, Knipperdollinck. Seine Erſcheinung und Rede machte auf dieſen Mann einen ſolchen Eindruck, daß er ihn in ſein Haus aufnahm. Dem ſchönen, im Frauenumgang beſonders gewandten jungen Fremdling ward es nicht ſchwer, in raſchem Sieg Herz und Hand ſeiner Tochter zu erobern. Als Schwiegerſohn des nächſt Rothmann einflußreichſten Bürgers hatte er ſich im Umſehen eine Stellung im Münſter erobert.

Berend (Bernt) Knipperdollinck betrieb das Geſchäft eines Tuchhändlers. Er ſtammte aus einer reichen und angeſehenen Familie und war ein Mann von vorteilhaftem Äußern, von geſundem Verſtande, aber von unruhigem, verwegenem Sinn, vermöge ſeiner volkstümlichen Beredſamkeit, Schlauheit und Kühnheit wie geſchaffen zum Verſchwörer und Revolutionär. Schon im Jahre 1527 hatte er einen Aufſtand wider Biſchof und Rat zu Gunſten etlicher Ruheſtörer durchzuführen gewußt. Täuferiſchen Anſichten ſcheint er ſich frühe ergeben zu haben und als eine Art von Reiſeprediger der Reformation umhergewandert zu ſein. Im Auguſt 1524 finden wir ihn mit Melchior Hofmann und deſſen Doppelgänger Melchior Rink in Stockholm. Dort veranlaßten ſie das Volk zu bilderſtürmeriſchem Aufruhr und predigten in der Weiſe der Geiſtler in den Kirchen, deren Pforten ſie hatten erbrechen helfen. Kurz entſchloſſen, jagte ſie König Guſtav Waſa aus dem Lande, denn er wollte die vernünftige Reformation, die er eben im Be-

griffe war in Schweden einzuführen, nicht durch fremde Schwarmgeister gefährdet wissen. Wenige Jahre darauf sehen wir Bernt zu Münster an der Spitze der politisch-sozialen Oppositionspartei, also die beiden Haupttriebfedern, die religiös-kirchliche und die politisch-soziale in seiner Person und Wirksamkeit innig verflochten. Rothmann und dessen Genossen hatten eine mächtige Stütze gefunden an dem wortgewandten und thatkräftigen Haupte der Volkspartei.

Der evangelische Rat war um diese Zeit mit den Gildemeistern übereingekommen, daß der Glaube freigegeben und jede Partei sich verpflichten sollte, die Ihrigen im Zaume zu halten. Aber die Fremden, die „Holländer," wie das Volk sie nannte, wollten es nicht zu einer ruhigen, stetigen Entwickelung des evangelischen Gemeinwesens kommen lassen, sie bedurften beständiger Aufregung und immer neuer Schreckensszenen: unter deren Eindruck sollte jeder Widerstand allmählich erlahmen.

Es war am 9. Februar 1534 morgens 7 Uhr, daß plötzlich 500 bewaffnete Täufer den Prinzipalmarkt und das Rathaus besetzten. Die Evangelischen griffen gleichfalls zu den Waffen und sammelten sich auf dem Überwasser-Kirchhof. So standen sich links und rechts vom Aheflüßchen, das Münster durchschneidet, zwei feindliche Lager gegenüber. Aber der Vorteil war auf Seiten der Ordnungspartei; mit einem raschen Schlag hätte sie alles beendigen können, wenn sie nicht vor der Beihilfe der Bischöflichen und des Adels zurückgeschreckt wäre. Denkwürdiger Abschnitt dieser beklagenswerten Revolution! Schon an den Losungsworten erkannte man den Charakter der Scharen, die sich kampfbereit gegenüberstanden: „hie Christus!" riefen die Evangelischen, „hie Vater" die Wiedertäufer. Letztere sangen die Nacht über Psalmen, während ihre Weiber betend auf den Knieen lagen. Der Geist der Offenbarung schien über sie gekommen, denn der eine schaute einen Mann in der Luft mit goldener Krone, einem Schwert in der Rechten, einer Rute in der Linken, der andere eine Gestalt, der das Blut aus den Händen trof; der dritte feurige Wolken,

die sich auf die Stadt herabzusenken schienen, während der apokalyptische Reiter auf dem weißen Rosse darüber hinsprengte. Diese mystische Hellseherei, diese religiöse Ekstase ergriff selbst verstandesklare Männer wie Knipperdollinck, daß er vom Geist getrieben wurde, mit dem täuferischen Weheruf durch die Straßen, ja ins gegnerische Lager zu stürzen, so daß er fast des Todes war und von den Evangelischen in den Kirchturm gesperrt wurde. Schon nahte letzteren die Hilfe: bewaffnete Bauernscharen, die adelige Sippschaft der Domherren, ja der Bischof selbst war mit seiner Reiterei im Anzug. Da ließen sie sich auf Unterhandlungen mit den eingeschüchterten Täufern ein. Am dritten Tag ward diesen der Friede gewährt und ein Vertrag des Inhalts abgeschlossen, daß die Waffen niedergelegt, die Gefangenen losgegeben werden und völlige Glaubensfreiheit herrschen sollte; die Täufer versprachen, in weltlichen Dingen der Obrigkeit gehorchen zu wollen. So hatte diese Partei nun eine rechtlich anerkannte Stellung in der Gemeinde erlangt, dank der Furcht der Ordnungspartei vor dem Übergewicht des Katholizismus, und dank dem Verrat eines von deren Häuptern, des Bürgermeisters Hermann Tilbeck, der kurz darauf öffentlich zu den Täufern übertrat. Er hatte die Botschaft von dem Nahen der Hilfe unterschlagen und die Anerbietungen des Amtsdrosten Theodor v. Merveldt zurückgewiesen. Unter Thränen verließ der Amtsdroste die Stadt, indem er laut beteuerte, dieser Friede bringe derselben den Untergang. Der Bischof, schon in der Nähe angelangt, brach in Thränen aus bei der Nachricht von diesem verhängnisvollen Friedensschluß und wandte fluchend sein Pferd. Daß er den abgeschlossenen Vertrag nicht billigen würde, war vorauszusehen; daß über Münster ein schweres Ungewitter heranzog, das erkannten alle, außer den von Siegesjubel trunkenen Täufern.

Die Führer der Ordnungspartei gaben jetzt ihre Sache verloren; die Besten verließen die Stadt. Der edle Syndikus van der Wieck zog von dannen, um nach Bremen überzusiedeln. Den Mann aber, den der Bischof hätte ehren und belohnen sollen, ließ

der verblendete Kirchenfürſt unterwegs verhaften und in Fürſtenau ohne Recht und Urteil enthaupten. Haßte er etwa den gemäßigt Evangeliſchen noch heftiger, als die täuferiſchen Ultras? Es iſt ungewiß, was den Fürſtbiſchof zu dieſer ſchlimmen That getrieben, die er ſpäter bitter bereut hat. War etwa ſeine mit Köln eng verbundene Geiſtlichkeit dem Manne gram, der einſt den gelehrten Reuchlin zu Rom gegen den berüchtigten Ketzermeiſter Hochſtraten von Köln verteidigt hatte? Brachte ſie den erleuchteten Syndikus in Verbindung mit den Verfaſſern der Epistolae virorum obscurorum (der Dunkelmännerbriefe), welche den Kölnern ſo tief ins Fleiſch geſchnitten hatten?

Man ließ die Auswandernden alle ihre Habe mitnehmen, nur Waffen und Lebensmittel nicht. So wollten es Rothmann und Knipperdollinck, die eine Belagerung befürchteten, welche auch in der That ſchon im nächſten Monat ihren Anfang nahm. Dagegen ließen ſie den Brüdern zu Osnabrück, Soeſt, Weſel, Coesfeld, Warendorf u. a. anſagen, ſie ſollten eiligſt mit Weib und Kind gen Münſter ziehen und den wahren Gottesdienſt aufrichten helfen. Der Prophet Jan Matthieſen war ſelbſt erſchienen; Jan Bockelſon hatte es zu Prophetenruf gebracht — „zwei Propheten, vom Vater nach Münſter geſandt, die, durch Frömmigkeit und Heiligkeit des Lebens ausgezeichnet, das Wort Gottes rein und ohne alle menſchliche Zuthat mit unglaublicher Lieblichkeit predigen“ —, ſo ſchrieb derſelbe Rothmann, der wenige Monate zuvor der Gattin des Predigers Gerhard Cotius, die ihn um Rat fragte, ob derſelbe einen Ruf nach Lemgo annehmen ſolle, geantwortet hatte: „Meine Schweſter, laßt ihn nach Lemgo gehen, denn hier will es nicht gut werden!“ Der hochbegabte Mann ahnte die grauſe Zukunft, aber er vermochte ſich nicht mehr loszumachen. Die Revolution gleicht einem Mahlſtrom oder einer Charybde, die unwiderſtehlich alles in den Abgrund reißen, was ſich ihrem Bereiche genähert hat. Die Geiſter, die er gerufen, wurden ihm zu mächtig, und er mußte ihnen mit Gut und Blut, Ehre und Willen zu eigen werden. Zerfallen mit den Evange-

lischen wie mit den Katholischen, sahen sich die Prädikanten in einer schwierigen Lage. Wollten sie nicht auswandern und die Hand vom Pfluge ziehen, so mußten sie mit dem Strome schwimmen.

Neuntes Kapitel.

Im Neuen Jerusalem.

Sieg des radikalen Täufertums.

Groß ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unsere Herzen
Rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?
wird nicht fehlen den Reinen der Mut und dem Mute die Reinheit?
. . . . . Ein innerer Drang wird ergreifen
Gleichwie ein Rausch, wie ein Fieber, die Menschen, ein heiliger Wahnsinn,
Bis sich das innere Wort in allen Gemütern lebendig
Regt, und nimmer allein . . .
Nein, auf alle zusammen der Geist sich in flammender Klarheit
Senkt und jeder sich selbst wird Priester, Erlöser und Mittler.
Schwärmer benennen sie uns. Ja, Schwärmer, das müssen wir werden,
Herrscht nicht lange genug schon das nüchterne Wort und der Buchstab'?

Am 23. Februar 1534 mußte, altem Herkommen gemäß, eine Neuwahl für die Besetzung der städtischen Ämter stattfinden. Unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse fiel diese Wahl zu Gunsten der Täufer aus; denn zu Bürgermeistern wurden erwählt: Bernt Knipperdollinck und dessen Gesinnungsgenosse Kibbenbroick. So lag denn die reiche und mächtige Hauptstadt Westfalens den neuen Propheten zu Füßen. Der Höchste schien damit selbst Münster dazu ausersehen zu haben, das Neue Jerusalem zu werden, und schien sich zu der Wiederaufnahme der Münzerschen Art, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen, mit seinem Segen zu bekennen. Groß war die Freude der Täufer über ihre unerwartete Rettung, die ihnen ein Wunder deuchte, größer noch ihr Jubel über ihren Sieg. „Ärger," sagt der alte Kerssenbroick (der in seinen Berichten jedoch nicht allzuviel Glauben verdient, wurde er doch wegen deren Mangelhaftigkeit aus der Stadt verbannt), „wüteten nicht die Mänaden, als das rasende Weibervolk."

Mit fliegenden Haaren rannten Weiber schamlos umher. Die einen warfen sich, Arme und Hände ausgestreckt, kreuzweise auf die Erde, andere auf den Rücken, starrten den Himmel an und riefen zum himmlischen Vater; wieder andre hoben sich mit rasenden Sprüngen von der Erde, als wollten sie fliegen; andre klatschten in die Hände, knirschten mit den Zähnen und zerfleischten sich die Brüste; einige lachten laut, andre vergossen Thränen. Dazwischen wildes Geschrei, Aufruf zur Buße, Gebete für die Gottlosen und Verwünschungen derselben.

Da der Auszug der „Gottlosen", d. h. der Nichttäufer, starke Lücken in die Bevölkerung gerissen hatte, so wurde durch neue Sendlinge allerorten zum Zuzug der Brüder mit Weib und Kind, Hab und Gut aufgefordert. Überreichlich ward der Abmangel gedeckt. Unter anderen zogen her Heinrich Krechting, Go- (Gau-) Graf zu Schöppingen, mit Weib und Kind nebst vielen Bürgern des Städtchens; ferner dessen Bruder, Bernhard Krechting, Pastor in Gildehaus, mit vielen seiner Pfarrkinder; aus Coesfeld mit zahlreichen Genossen der reiche Peter Schwering; weiter Hermann Regewart, Prediger zu Warendorf, mit einer Schar; selbst Adelige, wie Werner v. Scheiffort; Johann's von der Recker Gemahlin samt Tochter, der Braut des Conrad v. Doerloe.

„Wir haben," sagt Rothmann in dem der Propaganda gewidmeten Buch „von der Institution oder Wiederherstellung der rechten und gesunden christlichen Lehre, Glaubens und Lebens" (vom Oktober 1534), „nicht allein unsere Güter unter die Hände der Diakonen gemein gemacht und leben davon nach Notdurft, sondern wir preisen auch Eines Herzens und Eines Mutes Gott durch Christum und sind geneigt, mit allerlei Dienst einander zuvorzukommen. Und demnach alles, was der Eigensucht und dem Eigentum gedient hat, als kaufen und verkaufen, arbeiten um Geld, Rente oder Wucher gebrauchen, ja auch mit den Ungläubigen, dazu der Armen Schweiß, essen und trinken, das ist: eigene Leute und unsere Nächsten also gebrauchen, daß sie erarbeiten müssen, davon wir uns mästen, und was weiter der Liebe Ab-

bruch thun müßte — ist in Kraft der Liebe und Gemeinschaft bei uns ganz gefallen, und wie wir wissen, daß Gott nun alsolchen Greuel abthun will, also wollen wir lieber in den Tod gehen, denn daß wir uns wiederum dazu kehren sollten; wir wissen, daß man mit solchen Opfern dem Herrn gefällt. Ja, es mag kein Christ oder Heiliger dem Herrn behagen, der nicht in solcher Gemeinschaft steht oder zum mindesten, darin zu sein, von Herzen geneigt ist."

Mit der Erklärung, daß es „zu dieser Zeit den Christen erlaubt sei, gegen die gottlose Obrigkeit das Schwert zu gebrauchen" und mit der Ankündigung des (bereits erwähnten) „Büchleins von der Rache", „dessen sich die Brüder mit Freuden verwundern sollen," schließt obige Flugschrift, die massenhaft verbreitet wurde und außerordentlichen Erfolg hatte. Der Zuzug von auswärts nahm jetzt einen nicht geahnten Umfang an.

Durch das Zuströmen einer der gemeinsamen Sache mit Gut und Blut ergebenen Menge gelangten die Täufer vollends zur Übermacht, nicht minder durch ihren nunmehrigen Einfluß im Rat. Jetzt ging es an eine wilde Bilderstürmerei. Die „Götzentempel" wurden zerstört, der Dom mit seinen herrlichen Kunstwerken verwüstet, Bilder zerschnitten, Reliquien und Hostien mit Füßen getreten, Grabmäler und Wappen zertrümmert, die gemalten Fenster und Orgeln zerschlagen. In den Klöstern ward derselbe Greuel der Verwüstung angerichtet, nicht minder in den evangelischen Kirchen, soweit da die Pietät noch Bildwerke geschont hatte. Die wertvolle Bücherei des berühmten Rudolf v. Lange, welche die seltensten Werke und Handschriften enthielt, wurde den Flammen preisgegeben. Die Spitzen der Türme, gebot Knipperdollinck, sollten niedergestürzt werden, denn das Hohe müsse erniedrigt, das Niedrige erhöht werden. Auf den Plattformen der Türme wurden Kanonen aufgepflanzt. Das reiche, vor der Stadt gelegene Stift St. Mauritz wurde — schon der Verteidigung wegen — von Grund aus zerstört. Reiche Beute gewann dort jener Haufe von verlorenen Existenzen, welchen jede Revolution

an die Oberfläche bringt, und deren Gunst sich die zeitweiligen Machthaber durch immer neue Raubspenden erhalten müssen. Denn mit den Redlichen war auch eine Menge von verkommenen Menschen, Flüchtlinge, Ehebrecher, Diebe und Mörder in Münster zusammengeströmt. „Wo das Aas ist, sammeln sich die Geier."

Zehntes Kapitel.

Matthiesens theokratischer Terrorismus.

Um die Rebellenstadt von ihrer Verbindung mit den gleichfalls täuferisch erregten Nachbarstädten abzuschließen und sein Strafgericht auszuüben, zog Fürstbischof Franz von Waldeck mit seinen Streitkräften und den Hilfstruppen katholischer und evangelischer Nachbarfürsten heran.

Diese Gefahr schlug den Mut der Machthaber zu Münster keineswegs nieder, ja steigerte nur deren Fanatismus und finstere Entschlossenheit. Die „heilige Stadt" sollte nun, um auf die Höhe ihrer Aufgabe zu gelangen, von aller Unreinigkeit gesäubert werden. Die „Vernichtung der Gottlosen" sollte vor sich gehen, nicht im bildlichen oder geistlichen Verstand, sondern im buchstäblichen, eigentlichen Sinn. So meinte es wenigstens Jan Matthiesen, als er die Menge mit folgenden Worten anredete: „Diese christliche Republik hat einen glücklichen Anfang genommen durch die gnädige Fügung des himmlischen Vaters; ob sie aber bei so verschiedenen Meinungen, Sekten und Unruhen von langer Dauer sein wird? Mit nichten! Daher ist es der Wille des himmlischen Vaters, daß dies heilige Jerusalem von aller Unsauberkeit gereinigt werde; und mein Rat ist dieser, daß *umgebracht* werden alle Papisten, Lutheraner, alle, die sich nicht zu unserer Lehre bekennen, damit eine Gesellschaft werde, die aus lauter wahren Christen bestehe, ungestört im Dienste des himmlischen Vaters."

Doch Knipperdollinck mißbilligte eine so barbarische Maßregel und erachtete es für ratsamer, die Ungläubigen aus der Stadt zu jagen, wofern sie sich nicht taufen lassen wollten. Dieser Rat gefiel, und der Prophet stimmte selbst bei. Am nächsten Tag sollte derselbe ausgeführt werden. Eine blutrote Morgendämmerung eröffnete diesen Tag, den 27. Februar 1534. Schneegestöber erfüllte die Luft, ein eisiger Nordwind durchfegte die Straßen. Bewaffnet sammelten sich die Täufer. Jetzt rannte der Prophet mit dem Schreckensruf durch die Straßen: „Bekehret euch, ihr Ungerechten! Seht ihr nicht, wie die Natur sich empört ob euren Schandthaten? wie das Schwert der göttlichen Rache über euren Häuptern schwebt? Empfanget das Bundeszeichen, daß ihr nicht ausgeschlossen werdet aus dem Volke Gottes!“ Vor dem Rathaus fiel er auf die Knie nieder. Alles stand in stillem Gebet und harrte seines Befehls. Plötzlich sprang er auf, und wie aus tiefer Verzückung heraus sprach er: „Das ist der Wille des Vaters, daß sich die Ungläubigen sofort wiedertaufen lassen oder die Stadt meiden. Fort mit den Söhnen Esaus! Diese heilige Stadt gehört den Söhnen Jakobs!“

Wildes Geschrei durchtobte die Stadt, als der Prophet geendet: „Hinaus, ihr Gottlosen!“ riefen die bewaffneten Täufer, die Straßen durchstürmend, „Gott wacht auf, euch zu strafen! Die sich nicht bekehren, sollen aus der Stadt weichen, sonst wird Gott sie töten.“ Viele ließen sich taufen. Dies geschah auf dem Prinzipalmarkt durch Rothmann und seine Amtsgenossen, deren jeder einen Eimer Wasser vor sich hatte. Daraus gossen sie den vor ihnen Knieenden die Hände voll auf den Kopf mit den Worten: „Im Namen des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes“, indem sie die Täuflinge ermahnten, das Böse zu lassen und das Gute zu thun. Sehr viele aber verließen die Stadt aus Furcht vor dem Gesindel, das nun obenan war.

„Die Wiedertäufer haben,“ berichtete später der Bischof an die Landstände, „alle frommen Bürger, Männer, Frauen und Kinder, mit großer Bedrohung und Schrecken von ihren Häusern

und in Armut aus der Stadt verjagt, ihrer Sekten Anhang und fremde Ankömmlinge in der Geistlichen und Weltlichen Wohnungen und Güter gesetzt, Kranke, Schwangere und gebrechliche Personen elendiglich vertrieben, daß in keinen Landen, auch von keinen Unchristen, Türken oder Heiden solche unerhörte Grausamkeit vernommen ꝛc. ꝛc." Draußen fielen die Vertriebenen den Bischöflichen in die Hände. Diejenigen, welche das Jahr zuvor sich im Kampfe um die Reformation bemerklich gemacht hatten, wurden mit dem Tode bestraft. Auf die Nachricht von diesem Blutgericht entschlossen sich in Münster auch die dem Taufzwang Entronnenen, die sich bisher verborgen gehalten hatten, das Bundeszeichen anzunehmen, um dem von allen Seiten drohenden Tode zu entgehen. Aber man traute ihnen nicht und beschloß, sie durch Schrecken mürbe zu machen. Die zuletzt Getauften, etwa 300 Männer, ließ man eines Tags auf dem Domplatz antreten und die Waffen ablegen. Voll Furcht und Todesangst warfen sich die Unglücklichen nach Täuferart auf das Angesicht und flehten um Gnade. Stundenlang ließ man sie in Ungewißheit über ihr Schicksal. Endlich hieß man sie aufstehen und geleitete sie in die Kirche zu St. Lambert. Dort wurden sie eingeschlossen und mußten drei Stunden im Gebete zubringen und den Vater um Erbarmen anflehen, daß er das Thor der Gnade aufschließen wolle. Ein schreckliches Wehklagen erscholl in dem Gotteshaus. Endlich erschien Johann von Leyden, trat vor einen Altar und sprach: „Liebe Brüder, ich soll euch verkündigen von Gottes wegen, daß ihr Gnade von Gott erlangt habt, daß ihr bei uns bleiben und ein heiliges Volk sein sollet." Zwischen ihm und Heinrich von Tongern mußten nun die Erlösten einzeln hindurchgehen, wobei ihnen beide die Hände auf das Haupt legten und sie segneten. Jetzt erst glaubte man sich der Einwohnerschaft versichert.

Dieser Wachsamkeit gegen innen ging die nach außen zur Seite.

Knipperdollinck leitete die Verteidigung der Stadt. Diese, zuvor schon mit Wall und Graben umgeben, wurde noch stärker

befestigt. Aus den Glocken goß man Kanonen, brachte Kriegs- und Mundvorrat durch die Einschließungslinien und fertigte im Dome Schießpulver an. Die Verteidiger wurden in Fähnlein und Rotten eingeteilt, die in geregeltem Wechsel die Wälle bei Tag und Nacht bewachen mußten, auch durch kräftige Ansprachen des Bürgermeisters ermutigt. Ein am 6. März unternommener Ausfall aus dem Hörster Thor glückte, ebenso der, welchen die Eingeschlossenen acht Tage später aus dem Jüdefelder Thor unternahmen.

Die bei den Täufern herrschende Nüchternheit sicherte ihnen den oft betrunkenen Landsknechten gegenüber manchen Vorteil. Selbst Weiber beteiligten sich bei dem Wachdienste und zeigten sich besonders nachts geschäftig, die tagsüber entstandenen Mauerbreschen mit Erde und Dünger zu verstopfen. Sogar die Knaben bereiteten sich für die Verteidigung ihrer Heimat vor, indem sie sich im Pfeilschießen übten. Von wildem Fanatismus erfaßt, hat im März 1534 eine Täuferin Hille Feiken aus Friesland, eine „sonderlich schöne" Frau, sich entschlossen, als eine zweite Judith den Holofernes, Bischof Franz von Waldeck, zu ermorden. Sie ging ins feindliche Lager. Von den Wachen ergriffen, bekannte sie dem Wolbecker Amtmann, sie sei aus der Stadt gewandert, weil sie des dortigen Lebens überdrüssig sei. Sie habe ein Geheimnis, das sie jedoch nur Sr. bischöflichen Gnaden mitteilen könne, und begehrte, zu dem Bischof geführt zu werden. Diesem war indes ihr Anschlag durch den Münsterer Bürger Hermann Ramers, der davon Kenntnis erhalten, verraten worden. Auf die Folter gespannt, zeigte sie eine außerordentliche Glaubensfreudigkeit und Begeisterung für ihre „heilige" Sache, erklärte sich auch willig, falls sie im Irrtum sei, sich eines Besseren belehren zu lassen. Der Bischof ließ ihr sofort das Haupt abschlagen.

Noch waren aber nicht alle jene Lehren und Forderungen ins Leben eingeführt, die der Prophet seiner Schriftauslegung gemäß für göttliche Gebote erklärte: in erster Linie fehlte es noch an der Durchführung der Gütergemeinschaft.

Von den zu ihrer Einführung unternommenen Schritten erzählt uns ein schlichter Bürger der Stadt, Meister Heinrich Gresbeck, erst Landsknecht, dann Schreiner, aus Neugierde in die belagerte Stadt zurückgekehrt, wiedergetauft, dann glücklich über die Mauer entronnen. „Demnach sind," berichtet er, „die Propheten, Prädikanten und der Rat zu Rate gegangen, wollten alle Güter gemein haben. So sind sie des eins geworden und haben beschlossen, daß alle Güter sollten gemein sein, daß ein jeder sollte sein Geld, Silber und Gold aufbringen, wie auch ein jeder zuletzt gethan hat." Doch fügte sich die Gemeinde nicht so ohne weiteres diesem so tief einschneidenden Beschlusse. In den Volksversammlungen mußte Jan van Leyden alle die Beredsamkeit entfalten, die ihm zu Gebote stand, um die Widerstrebenden zur Einwilligung zu bewegen. Erst nach 2 Monaten, zum Teil mit harten Strafen, gelangte der Beschluß zur Durchführung.

Matthiesen hatte alles aufgeboten, um demselben gesetzliche Kraft zu erwirken, vor allem wieder durch Hereinziehung der nie versagenden religiösen Triebfeder. Er hatte verkündigt, der Vater wolle, daß alle Güter unter den Christen gemein seien, doch nicht nach eines jeden Willkür, sondern nach Notdurft. Er hatte in einer Gebetsversammlung 7 Diakonen (nach dem Apostelgeschichte 2, 44. 45. erzählten Vorgang) erwählen lassen, um diese Güter unter die christlichen Brüder nach Bedürfnis zu verteilen. Er selbst nannte (natürlich „nach einem göttlichen Wink") die Namen dieser Sieben und ließ sie durch die Prädikanten in ihrem Amte bestätigen und durch Handauflegung einweihen.

Nun hatte er das allgemeine und das Privatvermögen in seiner Gewalt und war somit Herr der Stadt und der Gemeinde. Streng führte er das Beschlossene durch. Jeder sollte bei Lebensstrafe sein Gold, Silber (geprägtes und ungeprägtes) und allen kostbaren Schmuck in die Kanzlei tragen. Zwei „weissagende" Mädchen mußten es anzeigen, wofern jemand etwas für sich behielte. Das Schatzhaus wurde drei Verwaltern übergeben. Renten und Zinsen durften fortan weder gezahlt noch gefordert werden.

Die Hausthüren sollten Tag und Nacht offen stehen, nur etwa mit einem Gatter versehen, um die zahlreichen Ferkel abzuhalten, die in den Straßen umherliefen.

Schwerlich ist es mit der Ausführung der Gütergemeinschaft weiter gekommen, als zu dem von Anfang an befolgten Verfahren, „den Überlauf mit den christlichen Brüdern zu teilen.“ Eine schrankenlose Gütergemeinschaft hat wohl nicht stattgefunden; Erb- und Eigentumsrecht haben fortbestanden; denn eine Verordnung aus der letzten Zeit des Reiches lautete: „Wer dem andern soviel nimmt als ein Ei, der soll sterben!“ Der gemeinsame Geldschatz diente zum Ankauf von Massen-Vorräten und zur Ernährung der unter den Waffen stehenden Mannschaft, eine Zeit lang auch zur gemeinsamen Speisung der Gemeinde, wie es denn in der Ältestensatzung heißt: In den 6 Häusern speiset man alle Tage viermal die Gemeinde; die Brüder sitzen für sich, die Schwestern für sich; und wenn man sitzet zur Tafeln, soll niemand Böses sprechen. Vor dem Essen beten sie; darnach singen sie einen Psalm, während des Essens wird ein Kapitel aus dem Alten Testament verlesen ꝛc. Später, als die vermeintliche Gleichheit aufhörte, zeichneten die Diakonen die Vorräte jeder Haushaltung auf und nahmen Überflüssiges zu Gunsten der Dürftigen und der Streiter weg. Niemand sollte bezüglich der Kleidung neuen Gebrauch und fremden Schnitt einführen; zerschnittene Kleider à la mode sollte kein Christ tragen. „Es soll zwar,“ lehrte man, „den Gerechten alles gemein sein, gleichwohl soll jeder arbeiten, dazu er nutz ist.“ Dagegen sollte der Mißbrauch der Arbeit des Nächsten zu eignem Genuß, alles was der Eigensucht dient, aufhören. Ferner wurde alles, was sonst der geselligen Unterhaltung, der Aufheiterung des Gemütes, der Befriedigung des angeborenen Kunsttriebes dient, wie musikalische Instrumente, Spielgeräte, Zeitvertreibe ꝛc. vernichtet. Matthiesen wollte vom Vater im Himmel vernommen haben, es sollten außer der Bibel keine Bücher gelesen werden. Daher wurden eines Tags eine Menge Bücher, Handschriften, aber auch Urkunden und Schuld-

briefe auf dem Domhof aufgeschichtet und unter Psalmengesang verbrannt.

Der Verachtung, welche man gegen Papisterei und Pfaffheit hegte, gab man höhnischen Ausdruck, indem man eine Strohpuppe mit einer Bischofsmütze bekleidete und auf ein dürres Rößlein setzte, das man mit päpstlichen Breves behängte; an dessen Schweif wurde jene Vertragsurkunde befestigt, welche, mit den fürstlichen Siegeln versehen, die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses verbürgte. So ausgestattet jagte man die Mähre in das feindliche Lager. Es war offenkundig, daß der Prophet jeden Zusammenhang mit der Vergangenheit zerreißen, den Seinen jede Rückkehr zur Versöhnung abschneiden und sie unauflöslich an seine Person ketten wollte. Mit ihm sollten sie siegen oder mit ihm untergehen!

Dieser Fremdling hatte sich durch Mißbrauch der täuferischen Begeisterung zum unumschränkten Diktator einer mächtigen deutsch-evangelischen Gemeinde aufgeschwungen. Niemand konnte ihm widerstehen. Das erhellt aus nachstehendem Vorfall, den uns der mehrerwähnte Kerssenbroick, nicht ohne rednerischen Aufputz, berichtet hat.

Meister Hubert Rüscher, ein Schmied zu Münster, redete also zu den Brüdern: „Ist es nicht eine große Narrheit, daß ein lügenhafter Kerl sich einen Propheten nennt, andere lehren will, da er doch selbst nichts weiß? Daß er, der die Gewohnheiten unserer Stadt nicht kennt, sich deren Verwaltung anmaßt und als Fremder den Einheimischen gebieten will? Halte ihn für einen Propheten, wer da will! Ich halte ihn für einen Lügner und Betrüger.“ Dem Propheten wurden diese Worte des Zürnenden alsbald berichtet. Sofort ließ er ihn aufgreifen und in den Turm bringen, darauf Rat und Bürgermeister zum Domhof entbieten. „Dieser Hubert,“ begann er, auf den Gefangenen hindeutend, „ist vom bösen Geist zu der Gottlosigkeit verleitet worden, den Propheten öffentlich zu entehren, den euch der himmlische Vater zum Trost und zum Besten gesandt hat. Als ein gottloser Ruhestörer

muß er aus der Zahl der frommen Israeliten vertilgt werden. Die Zeit ist da, daß das Gericht von dem Hause Gottes anfange!" Da traten Hermann Tilbek, Alt-Bürgermeister, und Heinrich Redeker, Alt-Volksvorsteher, ins Mittel und forderten Rechtsprechung nach Väterſitte. Statt darauf einzugehen, ließ der Allgewaltige beide binden und in den Turm werfen. Noch einmal bot die Vorsehung den Münsterern Gelegenheit, sich des Bannes und Druckes, den die Holländer ausübten, rasch zu entledigen. Das Volk aber schwieg. Ein kritischer Augenblick, dessen Gewicht sofort Jan van Leyden empfand! Mit lautem Aufschrei sprang er hervor: „Des Todes soll er sterben, dieser gottlose Böſewicht!" rief er, „nie wird er Gnade vom himmlischen Vater erhalten. Durch mein Schwert soll jeder fallen, der sich den göttlichen Befehlen widersetzt; solche Gewalt ist mir vom Vater übergeben." Ermutigt durch Bokelsons kühnes Gebaren, erfaßte Matthiesen eine Hellebarde und durchstach damit den Schmied. Nach einem Bericht ließ er den Schwerverwundeten ins Gefängnis bringen, dann wieder vorführen. Trotz der flehentlichen Fürsprache des Volkes schoß er ihn mit seiner Büchse nieder. Mit solchen Mitteln wußten sich die Fremdlinge in ihrer angemaßten Gewalt zu behaupten.

Hier drängt sich uns die Frage auf: Ist Jan Matthiesen ein Heuchler gewesen, der mit klarem Bewußtsein die aufrichtig Religiösen betrogen und ihre schwärmerische Vertrauensseligkeit für seine selbstischen Zwecke ausgebeutet hat? Oder war er einer der vielen, welche die Geschichte der Menschheit als betrogene Betrüger erweist, die eine Mission erhalten zu haben wähnen und im Glauben an diese wie an sich selber ihre Stärke und Überlegenheit über den großen Haufen finden? Was die letztere Meinung zu rechtfertigen scheint, das ist das Motiv, welches den Propheten in den Tod getrieben hat. Am 4. April war er abends in fröhlicher Gesellschaft, als ihn plötzlich nach Täuferart der Geist erfaßte und ihm eine „höhere Eingebung" zu teil wurde. Er sprang zur Überraschung seiner Genossen auf und rief: „Lieber Vater,

nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" Er nahm von allen zärtlichen Abschied und zog sich in die Einsamkeit zurück. Was war es? Eine Stimme hatte ihm geboten, hinauszuziehen, die Feinde des Herrn gleich Simson niederzuschlagen und Jerusalem zu befreien.

Andern Tags — es war am Osterfest — zog er mit kaum 20 Genossen zum Ludgerithore hinaus, den Belagerern entgegen, die er zum Kampfe herausforderte. Es kam zu einem hitzigen Gefechte, während die Münsterer mit Besorgnis von Mauern und Türmen zuschauten. Sie sahen, wie ihr Prophet umringt, wie einer seiner Gefährten um den andern erschlagen wurde. Lange ragte die hohe stattliche Gestalt des Haarlemers gleich einem Turme aus dem Gewühle hervor, bis man ihn endlich wanken und sinken sah, vom Spieß eines Landsknechts zum Tode getroffen. Den Leichnam hieben die wütenden Feinde in Stücke. So endete dieser rätselhafte Mann. Er hatte selbst das Strafgericht auf sein Haupt herabbeschworen und sich in seinem eigenen Netze gefangen.

Wir haben im bisherigen gesehen, mit welchem Eifer sich jene radikalen Holländer auf die Umgestaltnng der politischen und sozialen Verhältnisse in Münster geworfen haben. In erster Linie jedoch hätte man von ihnen, die stets den Namen der Religion im Munde führten, erwartet, daß sie die gottesdienstlichen und kirchlichen Zustände einer Neuordnung unterzogen hätten, da sie ja Kirchen und Klöster in Besitz nahmen, die Prediger in ihren Bund zogen und sich selbst als Verkündiger des göttlichen Wortes und Willens gebärdeten. Nach allen Berichten ist jedoch in dieser Hinsicht gar nichts geschehen. Wir erfahren nur, daß sie die christlichen Festtage nicht nur mißachtet, sondern oft entweiht und den Unterschied von Sonn- und Werktagen geradezu aufgehoben haben.

Je nach Bedürfnis und „Eingebung" hielten die Täufer ihre Andachten unter freiem Himmel mit Anhörung der Propheten und Prädikanten oder in den Hausversammlungen bei Bibelerklä-

rung, Gesang und Gebet ab. Den Mittelpunkt aller gottesdienstlichen Feier aber bildete das heilige Abendmahl. Zur Vorbereitung auf ein solches pflegten die Prediger die Gläubigen zu ermahnen, daß sie sich von allen Sünden reinigen, alle Abgötterei fahren lassen, wer noch eigenes Gut besitze, dasselbe herausgeben, und wer einem Bruder zürne, sich mit demselben versöhnen solle.

Es heißt, das Abendmahl sei wie ein Festschmaus bei vollen Schüsseln begangen worden, während die Prädikanten erbauliche Ansprachen hielten. Hierauf hätten die Brüder das Gelübde erneuert, fest zusammenzuhalten und alle ihnen drohenden Leiden geduldig zu ertragen. Nach Absingung geistlicher Lieder seien sie dann auseinandergegangen. In allem dem sprach sich zwar ein ernster religiöser Sinn, zugleich aber auch der vollständige Mangel an einer festen Ordnung und sachgemäßer Regelung des religiösen Lebens aus. Alles war auf die Persönlichkeit, die persönliche Meinung, Stimmung und Laune, d. h. mehr oder weniger auf die Fügungen des Zufalls, gestellt. Dieser Mangel an fester kirchlicher Regelung hing übrigens aufs engste mit dem ganzen Wesen der „Geistler", mit ihrem ausschließlichen Halten auf Gesichte und Offenbarungen zusammen.

Elftes Kapitel.

Der Prophet von Leyden.

„Jan von Leyden! Ich netze das Haupt dir unter dem lichten
Sternengezelt; ich weihe zum Bunde der Wiedergebornen,
Wiedergetauften dich ein; zum Bunde der Freien und Reinen
Weih' ich dich, zum Bürger, Verkünder und Streiter des neuen
Sion, des göttlichen Reiches, im ältesten Bunde verheißen,
Aber erst uns nun winkend im goldenen Licht der Vollendung!"

Tiefe Trauer erfaßte die Täufer bei der Kunde von Matthiesens schrecklichem Tod; Angst vor der Zukunft bemächtigte sich der führerlosen Schar. Da trat Jan van Leyden in den Riß und erklärte in der Versammlung der aufgeregten Brüder:

„Ihr sollt, liebe Brüder und Schwestern, um des Propheten willen nicht verzagen. Gott wird uns einen andern Propheten erwecken, höher und größer als Jan Matthiesen. Gott hat gewollt, daß er sterben sollte, damit ihr nicht zu sehr an ihn glauben noch ihn höher halten solltet, als Gott selbst.“ Dann fügte er bei: „Übrigens hat mir der Vater dies schon vor 8 Tagen verkündet. Denn da ich in Knipperdollincks Hause mich schlafen gelegt und des Herrn Gesetz ernstlich erwog, da erschien mir ein bewaffneter Mann, von einem Spieße durchbohrt und ganz zerfleischt. Der sprach zu mir: „Fürchte dich nicht, du Mann Gottes, sondern bleibe deinem Berufe und Vorsatze treu! Denn in diesem besonderen Gericht Gottes wird nicht von deinem, sondern von Matthiesens Leben gehandelt, und du wirst seine Witwe zum Weibe nehmen.“ Sofort habe er das alles seinem Wirt Knipperdollinck erzählt, um einen Zeugen zu haben, wenn es zur Erfüllung käme. Dieser sprang aus der Menge hervor und bestätigte alles. Jetzt erkannte das ganze Volk in Jan van Leyden den Propheten, ja den Freund Gottes.

Wie durch eine natürliche Erbfolge trat er an die Stelle des Propheten von Haarlem und damit an die Spitze der Wiedertäuferkommune. Der Schlauheit und Berechnung, der Menschen- und Seelenkenntnis, der rücksichtslosen Thatkraft, der kecken Ausnützung des Augenblicks war der Sieg zugefallen. Jans praktischer Verstand neben reger Phantasie und poetischer Begabung, seine Volkskenntnis, seine einschmeichelnde Art, seine angeborene Redegabe, seine glühende Religiosität und Vertrautheit mit der Heiligen Schrift verschafften ihm ohne allen Widerspruch die herrschende Stellung. Vor allem beschloß er nun, die nur noch dem Namen nach bestehende alte städtische Verfassung durch das unumschränkte Prophetenregiment zu ersetzen. Es sei ihm, erklärte er um die Pfingstzeit, als Gottes Wille geoffenbart worden, daß das neue Israel nach dem Vorbild des alten eingerichtet werde: 12 Älteste sollten fortan unter Leitung des Propheten dem auserwählten Volke Gesetze geben. Rothmann mußte die

Namen der vom Propheten bezeichneten Ältesten ablesen und eine Lobrede auf die neue Verfassung halten. Der alte Rat dankte ohne Widerspruch ab. Jan stellte die Erkorenen der Gemeinde vor und überreichte jedem derselben feierlich ein Schwert mit den Worten: „Nimm hin das Recht über Leben und Tod, das dir Gott der Vater durch mich anvertrauet, und richte damit nach Gottes Auftrag!“ Dann sang der Prophet vor, und alles Volk stimmte ein: „Ehre sei Gott in der Höh!“ Als hätte er in Knipperdollinck einen Nebenbuhler geahnt, den er demütigen müsse, erklärte er bald darauf, am 9. April, in der Volksversammlung, dieser solle fortan Schwertträger sein zum Schrecken der Übelthäter, denn es sei des Vaters Wille, daß, der bisher das Haupt der Stadt gewesen, das verachtete Amt des Scharfrichters verwalte. Und der Gedemütigte übernahm unterwürfig das schreckliche Amt und die Aufgabe, Verbrecher, die er auf frischer That ergreife, sofort hinzurichten.

Werfen wir nun einen Blick auf die neueingeführte Ältestenverfassung, welche die Grundzüge sowohl einer neuen Staats- als Gesellschafts- und Hausordnung enthält.

Das Einführungsprogramm der Ältesten beginnt mit den Worten: „Gnade und Friede Allen, die Gott fürchten und seinen heiligen Willen! Friede dem ganzen Volke Gottes! Amen.“ Einen Aufruf an die Kriegsleute des Belagerungsheers unterzeichneten sie also: „Die Ältesten und die ganze Gemeinde und Brüderschaft, so in Münster versammelt ist.“ In dem an das Volk erlassenen Edikt geben sie einen kurzen Inbegriff dessen, was die Heilige Schrift gebiete (obwohl es im Grunde nicht mehr nötig sei, das Wort Gottes ihnen schriftlich vor Augen zu legen, da ja sein Gesetz ihnen durch seinen Finger ins Herz geschrieben sei, geschehe es doch der Schwachen und Unbußfertigen wegen).

Jener Inbegriff enthält nun 4 Gebote: bezüglich der Ehre des göttlichen Namens, des Gehorsams gegen Eltern und Obrigkeit, des Weibes gegen den Gatten, des Hausgesindes gegen den Hausvater und dessen Pflichten gegen sein Gesinde; ferner 9 Verbote:

der Unzucht, des Geizes, Raubes, Betrugs, der Lüge und Verleumdung, schändlicher Reden, des Zornes, Neids, Haders, Murrens und Aufruhrs. Wie Drako in der alten atheniſchen Geſetzgebung, ſo belegten dieſe Älteſten jede Übertretung mit der Todesſtrafe. Da nun dieſe Gemeinde der Wiedergeborenen keine Vergebung für wiſſentliche Sünden derſelben kannte, ſo blieb nichts übrig als die Ausſtoßung, beziehungsweiſe Vertilgung jedes Sünders. Um jedoch der daraus ſich ergebenden Folgerung vorzubeugen, geſtattete man ein reuiges Bekenntnis vor der Gemeinde, worauf der Prophet durch ſeine Fürbitte Gnade für den Sünder beim Vater erflehte. Der Prophet ſollte ja überhaupt alles, was die Älteſten beſchloſſen, als treuer Diener des Allerhöchſten und ſeiner geheiligten Obrigkeit der Gemeinde verkünden und vermitteln.

Dieſe mit Blut geſchriebene Geſetzgebung teilte das Schickſal aller das Höchſte erſtrebenden Geſetzgebungen: ſie iſt ein ſchönes Ideal geblieben, gegen das die Wirklichkeit aufs grellſte abſticht. Dies erhellt aus dem folgenden.

Im Julimonat übergab Johann von Leyden den Prädikanten einige Sätze des Inhalts, daß ein Mann nicht gebunden ſein ſollte an ein Weib, ſondern möchte ſoviel Weiber zur Ehe nehmen, als er wolle. Dem Widerſpruch Rothmanns ſetzte er die terroriſtiſche Drohung entgegen: der Vater habe ihm ſolches geoffenbart, und wer dagegen rede, werde keine Gnade finden beim Vater. Die Prediger, darauf auch die von geteilten Meinungen bewegte Volksverſammlung, fügten ſich.

Allerdings hatten früher ſchon Wiedertäufer neben der Güter- auch die Weibergemeinſchaft befürwortet; was aber jetzt angeſtrebt wurde, die Vielweiberei (unter Berufung auf altteſtamentliche Beiſpiele), das wurzelte zunächſt in unordentlichen Neigungen der Propheten. Hatte doch ſchon Jan Matthieſen ſeine ältliche, „nicht wiedergeborene“ Ehefrau verſtoßen und ſich „kraft göttlicher Offenbarung“ mit der ſchönen Brauerstochter Divara aus Haarlem verbunden.

Nach ihrem Beſitze ſtand der Sinn ſeines Amtsnachfolgers.

Noch ehe sie ihres Kindes genesen war, vermählte sich Johann von Leyden mit ihr. Und doch hatte er in seiner Heimat ein treues Weib mit zwei Kindern zurückgelassen und in Münster Knipperdollincks Tochter (nach andern dessen Magd) zum Weibe genommen. Sein sündhaftes Verhältnis sollte nun, durch Schrift, Offenbarung und Gemeindebeschluß geheiligt, zur Vorschrift für alle werden. Am 23. Juli mußten Rothmann und die übrigen Führer diese bedenkliche Neuerung öffentlich verkündigen. Nun begann ein alles sittliche Gefühl empörender Wettbewerb um die Witwen und Jungfrauen, deren sich Tausende in der Stadt befanden; „da hat der Teufel gelacht", bemerkt hiezu der schlichte Meister Gresbeck. Schutz- und wehrlos waren die Frauen der Zudringlichkeit roher Gesellen preisgegeben, so daß schließlich der Befehl ausging, die Männer sollten nicht in Haufen zu den Frauensleuten laufen. Wer ein Weib zur Ehe begehre, solle allein in ihr Haus gehen oder ihr entbieten lassen, daß er sie ehelichen wolle. Sage sie nein, so solle er von ihr ablassen und eine andre suchen. Seien sie aber einig geworden, so sollten sie drei Tage lang Gott um seinen Segen bitten und dann erst sich verehelichen.

Es war auch bestimmt worden, daß jede junge Frau einen Mann nehmen müsse, und daß jede alte sich in den Schutz eines Mannes zu begeben habe. Jede bisherige Ehe galt mit dem Empfang der Wiedertaufe für aufgelöst; die Frauenwelt sollte durch die festesten Bande in das Interesse der Gemeinde gezogen werden. Die Aufnahme, welcher dieser Ehezwang bei dem zarten Geschlechte fand, war eine sehr verschiedene. Klosterfrauen ließen sich willig finden; andre wollten lieber den Gatten mit Nebenbuhlerinnen teilen, als ganz unverehelicht bleiben. Doch haben auch viele Frauen und Jungfrauen dem ruchlosen Gebote den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt; ja man fand eines Morgens eine Frau tot im Wasser — ob sie durch freiwilligen Tod sich dem Zwang hat entziehen wollen oder ertränkt worden ist, bleibt zweifelhaft.

Knipperdollincks Ehefrau wurde mit dem Tode bedroht, weil sie sich geweigert haben sollte, dem Nebenweib ihres Gatten von ihren Kleidern mitzuteilen. Nur eine „Offenbarung", die dem (noch zu erwähnenden) Propheten Dusentschur zu teil geworden, rettete sie vom Tode.

Daß solche Doppel-, Viel- und Zwangsehen unglücklich enden mußten, das lag in der Natur der Sache oder vielmehr des weiblichen Gemüts. Es brachen in den Häusern die ärgerlichsten Zwistigkeiten aus, die zu den aufregendsten und widerlichsten Straßenszenen führten. Es half auch nichts, daß man die widerspenstigsten Weiber in das Gefängnis sperrte, das man im Kloster Rosenthal zu diesem Zwecke eingerichtet hätte, ja daß man zu Martern und Hinrichtungen schritt: schließlich mußte man Ehescheidungen in Menge bewilligen, ja am Ende des Jahres 1534 das Gesetz, daß jede Frau verheiratet sein sollte, wieder aufheben. Auch der Zweck, den man bei dieser Neuerung erreichen wollte oder doch im Auge zu haben vorgab: die Täufergemeinde zu mehren, wurde mit derselben nicht erreicht; „denn," sagt Gresbeck, „die viele Frauen hatten, denen wurden die wenigsten Kinder."

Diese neueste Maßregel des Propheten-Diktators und die empörenden Vorgänge, die sich daran anschlossen, brachten den tiefen Groll, der seit der Ermordung des wackeren Schmieds Rüscher in vielen Gemütern gärte, zum Ausbruch; jetzt dünkte ihnen das Maß zum Überlaufen voll. Der Schmied Heinrich Mollenhöck brachte an 200 Bewaffnete zusammen, um mit ihrer Hilfe die Fremdlingsherrschaft zu stürzen. Es gelang ihnen in der Nacht des 30. Juli, den Propheten, Knipperdollinck, Rothmann und dessen Amtsgenossen gefangen zu nehmen. Aber die Fremden befreiten dieselben unter Tilbecks Führung und schlugen die Gegner in die Flucht. Mollenhöck und seine kleine Schar verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung vom Rathause aus, mußten sich aber endlich der Übermacht ergeben. Auf ein Urteil der Ältesten hin wurden 25 derselben, die man an Bäume gebunden hatte, als Schützenziele aufs Korn genommen und er-

schossen, 66 teils von Knipperdollinck, teils vom Propheten selbst enthauptet, etliche wenige begnadigt.

Immer rücksichtsloser machte sich nach diesem neuen Sieg über die Ordnungspartei die Gewaltherrschaft des Propheten geltend. Die Vorsehung schien denselben nach innen und nach außen mit Glück gekrönt zu haben. Denn auch aus dem Kampfe mit den Bischöflichen, die sein Zion umlagerten, ging er vorerst als triumphierender Sieger hervor. Der erste Sturm, welchen die Belagerer am 26. Mai unternahmen, wurde leicht abgeschlagen und durch umhergestreutes, bei Wiederannäherung der Feinde entzündetes Pulver die Meinung unter diesen erweckt, als sei zur Rettung der Täufer Feuer vom Himmel gefallen. Am 31. August wurde nach dreitägiger Beschießung ein zweiter Sturm gleichzeitig auf die sechs Thore der Stadt gewagt und mehrmals erneuert; aber endlich mußten die Bischöflichen sich unter schweren Verlusten zurückziehen.

Der Prophet, der ordnend und ermutigend umhergeritten war, sprach nun: „Lieben Brüder, wir haben einen starken Gott, der hat uns geholfen. Laßt uns fröhlich sein und Gott danken!“ Da fielen alle auf ihre Kniee nieder und sangen ein Danklied.

Zwölftes Kapitel.

Der König von Zion.

„ . . Ja, die Verzückung, ob geistlich, ob weltlich, sie kommt doch am Ende
Immer dem sündigen Fleische zu gut!“
„Es hat sich in wüsten
Rausch die Verzückung gewandelt; O Rothmann, siehe, das Wort ist
Fleisch geworden; doch wehe, das Fleisch ist geworden zum Aase!“

Bereits ist eines neuen Propheten gedacht worden, dessen „Offenbarungen“ unbedingten Glauben fanden. Dieser Mann war Dusentschur (Dusentschuer), ein Goldschmied vom nahen Warendorf, der sich seit kurzem zum Propheten berufen fühlte.

Nachdem zu Münster, wie alle überzeugt waren, das Reich Israel wieder erstanden war, so lag es nahe, den König zu erwarten, der von da aus die ganze Welt beherrschen sollte, und Johann von Leyden als den hiezu Berufenen zu bezeichnen. Dieser Aufgabe unterzog sich der einflußreiche Prophet von Warendorf, indem er dem auf dem Markte versammelten Volke mitteilte, der himmlische Vater habe es ihm eröffnet, daß Johann von Leyden, der Mann Gottes, ein König der Gerechtigkeit solle sein über den ganzen Erdboden, mit Heereskraft ausziehen und alle Obrigkeit geistlichen und weltlichen Standes ohn alle Gnade erwürgen, die Unterthanen aber verschonen, so sie Gerechtigkeit thun wollen.

Dasselbe, fiel Johann bestätigend ein, habe ihm der himmlische Vater geoffenbart, doch habe er es nicht sagen dürfen, bis ein anderer es offenbar gemacht hätte. Von Dusentschur aufgefordert, legten die 12 Ältesten ihr Amt zu Gunsten des neuen Königs nieder und händigten ihm das Schwert, das Sinnbild der Gewalt, aus. Hierauf übergab der Warendorfer Prophet dem Erkorenen das Schwert, salbte ihn feierlich und sprach: „Vor dem ganzen Volke Gottes rufe ich dich hiemit zum König aus über das neue Zion."

Jetzt trat Johann auf und sprach: „Gott hat mich erwählt zu einem König über die ganze Welt. Aber ich sage euch, lieben Brüder und Schwestern, ich wollte lieber die Säue hüten und den Pflug führen, als König sein. Doch was ich thue, das muß ich thun, denn Gott hat mich dazu erkoren." Das gemeine Volk, berichtet Meister Gresbeck, hat dazu stillgeschwiegen. Aufgefordert, Gott zu loben, sang man das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" Dann ging ein jeder still nach Haus.

Jetzt schritt der neue König zur Einrichtung von Reichsämtern und eines Hofstaates. Zum Königsschloß wurde der Palast eines ausgewanderten Domherrn erwählt und aufs prächtigste ausgeschmückt. Seinen Titel bestimmte er also:

„Johann von Gottes Gnaden, aus Kraft des königlichen Reichs in dem neuen Tempel Gottes ein Diener der Gerechtigkeit", auch: „Johann der Gerechte, König des neuen Zion." Sein Wahlspruch war: „Gottes Macht ist meine Kraft." Der Schneiderkönig schritt einher in köstlichster Kleidung und bestimmte aufs genaueste Schnitt, Stoff und Farbe für die Tracht seines männlichen und weiblichen Gefolges. Zwei Kronen wurden für ihn hergestellt: eine Kaiser- und eine Königskrone, beide vom reinsten Kölner Gold und reich mit Edelsteinen besetzt. Um den Hals trug er eine goldene Kette, woran eine Kugel hing, auf der sich zwei Schwerter kreuzten, Zeichen der Weltherrschaft und höchsten Gewalt. Diese Kugel krönte ein goldenes Kreuz mit der Inschrift: „Ein König der Gerechtigkeit überall." An goldenem Bandelier trug er ein Schwert mit goldener Scheide, sowie ein mit Gold und Edelgestein fast überladenes Scepter in der Hand. Sein Gefolge trug hellblaue und rote Kleider; an den Armen dieser Würdenträger prangte das Wappenschild, die Weltkugel mit Kreuz und Schwertern. Zur Königin erwählte er die schöne Divara und gab ihr einen zahlreichen Hofstaat, sowie den ersten Rang unter den zahlreichen Weibern des „neuen Königs auf Davids Stuhl."

An drei Wochentagen hielt er Gericht auf dem Markte, wohin er sich in feierlichem Zuge begab. Drang einmal ein Murren aus dem Volke an sein Ohr, so rief er drohend: „Wenn ihr mir alle widerständet, so werde ich doch, euch und der Welt zum Trotz, mit Gott herrschen." Auf einer Seite des Marktes war ein prachtvoll ausgeschmückter Thron errichtet, auf dem er sich niederließ; neben ihm stellten sich Knipperdollinck und Rothmann, weiter unten der Kanzler mit den Geheimräten auf. Wer vor den Thron kam, mußte auf die Kniee niederfallen, worauf der König das Scepter neigte und sein Urteil sprach, nachdem ihm die Streitsache kurz vorgetragen war. Das Urteil wurde meist auf der Stelle vollzogen.

In seinem Palast hielt er täglich die Hauptmahlzeit mit

seinen Frauen, deren er nach und nach 16 zusammenbekam; dabei wurde unter Orgelbegleitung ein Psalm gesungen. Nach der Tafel wurde dort getanzt, ebenso auf dem Rathaus und Domplatz, Lustbarkeiten, die Rothmann als Stücke der christlichen Freiheit, Gott zu Lob und Preis geübt, zu rechtfertigen suchte. Um so strenger lautete die neue Ordnung, welche dieser von Wollust und Grausamkeit beherrschte Tyrann unter dem 2. Januar 1535 für Friedens- und Kriegssachen erließ. Auf Empörung, Gewaltthat in Zank und Zweikampf, Handel in Geld mit einem Bruder war Todesstrafe gesetzt, ebenso auf prophetische Aussagen, die dem Worte Gottes zuwiderliefen.

Dieses Königtum des Schreckens hätte nicht, auch so lange nicht bestehen können, als es gewährt hat, wenn das Gemeindeleben nicht wirklich auf religiöser Grundlage geruht hätte. Die Täufer, die sich beim Begegnen die Hand gaben, auf den Mund küßten und mit dem „Gottes Friede sei mit dir!“ begrüßten, fühlten sich auch unter solchem Regiment als das kleine Häuflein, dem der Vater will das Reich geben, als die Nachbildung der Urgemeinde von Jerusalem, da „keiner von seinen Gütern sagte, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Der öffentliche Gottesdienst, neben dem wohl die erbaulichen Hausversammlungen hergingen, wurde, selbst im Winter, auf dem Marktplatz gehalten, wo der Predigtstuhl nahe bei dem Thron des Königs aufgeschlagen war. Die Kirchen, die „Baalstempel,“ die „römischen Mordgruben der Seelen“, standen wüste oder dienten als Vorratshäuser. Nur im Dom erschienen einmal in der Woche sämtliche Schulkinder, um eine Predigt zu vernehmen und einen Psalm abzusingen. Man hielt, dem reformatorischen Prinzip getreu, große Stücke auf die Unterweisung der Jugend. In 5—6 Schulen wurden die Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet in Lesen, Schreiben, Glaubenslehre und im Singen deutscher Psalmen.

Die bisher üblichen christlichen Rufnamen wurden abgeschafft, der König schuf deren neue. Auch das nach den christ-

lichen Festen geordnete Kirchenjahr mußte einer neuen Einteilung weichen, worin es weder Fest- und Sonn- noch Feiertage mehr gab. Oftmals nahm der Gefürchtete selbst das Richtschwert in die Hand, um Verdächtigen, Gottlosen mit eigner Hand das Haupt abzuschlagen, so auch einer seiner Frauen, die aus der Stadt zu ziehen begehrt hatte. Trotzdem glaubten die meisten Täufer unentwegt an dessen göttliche Sendung, so auch Dusentschuer. Auf seine eigene „Offenbarung" hin wurde der „hinkende Prophet" mit 27 andern Aposteln ausgesandt, die Täuferlehre zu verkünden. Zu Warendorf starb er mit dem Heldenmut eines Märtyrers, der unerschütterlich an seine Eingebungen glaubt, und blieb dabei, daß Gott Johann von Leyden zum König angenommen habe, der ausziehen müsse, die Gottlosen vom Erdboden zu vertilgen.

Auch bei dem Täuferkönige selbst ist schwer die Grenzlinie aufzuzeigen zwischen schlauer Berechnung, Heuchelspiel und Glauben, zwischen unwillkürlichem Erguß und gemachter Komödie. Seinen prophetischen „Offenbarungen" ging oft ein totenähnliches Erstarren voran. Einmal fiel er wie tot von seinem Thron: der Täufergeist war über ihn gekommen; ein andres Mal verstummte er auf mehrere Tage, bis er „verkünden durfte, was der Vater ihm eingegeben." Litt er etwa an epileptischen Zufällen, an krankhafter Nervenaufregung, wie sie bei religiös erregten Gemütern und in Zeiten schwärmerischer Epidemien bemerkt worden sind? Zweifelsohne hat er in ähnlichem Selbstbetrug wie Jan Matthiesen an seine Mission geglaubt und in eitler Selbstvergötterung sein persönliches Denken, Fühlen und Wollen für Gottes Stimme gehalten.

Dreizehntes Kapitel.

Das Ende mit Schrecken.

„Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken.“
(Pſ. 73,19.)

Die Herrlichkeit und Herrſchaft Johanns von Leyden hatte ſich, allein gehalten durch die ſchwärmeriſche Verblendung der Täufer, zu einem Schrecken ohne Ende entwickelt: jetzt ſollte ſie ein „Ende mit Schrecken“ nehmen.

Das Verlangen, ſein eigenes Leben zu retten, hatte einen der 28 Apoſtel, Heinrich Graiß, früheren Schulmeiſter in Borcken, ſowie einen Kriegsmann aus der Leibwache zum Verrate getrieben. Nachdem erſterer dem Fürſtbiſchof alle Geheimniſſe der Täufer geoffenbart hatte, ſchrieb er nach Münſter, er ſei aus einer Stadt entwichen, wo Träume und leere Einfälle für Offenbarungen gehalten würden, und ſchloß mit den Worten: „Die Propheten ſind alle Propheten geweſen gleich als ich, daß die armen dummen Menſchen es nicht merken konnten, wie alles Betrug und Verführung ſei.“ Auch Heinrich Gresbeck hat, ſein junges Leben zu retten, am Verräterwerke mitgeholfen, indem er einen Plan der Feſtungswerke zeichnete und angab, wie man nachts unbemerkt am Kreuzthore eindringen könne. Es ſtand ſchlimm um Zion und ſeinen König. Die lange gehegte Hoffnung auf Maſſenzuzug auswärtiger, beſonders niederländiſcher Glaubensgenoſſen wurde durch die Wachſamkeit und Entſchloſſenheit der dortigen Machthaber vereitelt. Kaum gelang es übrigens der feindlichen Kriegsmacht, in Verbindung mit dem Hunger, der in der Stadt wütete, und mit Hilfe des Verrats über die todesmutige Tapferkeit der Täufer Herr zu werden. Am Johannistag 1535 fiel die Stadt in die Hände der Biſchöflichen, und nun begann das Morden in allen Geſtalten. Im verödeten Hauſe des Königs fand man noch eine Summe von 100000 Goldgulden. Er ſelbſt hatte

sich, als jede Hoffnung schwand, auf das Ägidienthor geschlichen, um von da zu gelegener Stunde zu entfliehen. Ein Kind verriet sein Versteck. Den Kriegsleuten, die ihn greifen wollten, rief er zu: „Waget nicht, den Gesalbten des Herrn anzutasten, oder ihr werdet zur Hölle fahren!“ Höhnisch erwiderten sie: „Vermagst du etwas, Strohkönig, so mache dich aus unsern Händen los!“ So wurden auch Krechting, der Pfarrer, und Knipperdollinck, letzterer durch Verrat eines Weibes, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt. Rothmanns Ende ist in Dunkel gehüllt.

Noch 1537 fahndete man auf Verlangen des Stadtrats von Münster in einigen Hansestädten des Nordens nach ihm, jedoch vergeblich. Die gefangenen Täufer, totenbleiche, ausgehungerte Gestalten, wurden in langen Reihen aufgeknüpft. Divara, die Königin, Knipperdollincks Eheweib und deren Mutter wurden am 7. Juli enthauptet. Sie hatten von ihrem Glauben so wenig gelassen, als die Mehrzahl der übrigen Weiber, die man samt ihren Kindern ins Elend jagte, dabei jedem den Tod androhend, der die Armen aufnehmen würde.

Zu ausgesuchter Todesqual waren die drei gefangenen Häupter aufgespart. Am 22. Januar 1536 am frühen Morgen schloß man die Stadtthore. Auf dem Markte, da, wo einst des Königs Thron gestanden, war das Blutgerüst aufgeschlagen. Dicht gedrängt umstand es eine düstere, gespannt harrende Menge; von einem nahen Hause aus sah der Bischof mit seinen Räten zu. Um 8 Uhr wurden die Gefangenen aus ihren Kerkern geholt. Als des Anabaptismus und Hochverrats geständig, war Johann von Leyden verurteilt, durch glühende Zangen vom Leben zum Tode gebracht zu werden, ebenso seine beiden Gefährten. Wie der Stadtrichter dies Urteil verlas, da warf sich Johann auf seine Kniee und rief: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Nun schritt der Henker zu seinem schauerlichen Marterwerk; aber der Gepeinigte schrie nicht auf, nur flehen hörte man ihn zu Gott dem Barmherzigen.

Eine Stunde währte es, da machte der Henker endlich der Marter ein Ende. Knipperdollinck hörte man in der Qual nur einmal aufschreien: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Krechting rief: „O Vater! Vater!“ Schweigend haben sie beide endlich ihren Geist ausgehaucht. Die Leichname wurden auf einer Schleife zum Lambertiturme gebracht, je aufrecht stehend in eiserne Käfige geschmiedet, und diese auf den Turm gezogen, der König in der Mitte, eine Manneslänge höher denn die andern.

So endete das Wiedertäuferreich in Münster, das die religiöse Revolution oder revolutionäre Religion zu verwirklichen gestrebt hat, damit aber gänzlich gescheitert ist. Das Streben nach schrankenloser Freiheit endete mit dem Sieg der alten Gebundenheit, die Überstürzung mit dem Rückschlag der Reaktion.

Durch die Schuld der Radikalen und der Fremdlinge ist Münster, die bereits evangelisch gewordene Stadt, mit Görres zu reden, „für den blinden Katholizismus in seiner dunkelsten Gestalt“ zurückerobert worden. Nachdem der kriegerische Anabaptismus durch dieselben Waffen, zu denen er gegriffen, seine Strafe erlitten hatte, bekam das friedliche Täufertum, dem ein edler Kern evangelischer Wahrheit innewohnt, wieder die Oberhand und hat sich seitdem in zahlreichen freien Gemeinschaften, besonders in der neuen Welt, ehrenvolle Denkmäler gestiftet.

(Litteratur: Werke über die Geschichte der Reformation; sodann J. Hast, C. Hase, L. Keller u. a. über die Geschichte der Wiedertäufer Hamerling „der König von Sion“.)

Zweites Buch.

Die Revolution der Independenten in England.

Erstes Kapitel.

Die anglikanische Kirche und die Puritaner.

„Auf daß das Wort Gottes rein und lauter geprediget werde".

Nirgends hat die von Wittenberg und Genf ausgegangene Reformation des 16. Jahrhunderts eine freudigere Aufnahme gefunden, als auf dem Boden Englands und Schottlands und bei ihrer altgermanischen, wenn auch mit keltischen und romanischen Elementen durchsetzten Bevölkerung. Nirgends hat aber auch diese große Bewegung tiefer in das Volks- und Staatsleben eingeschnitten, als bei jener ebenso politisch als religiös reich veranlagten Nation. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn man die reformatorische Lehre und Ordnung ihrer eigenen Entwicklung überlassen hätte, das religiöse Leben und Denken des englischen Volkes, und, Hand in Hand damit, das staatliche und bürgerliche Wesen eine gründliche Umgestaltung erfahren haben würde. Dies folgt schon aus der Entstehung und dem Ursprung der englischen Reformation. Der Hauptsache nach ist der Ausgangspunkt derselben Genf, ihr „Vater

in Christo" der Genfer Reformator Calvin, in zweiter Linie dessen Schüler, der Schotte John Knox, gewesen. Eben damit hatte sie ihre feste Norm und kenntliche Zeichnung erhalten: die des schroffsten und starrsten Calvinismus mit seinem politisch-sozialen und kirchlich-religiösen Freiheits- und Selbstbestimmungsdrang.

Mit dem Calvinismus zog in Schottland die presbyterianische Kirchenordnung und Lehre ein, die nach biblischen Vorgängen gemodelte Ältestenverfassung mit strenger Kirchenzucht, aufgebaut auf der Heiligen Schrift als Gottes Wort, wie auf der calvinischen Lehre vom Abendmahl, der Gnadenwahl und dem Bußernste, mit ihrem nackten Gotteshaus und Gottesdienst, ihrer Verachtung der Tradition und ihrem Haß gegen allen Formeln- und Flitterkultus. — Aber weit entfernt, daß die neue Volksbewegung sich hätte von innen heraus, ihrem eigenen Gesetze gemäß, entfalten und ausgestalten dürfen!

Ihr trat das unumschränkte Königtum der Häuser Tudor und Stuart hemmend entgegen und suchte in einem gewaltsamen Verfahren, das wir füglich als „Revolution von oben" bezeichnen dürfen, den politischen und ökonomischen Gewinn der Geisterbewegung für sich allein einzuheimsen. Der Gewaltthat vom Throne erwiderte die Gewaltthat von Markt und Gasse; die Revolution von oben trieb zur Revolution von unten. Indem Heinrich VIII. und Elisabeth, wie Jakob I. und Karl I. die Verquickung der Staats- und Kircheninteressen durch die Schaffung und Bevorzugung der anglikanischen Kirche einleiteten, räumten sie eben damit den Anhängern der Reformation das Recht ein, die religiöse Neuerung auch ihrerseits auf das staatliche und bürgerliche Gebiet zu übertragen, die biblische Lehre vom allgemeinen Priestertum als „Volkssouveränität" in die politische Sprache zu übersetzen und als entschlossene Verfechter der religiösen und bürgerlichen Freiheit des Volkes den selbstherrlichen Gelüsten der Kronenträger entgegenzutreten. Heinrich VIII., der Zeitgenosse und litterarische

Gegner Luthers, stürzte zwar den Papst vom Throne, aber nur, um sich selbst an dessen Stelle zu bringen und die Autorität des „heiligen Vaters“ durch den „Supremat“ des „Königs von Gottes Gnaden“ in kirchlichen Dingen zu ersetzen, ohne in Glaubenslehre und Verfassung wesentliche Änderungen vorzunehmen. Die Folgen dieser Anmaßung bekamen sowohl Papisten als Calviniſten zu empfinden. Denn er ließ jene hängen, die am Ansehen des römischen Bischofs festhielten, und hinwiederum diejenigen als Ketzer verbrennen, welche sich für Luther und Calvin entschieden hatten.

Die anglikanische Kirche, wie sie aus den Händen des Erzbischofs Cranmer, seines kirchlichen Beirats und Faktotums, hervorgegangen ist, trägt in Lehre, Verfassung und Gottesdienst heute noch die Spuren des Kompromisses oder Vergleiches, dem sie ihr Dasein verdankt. Sie ist gewissermaßen die Vermittlerin zwischen den Kirchen von Rom und Genf, indem sie in ihrer Glaubenslehre den Bahnen Calvins folgt, dessen Geist ihre Bekenntnisse und Ansprachen atmen, während ihre Gebete und Danksagungen fast unverändert den altkirchlichen Breviarien entnommen sind. Gleich der römischen, hält auch die anglikanische Kirche an der Einsetzung des Bischofamts (Episkopats) als einer göttlichen fest, nicht minder an der Hierarchie der strenggegliederten Priesterherrschaft mit ihrer unendlichen Rang- und Gewaltabstufung, aber auch, im Gegensatz zu Luther und Calvin, an der Lehre von der menschlichen Willensfreiheit, wie sie endlich mit der römischen Kirche von jeher das Vertrauen auf das geschichtliche Werden und Gedeihen der Kirche unter Leitung des über und in ihr thätigen heiligen Geistes geteilt hat. Sie hat von der römischen Kirche eine Menge von Gebetsformeln übernommen, dieselben jedoch in die Volkssprache übersetzt. Sie hat die Lehre von der „Wandelung“ (Transsubstantiation) verworfen und die Anbetung der Elemente des Abendmahls als Abgötterei gebrandmarkt. Gleichwohl heißt sie die Gläubigen jene „Zeichen“ knieend empfangen.

Die reichen, bunten Gewänder des papistischen Kultus hat sie abgethan, dagegen den weißen linnenen Priesterrock beibehalten. Mit den zahllosen Ceremonien der Römischen hat sie übrigens nicht auch das Kreuzeszeichen, die Märtyrergedenktage, Firmelung und Ordination aufgehoben.

Eigenartig erwies sich die „Established church of England" allein in ihrem Verhältnis zur Krone. Ihre Gründer haben einstimmig den König als das einzige Oberhaupt der Kirche nächst Christus bezeichnet und ihm, wenn auch in der verschiedenartigsten Weise, die Schlüsselgewalt Petri zuerkannt. Das gefiel dem tyrannischen Heinrich VIII. Er wollte endgiltig entscheiden, was reine Lehre, was Ketzerei sei, und spielte den Lehr- und Zuchtmeister seines Volkes auch in Gewissenssachen. Geistliche wie weltliche Rechtspflege sollten in ihm allein ihre Quelle haben, Verleihung und Entziehung der bischöflichen Würde gänzlich in seiner Macht stehen. Nicht geringer dachte seine und der Anna Boleyn Tochter, die staatskluge wie despotische Elisabeth. Die von ihr 1562 nach London berufene Synode hat dieser Staatskirche ihr endgiltiges Bekenntnis und Ritual verliehen in den 39 Artikeln und der liturgischen Agende, welche in dem vortrefflichen „Book of common prayer" zu allgemeinem Gebrauch zusammengestellt sind. Im folgenden Jahre wollte diese Herrscherin ihren Unterthanen die kirchliche Einheit und Einerleiheit aufnötigen, indem sie dieselben zur Annahme ihrer „Uniformitätsakte" zwingen wollte; gerade dadurch aber hat sie deren Spaltung in Conformists und Nonconformists, wie in Regierungsfreunde und Regierungsfeinde veranlaßt. Das ebenso sinnlose als eigenmächtige Verfahren der Stuarts Jakobs I. und Karls I. hat die Revolution, sowohl in Staat als Kirche, geradezu herausgefordert. In erster Linie Jakob (James) I., der presbyterianisch erzogene, aber nicht presbyterianisch gesinnte Sohn der katholischen Maria Stuart. Das jus divinum der Königswürde als einer von Gott unmittelbar eingesetzten Ordnung hat er in ärgerniserregender

Übertreibung betont. Dieses „göttliche Recht“ des Königtums paarte sich in seinem beschränkten Sinne unauflöslich mit dem Glauben an den christlich-apostolischen Ursprung des Episkopats. Er hinterließ bei seinem Tode Hof und Volk in einer derartigen konfessionellen und politischen Gärung, daß eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen den Parteien unvermeidlich erschien. Die Schotten, mehr als je auf ihre presbyterianische Kircheneinrichtung und deren schriftgemäßen Charakter pochend, im „Covenant“ zur Verteidigung von Glauben und Verfassung zusammengeschart, widersetzten sich hartnäckig der Einführung des Bischofsamts. In England hatten sich die Nonconformists oder Dissidenten in eine Menge von Sekten gespalten.

Die Puritaner, d. h. die Anhänger der Reformation, welche die puritas oder Reinheit der evangelischen Lehre und Gemeindeordnung herstellen wollten, hatten ihren gewaltigen Einfluß nicht zum geringsten Teil der thörichten Politik der beiden ersten Stuarts zu verdanken, welche ihnen die Rolle von Verfechtern der religiösen und bürgerlichen Freiheit aufgenötigt und den Streit aufs äußerste verschärft hat.

Zeigten die Presbyterianer große Mäßigung in bürgerlichen Dingen, sobald sie die Ältestenverfassung und das Recht der freien biblischen Predigt errungen hatten, so blieben dagegen ihre Glaubensgenossen, die Puritaner, hiebei nicht stehen, sondern schritten weiter, ja wühlten fort, bis sie die „Mißbräuche“ mit Stumpf und Stiel ausgerottet und die „Reinigung“ der Kirche bis zu deren gänzlicher Entleerung und Vergeistigung durchgeführt zu haben glaubten.

In den Tagen der blutigen Maria waren viele ihrer andersgläubigen Unterthanen nach Deutschland und in die Schweiz geflüchtet. Diejenigen unter ihnen, welche zu Straßburg und Zürich die reformierten Lehrer, zu Genf den großen Calvin gehört, hatten sich an einfachere Formen des Gottesdienstes und an eine demokratischere Art der Kirchenverfassung gewöhnt. Als sie in Elisabeths Tagen in die Heimat zurück-

kehrten, da fanden sie Eduards VI. Kirchenverbesserung nicht so durchgreifend, als die reine Lehre es zu fordern schien; ja die Strengsten unter ihnen fanden in dem Common prayer book nichts als ein „verschlechtertes Meßbuch.“ Sie waren weder milder gestimmt noch nachgiebiger aus dem Elend des Exils zurückgekehrt; sie hatten für ihren Glauben allzuviel gelitten, als daß sie sich irgend einer irdischen Autorität, einer neuen geistlichen Tyrannei gefügt hätten. Den Gehorsam, den sie dem Vatikan entzogen hatten, wollten sie keineswegs dem weltlichen Throne leisten, noch weniger den staatskirchlichen Lehrern, die selbst nach eigenen Meinungen verfuhren und ihre neue Kirche gleichfalls auf die Fundamente der Gewissensfreiheit und der persönlichen Überzeugung gegründet hatten, von demselben Punkte, wie sie, ausgegangen, dagegen auf halbem Wege stehen geblieben waren.

Als selbst die vorurteilsfreie, staatskluge, wahrhaft patriotische Elisabeth, noch mehr deren beide Nachfolger hart gegen sie verfuhren, da gesellte sich zu ihrem Haß gegen die halbpapistische Staatskirche noch der Haß gegen die Krone. Von einem „schweigenden, leidenden“ Gehorsam hatten die Männer von der Schule eines Calvin und eines Knox nichts vernommen, dagegen hatten sie sich tief den Ausspruch des ersteren eingeprägt, wonach die Verkündiger der göttlichen Wahrheit die Großen dieser Erde zwingen sollen, sich vor der Majestät Gottes zu beugen, allen gebieten, die Lämmer schonen und die Wölfe ausrotten, binden, lösen, niederschmettern müssen, und das alles dem Worte Gottes gemäß. Der englische Puritaner blickte mit unverhohlener Bewunderung auf seine reformierten Glaubensgenossen, die in Frankreich, in den Niederlanden und den schottischen Hochlanden wider „abgöttische“, den Gotteskindern feindliche Herrscher unter den Waffen standen. Deswegen waren der auf ihr Herrscherrecht stolzen Königin diese Puritaner in tiefster Seele zuwider. „Es ist,“ schrieb sie warnend an Jakob von Schottland, „eine Sekte, die keine Könige,

sondern Presbyterien will"; jener möge, bat sie, denen, welche Gebete für die wegen des Evangeliums in England Verfolgten anstimmen, das Maul stopfen und die Zungen beschneiden lassen. Trotz dieses Hasses, der sich in harter Verfolgung der englischen Presbyterianer und Puritaner äußerte, haben letztere der jungfräulichen Königin kaum einen ernstlicheren Widerstand entgegengesetzt, obwohl sie die Macht dazu gehabt hätten. Denn einmal war ihre Zahl eine sehr bedeutende, besonders unter den Stadtkaufleuten und den kleinen Grundbesitzern, sodann hatten sie es bald nach dem Regierungsantritt der im Tower gefangen gehaltenen Prinzessin zu einer beträchtlichen Mehrheit im Hause der Gemeinen gebracht. Trotzdem machten sie von diesem Vorteil keinen Gebrauch, sondern hielten es wiederum aus Patriotismus und Glaubenseifer für ihre Pflicht, die Regierung dieser Fürstin, die damals für den Hort des gesamten Protestantismus galt und deren Leben von papistischen Verschwörern bedroht war, zu schützen und zu stützen. Ja noch mehr. Die so schwer Verfolgten bewunderten und verehrten ihre Verfolgerin. Durch einen puritanischen Geschichtschreiber wird uns bezeugt, daß seine Glaubensgenossen auch aus der Tiefe der Kerker für die große Königin beteten und den Allerhöchsten anflehten, sie vor dem Dolch des Meuchelmörders zu bewahren und ihren Waffen Sieg zu Wasser und zu Land zu verleihen. Einem derselben war eines Frevels wegen infolge eines Richterspruches die Hand abgehauen worden; alsbald schwenkte er mit der ihm gebliebenen Hand den Hut und rief: Hoch die Königin! Im Frieden ist Elisabeth im Jahre 1603 dahingegangen; weislich war sie jedem öffentlichen Zusammenstoß mit jener mächtigen und glaubensstarken Partei aus dem Wege gegangen. Ihre Nachfolger dagegen haben denselben gesucht und den verhaßten Gegnern geradezu aufgezwungen. Jakob I. hat thörichterweise die königliche Würde mit der bischöflichen so innig verbunden, daß ihm das „no bishop no king" zur unumstößlichen Norm für sein kirchenpolitisches Regiment geworden ist

und demgemäß die Gegner des unbiblischen Episkopats zugleich als Empörer wider die Krone und deren göttliches Recht erscheinen mußten. „Dieser Jakob I," sagt M. Brosch in seinem Werk über O. Cromwell mit vollstem Recht, „hat das englische Volk von Elisabeth als das geduldigste und loyalste übernommen und es seinem Sohn hinterlassen als ein unlenksames, dem Königtum entfremdetes, einzig für die Umwälzung disziplin-iertes" und, fügen wir bei, in sich gespaltenes, vom bittersten Klassenhasse entzündetes Geschlecht.

Der Riß, der im Reformationszeitalter in das staatliche und kirchliche Leben Englands gemacht worden war, wurde im Beginn des 17. Jahrhunderts immer mehr erweitert, bis er in der Mitte desselben so klaffend wurde, daß nur „Blut und Eisen" Heilung zu bringen vermochten: am Hof despotische Bestrebungen, im Hause der Gemeinen republikanische Neigungen; endlich die für Hoheitsrechte des Königs glühenden Bischöflichen („Episkopale," „Prälatisten"), auf die Puritaner des Parlaments erbitterter, als einst auf die verabscheuten Papisten!

Mit den Puritanern selbst war übrigens im Laufe der Jahre eine sehr merkliche Umwandlung vor sich gegangen. In dem neuen Geschlechte, das so Schweres erduldet und zahllose Märtyrer aufzuweisen hatte, überwog das Gefühl der Rache, das Verlangen nach blutiger Vergeltung jede andere Empfindung und Erwägung. Wie wollten sie jedoch solche Gefühle mit ihrem christlichen Gewissen vereinigen, vollends mit der Heiligen Schrift, ihrem souveränen Gesetzbuche? Doch das menschliche Herz, das vielistige, wußte den Ausweg aus dem peinlichen Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft wohl zu finden. Es verwies die Rachedürstenden an das Alte Testament.

In der Geschichte eines von Gott auserwählten Volkes, das als Werkzeug der Rache Zebaoths die Kananiter ausrotten mußte und durfte, fand sich für haßerfüllte, verdüsterte Gemüter gar mancher Vorgang, der ihnen eine willkommene Entschuldigung für leidenschaftliche Reden und Handlungen darbot.

Ihre Vorliebe für jene kriegerischen, vielfach mit Blut geschriebenen Bücher wuchs in demselben Grade, als sie den wilderregten Geist des Fanatismus darin wiederfanden, der sie selbst entflammte. Hand in Hand damit ging das Interesse für die hebräische Sprache, für alttestamentliche Namen, für den hebräischen Kultus, Sabbath, für das mosaische Gesetz. Scenen wie die Tötung des gefangenen Königs durch den Propheten, die Mißhandlung des Leichnams der Königin Jesebel, deren Blut der Kriegshauptmann den Hunden zu lecken gab, der Vertilgung des schlafenden Gastfreundes Sissera, in dessen Schläfe das Weib Jael den Nagel trieb, erregten das Wohlgefallen jener Auserwählten des Neuen Bundes, die unter der Tyrannei der Herrscher und Bischöfe zu leiden hatten. „Kleidung, Haltung, Sprechweise, geistige Bestrebungen wie Vergnügen dieser schroff auftretenden Sekte wurden nach Grundsätzen gemodelt, die an die Bräuche jener jüdischen Pharisäer erinnerten, welche, stolz auf ihre gewaschenen Hände und ihre breiten Denkzettel, den Erlöser als Sabbathschänder und Weinsäufer zu schmähen wagten. Kränze an einen Maibaum hängen, einem Freunde Gesundheit zutrinken, Jagdfalken fliegen lassen, Hirsche jagen, Schach spielen, künstliche Locken tragen, die Halskrause stärken lassen, ein Saiteninstrument schlagen, das Märchen von der Feenkönigin lesen — das war in ihren Augen alles Sünde. Solche Vorschriften, die dem freien, frohen Geiste Luthers unerträglich, dem klaren Verstande Zwinglis jämmerlich erschienen wären, verbreiteten über das ganze Leben dieser Leute eine mehr als mönchische Düsterheit. Manche unter ihnen hegten Bedenken gegen den Unterricht in der lateinischen Sprache, weil die Götternamen Mars, Bacchus und Apollo darin vorkommen. Die schönen Künste waren aus ihren Kreisen fast gänzlich verbannt. Den strengen Puritaner erkannte man alsbald an seinem Gang, seiner Tracht, seinem schlichten Haar, dem feierlichen, sauertöpfischen Ausdruck seines Gesichts und an dem näselnden Ton und der absonderlichen Redeweise.

Überall brachte er bibliſche Bilder und Worte an und bezog bildliche Bezeichnungen, die einer fernabliegenden Poeſie gedient hatten, auf Alltagsangelegenheiten ſeines Lebens und ſeiner Zeit. Es war ein Kauderwelſch, das nicht ohne Grund den Spott der Prälatiſten und der Freigeiſter erregte.“ (Mac Aulay).

Zweites Kapitel.

Gegen Königtum und Bistum.

Jetzt wahret, Männer, eure Würde,
Steht auf zu männlichem Entſcheid.
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter ſeid!
Es iſt ſoviel ſchon unterhandelt,
Es iſt geſprochen fort und fort,
Es iſt geſchrieben und gehandelt —
So ſprecht nun euer letztes Wort!

König Jakob hatte im geheimen Rat mit eigener Hand aus den Journalen des Hauſes der Gemeinen jene feierliche Verwahrung herausgeriſſen, worin dasſelbe erklärte, daß „die Gerechtſame, Freiheiten und Vorrechte des Parlaments das zweifelloſe, angeborene Recht und Erbe der Engländer ſind.“ In letzterem Proteſt und der Austilgung desſelben offenbart ſich aufs anſchaulichſte das Verhältnis der beiden höchſten Gewalten Englands: das zähe Feſthalten des Parlaments an ſeinen Rechten und die Neigung des Königtums zu einem unumſchränkten Regiment.

Die letztere war bei König Karl I. nicht weniger mächtig als bei ſeinem Vater. Darum trat ihm das Haus der Gemeinen gleich von vornherein entgegen, indem es den nicht unbilligen Geldforderungen des neuen Regenten nicht oder nur kärglich entſprach und damit jene ſchiefe Ebene betrat, die auf den Abgrund der Revolution ausmündete. Das Mißtrauen der ultraproteſtantiſchen Commons war freilich nicht unbegründet

England forderte die Verfolgung der Katholiken; Karl versprach denselben Duldung in jenem Heiratsvertrag, der ihm bei seiner Vermählung mit Heinrichs IV. Tochter, Henriette Marie, abverlangt worden war. Die katholischen Priester, auf die man es bei Erlassung der Strafgesetze wider die Katholiken vorzugsweise abgesehen hatte, sprach er von der Wirksamkeit dieser Gesetze kraft des Vorrechtes der Krone frei.

Dem französischen König Ludwig XIII., gegen den die protestantischen Hugenotten sich empört, sich in La Rochelle eingeschlossen hatten und sich dort heldenmütig verteidigten, hatte schon Jakob das Versprechen gegeben, ihn in diesem Kampf zu unterstützen. Karl suchte sich dieser Verpflichtung zu entziehen, wenn er es auch auf einen Bruch mit Frankreich nicht ankommen lassen wollte. Seine Seeleute mußten auf offener See eine meuterische Scene aufführen und die Befehlshaber zur Umkehr nötigen. Auf eine Friedensnachricht hin ließ er jedoch das Geschwader wieder vor La Rochelle segeln, um den Franzosen sein Wort äußerlich zu halten. Dort wütete aber der Kampf noch in gleicher Heftigkeit fort. Die Franzosen forderten nun die Engländer zur Beschießung der Stadt auf und benützten dazu wenigstens deren Schiffe und Geschütze, nachdem die Bemannung aus Gewissensbedenken dieselben im Stiche gelassen hatte. Dieses zweideutige Verhalten des Königs schlug zu seinem eigenen Schaden aus; denn die öffentliche Meinung bezichtigte ihn sofort des wissentlichen Verrats an der protestantischen Sache.

Als er von dem im Jahre 1625 versammelten Parlament eine Million Pfund Sterling forderte, da sprach dieses, bevor es sich über jene Forderung schlüssig machte, das Verlangen aus, daß die nachsichtige Behandlung der Katholiken aufhören, daß die Sonntagsfeier strenger eingehalten und der Verfasser einer gewissen anticalvinistischen Flugschrift zur Strafe gezogen werden möchte. Sein Bescheid war — sofortige Auflösung des Parlaments. Und als die nächste Versammlung unmittelbar nach ihrem Zusammentritt dieselben Beschwerden vorbrachte

und deren Erledigung forderte, da erfuhr sie dasselbe Los. Erst das dritte Parlament gewährte ihm reiche Geldmittel, nachdem er jenes berühmte Gesetz, die Petition of Right*), nächst der Magna Charta Englands kostbarsten Freibrief, im Jahre 1628 aufs feierlichste bestätigt hatte. So groß die Freude des Volks über diese Selbstverleugnung des Herrschers gewesen war, so bitter wurde die Enttäuschung empfunden, als sich nach wenigen Wochen herausstellte, daß der König keineswegs die Absicht habe, sein Wort einzulösen. Auf den darob entbrennenden Kampf antwortete Karl mit der (dritten) Parlamentsauflösung. Es war ein höchst gefährliches Spiel, das dieser Fürst spielte, vollends einer Versammlung gegenüber, an deren Spitze große Staatsmänner getreten waren, die mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Ruhe, Umsicht und Beharrlichkeit zu Werke gingen und lieber Verbannung, Geld- und Kerkerstrafen auf *sich* nahmen, als daß sie von ihrem Rechte ein Jota nachgelassen hätten.

Welches aber waren Karls Ratgeber?

In erster Linie allerdings Thomas Wentworth, von ihm zum Earl of Strafford erhoben, ein Mann von hohen Talenten und von persönlicher Achtbarkeit, aber als Abtrünniger, wie als Scherge des Despotismus den Gemeinen verhaßt. In zweiter Linie gehörte dazu der verächtliche George Villiers, des Königs allmächtiger Günstling, zum Grafen und Herzog von Buckingham erhoben, seines Herrn böser Genius, ein Minister, der dem Königshause wie dem Lande im Verkehr mit fremden Mächten unberechenbaren Schaden zugefügt hat. Das kirchenpolitische Regiment dagegen legte Karl in die Hände des William Laud, des Londoner Bischofs, dem er das Erzbistum Canterbury und damit das kirchliche Primat zuwendete. Dieser Kirchenmann gehörte zu der Zahl derjenigen, die sich von Genf am weitesten entfernt und Rom am meisten genähert hatten.

*) Bittschrift um Recht.

Er liebäugelte mit dem letzteren, wie die Zulassung von Mönchen und Jesuiten in die Umgebung der Königin und die Begünstigung der Katholiken beweist. Er hielt große Stücke auf die Beobachtung von Ceremonien, Fasten, Feiertagen, Ehrenbezeugungen, von Laien den Priestern dargebracht, und machte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen die Verheiratung der Geistlichen. Sein Ziel war die Herstellung von „Gleichförmigkeit und Anstand des äußeren Gottesdienstes", seine Mittel die Erkenntnisse des obersten geistlichen Gerichts und der weltliche Arm, endlich auch die Waffe des Spottes. Man kam auf den verhängnisvollen Gedanken, den jüdisch-gesetzlichen Ernst der Puritaner und ihre bereits volkstümlich gewordene Lebensführung dadurch unschädlich zu machen, daß man von der Kanzel aus das Volk zur Teilnahme an leichtfertigen Sonntagslustbarkeiten auffordern und die Männer, die ein solches Verfahren nach Gebühr geißelten, wegen Preßvergehen belangen, ja zum Verlust der Ohren durch Henkershand und zum Schandpfahl verurteilen ließ. In allen Ecken und Enden wurde das Land nach kirchlich Anrüchigen durchsucht; die kleinsten Sondergemeinden wurden aufgespürt, die geheimsten Andachtsübungen von seinen Spähern zur Anzeige gebracht. Gab es denn keine Richter im Königreich mehr, die ihre Urteile nach Recht und Gewissen sprachen? so ist man versucht zu fragen.

Es gab freilich Richter, aber nur solche, die ihre Stellen der Gnade des Königs verdankten, daher das Recht nach seinem hohen Willen beugten. Aufs tiefste aber waren jene Gerichtshöfe verabscheut, die sich bereitwillig zu Werkzeugen der Willkürherrschaft mißbrauchen ließen, und zwar mehr noch die High Commission als kirchlicher Untersuchungshof, als die Sternkammer mit ihrer politischen Aufgabe. Durch diese verfassungswidrigen Gerichte konnte der Hof ungehindert Geld-, Kerker- und Leibesstrafen verhängen, kurz allem Recht, Brauch und Gesetz Trotz bieten. Die elf Jahre der parlament- und rechtlosen Zeit (1629—1640) hindurch reihte sich ein empörender

Rechtsbruch an den andern. Unter den verschiedensten Namen wurden Erpressungen geübt. Wer die ihm widerrechtlich angesonnenen Steuern verweigerte, wurde zum Matrosen gepreßt; gehörte er den höheren Ständen an, so wurde er vor den geheimen Rat gefordert und, falls er sich auch da widerspenstig bewies, in das Gefängnis geworfen. Als der angesehene John Hamden die Entrichtung von 20 Schilling Schiffsgeld verweigerte, weil es eine ungesetzliche Steuer sei, und es auf einen Prozeß ankommen ließ, ward er, wenn auch mit geringer Stimmenmehrheit, von den feigen Richtern verurteilt. Aber auch Glieder der hohen Aristokratie ließen sich das eingeforderte Zwangsanlehen nicht abnötigen, so unter anderen die Lords Essex, Lincoln, Warwick, Clare, Bolingbroke und Stanhope. Allenthalben füllten sich daher die Kerker mit Opfern eines schamlosen Despotismus, der seine Gewaltthaten heuchlerisch in Rechtsformen kleidete.

Die inneren Verhältnisse des Königreiches hatten eine so bedrohliche Wendung genommen, daß viele meinten, es sei um die Freiheiten des Volkes geschehen, und bereits dem Gedanken näher zu treten begannen, sich durch Auswanderung nach Nordamerika dem Drucke zu entziehen. Es gab ja in den Wildnissen und Urwäldern jenes jungfräulichen Kontinents Freistätten, wo der gesetz- und rechtliebende Bürger und Christ die Freiheit in vollen Zügen genießen konnte. Schon hatten dort kühne Puritaner Ansiedelungen gegründet, die fröhliches Gedeihen versprachen. Trotz, ja wegen des Widerwillens der Stuartregierung gegen diese Pflanzstätten bürgerlicher und religiöser Freiheit ward deren Bevölkerung durch den Zuzug hochsinniger Glaubensgenossen vermehrt. Zu Hause dagegen schien sich alles nach dem Wunsche der Gewaltherrscher zu gestalten und die Aufstellung einer starken Truppenmacht zur Bändigung des starrsinnigen Volkes in nächste Nähe gerückt — als ein unvorhergesehenes Ereignis sowohl die Hoffnungen der Freiheitsfeinde als die Entmutigung der Freiheitsfreunde zu Schanden

machte. Es war einer jener plötzlich eintretenden Geschichtsmomente, der das geheime Walten einer die Völkergeschicke leitenden Vorsehung vor aller Augen bloßlegt und offenbart.

Nirgends war die calvinistische Lehre und Zucht so tief in den Volksgeist eingedrungen, als in Schottland. Das papistische Wesen war dort der Gegenstand des allgemeinen Abscheus. Nicht weniger heftig gab sich die Abneigung gegen die anglikanische Kirche kund. Längst aber war es der Wunsch der englischen Regierung gewesen, den staatskirchlichen Gottesdienst dort einzuführen; auch hatte sie bereits einige Vorbereitungen hiefür getroffen, welche den Presbyterianern höchlich zuwider waren. Immerhin war der Gottesdienst bisher noch in der gewohnten Art gehalten worden. Nun aber beschloß Laud unter Zustimmung des Königs, in den presbyterianischen Kirchen die englische Liturgie einzuführen und die General Assembly, die allgemeine presbyterianische Synode, dieses ihm verhaßte geistliche Parlament, sofort abzuschaffen. Zu derselben Stunde aber, wo in allen Gotteshäusern Lauds Liturgie mit ihren Wechselgesängen und Kniebeugungen, ihren Chorröcken und Altarlichtern ihren Anfang nehmen sollte, wurde von St. Giles in Edinburg aus das Zeichen zur Erhebung wider die Abgötterei gegeben. Aus dem Tumult wurde eine Revolution. Damals hätte einer, wie in der Zeit der Ordonnances von Polignac zu Paris, dem König zurufen können: „Sire, ce n'est plus une émeute, c'est une révolution!“*) Die ganze Nation trat unter die Waffen und schloß sich nach dem Vorbilde des Volkes Israel zu einem „Bund mit dem Herrn“, dem Covenant, zusammen. Im November 1638 tagten in der Kathedrale von Glasgow hunderte von Rittern und Dienern des Worts, diesmal nicht ausdrücklich als geistliche Generalsynode, aber als eine Nationalversammlung, die vor allem ihr teuerstes Recht zu schützen entschlossen war, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Grundlage

*) „Majestät, das ist kein Aufstand, das ist eine Revolution!“

aller bürgerlichen Freiheit und Wohlfahrt. Bald stand ein kampflustiges, glaubenseifriges Streiterheer auf englischem Boden, dem die überraschte Regierung nicht gewachsen war. Diesmal hatten die wilden Schotten die Geschäfte des englischen Volkes mitbesorgt; erleichtert atmeten die Patrioten auf. Jetzt dachten die Pym, Hamden, Cromwell und die an der Zukunft Englands verzweifelnden Peers nicht mehr an Auswanderung zu den Gestaden des Hudson und Susquehanna: ihrer harrte eine ernste, hochwichtige Arbeit.

Der König sah sich nunmehr genötigt, auf den 13. April 1640 das Parlament zu berufen. So gemäßigt dasselbe auch auftrat, so ward es doch schon am 5. Mai wieder aufgelöst, denn es hatte gewagt, mit dem verhaßten Ceterum censeo der alten und immer neuen Beschwerden vor seine Regierung zu treten. Mit Recht führt dasselbe in der Geschichte den Namen „das kurze Parlament."

Drittes Kapitel.

Das lange Parlament.

„Vertrag! Es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt." (Uhland.)

Am 3. November 1640 versammelten sich die einberufenen Abgeordneten zu Westminster. In dieses Parlament waren drei Fünftel der Mitglieder des „kurzen" gewählt worden, Ritter und Bürger, die sich durch Standhaftigkeit gegen den vom Königtum und Bistum betriebenen Rechtsbruch und durch Treue gegen das evangelische Bekenntnis ausgezeichnet hatten.

Alle Stände und Parteien, die hier ihre Vertretung gefunden stimmten in dem eifrigen Beſtreben überein, die verfaſſungswidrigen Mißbräuche abzuſchaffen und die feilen Werkzeuge der Gewaltherrſchaft zur Strafe zu ziehen. Die verhaßten Gerichtshöfe der hohen Kommiſſion und der Sternkammer wurden alsbald aufgehoben, die verſtümmelten und gemarterten Bekenner der Wahrheit und Gerechtigkeit aus den Kerkern geholt, dagegen Anklagen erhoben wider die ſchlimmen Räte der Krone. Graf Strafford, Lordleutnant von Irland und Erzbiſchof Laud wurden in den Tower geworfen; dem Lordſiegelbewahrer Finch gelang es, ſich durch die Flucht zu retten. Gegen die biſchöfliche Kirche und das verderbte Gerichtsweſen brach ein Petitionsſturm los, der England im Süden und Norden durchtobte; dem Parlament lag eine mit 150000 Unterſchriften bedeckte Petition vor. An deren Erörterung reihte ſich der Prozeß gegen Strafford, der, von ſeinem Könige ſchmählich preisgegeben, heldenmütig in den Tod ging (12. Mai 1641). „Niemals," ließ ſich ſein Hauptankläger vernehmen, „hat ein Menſch eine ſolche Rolle auf ſolchem Schauplatz mit mehr Weisheit, Folgerichtigkeit und Beredſamkeit, mit mehr Vernunft, Beſonnenheit und Mäßigung, mehr gewinnender Anmut in Worten und Gebärden geſpielt, als dieſer große und ausgezeichnete Mann. In dem Herzen aller, die ihn hörten, einige wenige ausgenommen, hat er Mitleid und Reue erweckt."

Kurz darauf gab Karl dem Parlament die Zuſicherung, daß es ohne ſeine eigene Einwilligung nicht mehr ſolle aufgelöſt werden. Hierauf war er in ſein nördliches Königreich gereiſt, um ſich mit den unter den Waffen ſtehenden, vom Parlament begünſtigten Schotten zu verſtändigen. Da erſcholl plötzlich vom grünen Erin herüber die Schreckensbotſchaft, am 23. Oktober (1641) hätten die katholiſchen Bewohner Irlands ein fürchterliches Blutbad unter den im Oſten und Norden angeſiedelten Proteſtanten angerichtet. Das ſollte die ſchlimmſten Folgen für Königtum und Bistum nach ſich ziehen. Hatten

bereits die schottischen Friedenskommissäre die religiös-kirchliche Vereinigung der beiden protestantischen Königreiche gefordert, so ward jetzt infolge jenes fanatischen Gewaltakts der katholischen, keltischen Provinz der Bund Englands und Schottlands durch das Blut der irisch-protestantischen Märtyrer festgekittet und für alle Zeiten besiegelt. Überdies wurde die Stärke dieses Bundes, insbesondere die Macht des Parlaments, ungemein gehoben durch die Denkschrift vom 22. November 1641, die große „Remonstranz," einen dem Namen nach an den König, der Sache nach an das ganze Volk gerichteten Appell, worin alle seit 15 Jahren gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit begangenen Gewaltthaten aufgezählt wurden; es waren 206 Beschwerdepunkte. Zugleich wurde dem Mißtrauen gegen die königliche Politik und gegen die Bischöfe Ausdruck verliehen, auch die Beschränkung des königlichen Ernennungsrechtes in Vorschlag gebracht. Mit nur 11 Stimmen ward die Remonstranz nach heißem Redekampfe durchgebracht. Zweifelsohne hätte die staatserhaltende Ordnungspartei die Oberhand behalten, wenn nicht König Karl abermals wider alles Versprechen und ohne Vorwissen seiner neuen, dem Parlament entnommenen Minister eine thörichte und widerrechtliche Handlung begangen hätte, durch die er sich um alle Sympathien bringen mußte. Er sandte nämlich den Staatsanwalt, um die Wortführer der Versammlung, Pym, Hollis, Hamden und andere „Commoners" vor den Schranken des Oberhauses als Hochverräter anzuklagen. Damit griff er in die Befugnisse der beiden Häuser ein. Diese setzten einer so schreienden Rechtsverletzung entschlossenen Widerstand entgegen. Karl aber in seiner unbegreiflichen Verblendung griff jetzt zur Gewalt. In eigener Person und von bewaffnetem Gefolge begleitet, machte er sich auf, jene Fünf im Parlamentsgebäude selbst zu verhaften. Der Versuch mißlang jedoch, denn die bedrohten Führer der Puritaner waren eiligst in Sicherheit gebracht worden. Die Gemeinen konnten durch die geöffnete Saalthüre die 300 Bewaffneten sehen, welche die Gesuchten

ergreifen sollten. Das geschah am 4. Januar 1642. Damals kamen die Spitznamen der beiden gegnerischen Hauptparteien auf, die während des ganzen Bürgerkriegs die Kämpfenden unterschieden: die Benennungen „Kavaliere“ und „Rundköpfe“. Jene zählten die Mitglieder der Hofpartei, einen Teil des hohen Adels und fast alle königlich und anglikanisch Gesinnten aus allen Ständen in ihren Reihen, diese die Anhänger der religiösen und bürgerlichen Freiheit, an ihrer Spitze die Puritaner. Die Hauptstärke der Opposition beruhte auf den kleinen Gutsbesitzern, sowie auf den kleinen Kaufleuten und Krämern der Städte. Doch schlossen sich derselben auch Glieder des hohen Adels an, wie die mächtigen Earls von Northumberland, von Bedford, Warwick, Stamford, Essex und andere. Vor allem sammelten sich in diesem Lager die Nonkonformisten oder Dissenters und die noch calvinistisch gesinnten Mitglieder der Staatskirche. Auch die städtischen Körperschaften standen größtenteils auf dieser Seite. Die hier maßgebende Partei hatte zwar das Übergewicht im Hause der Gemeinen, jedoch mit einer starken Minderheit zu rechnen.

Mit dem oben erwähnten Gewaltakte des Königs und der Hofpartei war, im Grunde genommen, der Bürgerkrieg eröffnet. Den Anlaß hatte die „Milizbill“ geliefert. Die entscheidende Frage des Tages war die, wem das Heer zu gehorchen habe. Vermöge des Gesetzes war der König der Gebieter desselben; die augenblickliche Notlage zwang jedoch das Parlament, ihm dieses Machtmittel um jeden Preis zu entziehen. Schon im November 1641 war denn im Hause der Gemeinen der Antrag gestellt worden, daß der Oberbefehl im Heer nicht mehr vom König, sondern vom Parlament solle vergeben werden. Der Antrag ging trotz des heftigsten Widerspruchs der Königlichgesinnten im Unterhause durch, ebenso der weitere Gesetzesvorschlag, daß dem Parlament, wenigstens auf eine bestimmte Zeitdauer, zur Verteidigung der Interessen des Landes der Befehl über die Land- und Seemacht möchte übertragen werden.

Selbstverständlich versagte der König diesen Anträgen seine Zustimmung, ja suchte sich der Führer der Opposition in der bereits geschilderten Weise zu bemächtigen. König Karl konnte sich, nachdem er wie seine Gegner zum Äußersten geschritten war, nicht mehr verhehlen, daß nur das Schwert zwischen ihm und dem Parlament entscheiden könne. Er verzweifelte an der Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung und machte sich kampfbereit. Er vertraute der Königstreue der Bewohner von Yorkshire, Northumberland und der kräftigen Walliser und hoffte auf den kriegerischen Beistand der Schotten, Dänen und Niederländer. Seine Gemahlin sandte er nach Holland, um die Kronjuwelen zu Geld zu machen, Kriegsbedarf einzukaufen und Streitkräfte anzuwerben. Die Königin hatte eine stürmische Überfahrt. Eines ihrer Schiffe, das Kostbarkeiten im Wert von 70,000 Pfund Sterling trug, ward von den Wellen verschlungen. Als sie im Haag anlangte, brach die Tochter des protestantisch gesinnten Königs Heinrich IV. in Thränen aus über den Verlust eines „Splitters vom heiligen Kreuz," welchen angeblich die heilige Helena selbst nach London gebracht hatte, wo diese ehrwürdige Reliquie seit 1000 Jahren im Tower aufbewahrt worden war. Henriette Marie hatte ihrem Gemahl das Versprechen abgenommen, daß er den Oberbefehl über die Milizen niemals aus der Hand geben noch die Lordleutnants bestätigen wolle, welche das Parlament an die Spitze der Grafschaftsmilizen gestellt hatte. Ihr Einfluß erwies sich bis zum Ende als ein unheilvoller.

Als Karl I. am 22. August 1642 die königliche Standarte zu Nottingham am Trentflusse aufpflanzen ließ und die Kavaliere sich in hellen Haufen um dieselbe scharten, da war der Würfel gefallen und der Rubikon überschritten. Der schlagfertige Cäsar aber, dem die Siegespalme winkte, befand sich im Lager der Gegner.

Wer war nun die Seele der entschlossenen Maßregeln in ihrem Rate? Wer der kühne Urheber dieser Anträge, mit denen

zwischen Königtum und Parlament das Tafeltuch zerschnitten und zur Entscheidung mit den Waffen gedrängt wurde?

Das adelige Mitglied des Unterhauses, Sir Philipp Warwick, berichtet in seinen „Erinnerungen": „Einst kam ich wohlgekleidet in das Haus und hörte eben einen Herrn reden, der sehr gewöhnliche Kleider trug. Seine Wäsche war sehr einfach und etwas unsauber; sein Hut hatte kein Band. Seine Gestalt indes war ansehnlich, und das Schwert umschloß fest seine Hüfte. Mit aufgedunsenem, rötlichem Gesicht, mit scharfer, unmelodischer Stimme sprach er voll Feuer. Mich wunderte es, daß die große Versammlung diesem Herrn so aufmerksam zuhörte." — Es war Oliver Cromwell, der Mann, in dem sich der Bund zwischen Religion und Revolution verkörpert, Fleisch und Blut angenommen hat.

Viertes Kapitel.

Oliver Cromwell.

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."
(Schiller, Prolog zu „Wallensteins Lager.")

Dieser merkwürdige, rätselhafte, von zeitgenössischen Geschicht- und Flugschriftenschreibern schwer verleumdete Mann war am 25. April 1599 zu Huntingdon an der Ouse geboren als Sohn des Gutsbesitzers Richard Cromwell und der Elisabeth aus dem Geschlecht der Stewards, die sich der Abstammung von den schottischen Königen rühmten. Der noch mehr zu nennende John Hamden, ein wohlhabender Grundherr im nahen Buckinghamshire, war sein Vetter. Sein Vater war ein Mann von strengstem Pflichtgefühl, ohne höhere Bildung, ohne idealen Schwung, jedoch gleich seiner frommen Ehefrau der evange-

lischen Sache von Herzen zugethan. In der Stadtschule genoß er den Unterricht eines puritanisch gesinnten Geistlichen, des Dr. Beard. Im Elternhause stand die Bibel in vollster Geltung und Wertschätzung. Regelmäßig wurde morgens und abends ein Bibelabschnitt vorgelesen, und man liebte es, die Unterhaltung mit Bibelsprüchen zu würzen. Wort und Geist des alten Testaments sog der Knabe sozusagen mit der Muttermilch ein; die Übung der Religion ward ihm frühe zum Herzensbedürfnis.

Seiner Gemütsstimmung und Temperamentsanlage nach gehörte Oliver nicht zu den munteren Jungen, die sich lustig im Kreise der Kameraden tummeln. Er erschien ungewöhnlich ernst und hatte einen ausgesprochenen Hang zur Einsamkeit. Dabei litt er schon in früher Jugend an jener krankhaften Schwermut, dem „Spleen", welcher für ein den Engländern eigentümliches Seelen- und Körperleiden gilt. Daß er in einer solchen Anwandlung einst eine Riesengestalt soll erblickt haben, welche ihm seine künftige Größe ankündigte, das ist ein von übelwollenden Zeitgenossen aufgebrachtes Märchen, das dem nüchternen Sinne unseres Helden durchaus widerspricht. Denn mit dem Größenwahn hat Oliver Cromwell wohl nicht zu kämpfen gehabt. Es war am Todestage des großen Shakespeare am 23. April 1616, daß sich Oliver als Student an der Universität Cambridge eintragen ließ. Hiezu bemerkt Carlisle, dem wir die gerechte Würdigung des verkannten großen Mannes verdanken: „Das eine weltengroße Ding, das von englischer Geschichte übrig bleiben wird, Shakespeares Litteratur, nahm ihr Ende; das andere weltengroße Ding, das von englischer Geschichte übrig bleiben wird, der bewaffnete Appell des Puritanertums an den unsichtbaren Gott des Himmels wider die sichtbaren Teufel der Erde, nahm seinen Anfang." Man weiß, daß er sich im Lateinischen tüchtig ausgebildet, vorzugsweise aber mit der Geschichte, besonders der römischen und der englischen, vertraut gemacht und die Zeitgeschichte aufmerksam

verfolgt hat. Als Fachstudium erkor er sich die Rechte, da für einen Landwirt namentlich die Kenntnis des Landrechts unentbehrlich schien. Übrigens währte seine akademische Laufbahn nur 15 Monate, da im Juni 1617 sein Vater mit Tod abging und seine als des einzigen Sohnes Anwesenheit im Elternhause notwendig wurde. Häufig weilte der junge Mann in London, dem Mittelpunkt der großen Gedanken, welche jenes Zeitalter bewegten. Hier beobachtete er das öffentliche Leben, die maßgebenden Persönlichkeiten und das Wogen des Parteikampfes; regelmäßig wohnte er den öffentlichen Versammlungen an. Ob die Stelle in einem seiner Briefe an eine Frau St. John, seine Verwandte, „er sei in der Finsternis gewandelt und habe diese geliebt, das Licht aber und die Gottseligkeit gehaßt", auf ein unsittliches Treiben Olivers in London schließen läßt, wie seine Gegner annahmen, ist nicht mehr auszumachen. Immerhin mag der kraftstrotzende junge Mann damals an manchem derben Spaß Geschmack gefunden haben, dessen er sich später schämte und entledigte. Jedenfalls hat den etwaigen Ausschweifungen eine frühe, schon am 22. August 1622 eingegangene Verheiratung, und zwar mit Elisabeth Bourchier, der frommen Tochter eines reichen Londoner Citykaufmanns, ein rasches Ende bereitet. Unmittelbar darauf brachte er sein junges Weib unter das mütterliche Dach zu Huntingdon und übernahm mit vollem Ernst die Verpflichtungen eines Hausvaters, der entschlossen ist, redlich für Mutter und Schwestern, wie für Weib und Kind und deren ausreichenden Unterhalt Sorge zu tragen. Als ein echter Landsquire griff er, wo es not that, mit eigenen Händen an. So verschmähte er es nicht, das für seine Gutswirtschaft erforderliche Bier selbst zu brauen. Seine etwas gerötete Nase sollte auch, nach Aussage seiner Gegner, vom starken Biergenusse herrühren. Seine Landwirtschaft galt in der Umgebung für eine musterhafte und erwies sich bald als ein sehr einträglicher Erwerbszweig. Seine Lebens- wie seine Ausdrucksweise war zwanglos, gerade und

ungeschminkt und verriet eine gewisse Urwüchsigkeit. Er liebte einsame Spaziergänge und scharfe Ritte weit ins Land hinein. Solche ermöglichte dem gewandten Reiter sein kräftiger Körper, den er beständig übte und abhärtete. Seine Erscheinung erregte durch ihre Kraft, das lebhafte Funkeln seiner Augen, seine heftigen Bewegungen, seine wuchtige Redeweise die Aufmerksamkeit der Fremden.

Man würde sich übrigens schwer täuschen, wollte man diesen so gewissenhaft um das Wohl seiner zahlreichen Familie besorgten Landwirt von Huntingdon auch im geistigen Leben den Farmern seiner Nachbarschaft gleichstellen. Nein, im tiefen Grunde seines Gemütes arbeitete und gärte es mächtig unter dem Einfluß des gewaltigsten Ferments jener Zeit. Er war dem Puritanismus näher getreten, dessen Reiseprediger, die Lecturer, im Jahre 1623 auch Huntingdon berührten. Dieser unaufhaltsam emporstrebenden Sekte, mit der man als mit einer politischen Partei rechnen mußte, schlossen sich viele angesehene und einflußreiche Männer an, so die späteren Parlamentshäupter John Hamden und John Pym, viele Adelige der Gegend, wie die Lords Montague, Say, Brook, und zu London, nicht ohne Einfluß der Verwandten Cromwells, zahlreiche Kaufleute der City.

Wenn Oliver später seine in diese Zeit fallende „Bekehrung" als „seine Errettung aus den Klauen des ewigen Todes" bezeichnet, so kann der tief empfindende Mann damit nicht bloß seinen Anschluß an die Sache des Puritanismus gemeint haben, wie oberflächlich urteilende Geschichtschreiber annehmen zu dürfen glaubten. Auch kann die Wiederkehr seiner tiefen Schwermut und krankhaften Stimmung nicht als Ursache dieser „Bekehrung" bezeichnet werden, mag ihm vielmehr auch den Durchbruch zum vollen Gottesfrieden bedeutend erschwert haben. Wer es zu würdigen vermag, wie die biblisch begründete starre Lehre Calvins von der Gnadenwahl, das heißt von der Vorherbestimmung einzelner zur Seligkeit, der Masse zur Verdammnis, und zwar durch einen unveränderlichen Rat-

schluß Gottes, auf die Herzen jener Heilsuchenden gewirkt haben muß, der ist auch genötigt, bei Cromwells „Bekehrung“ eine tiefgehende Seelenbewegung, ja eine gewaltige Erschütterung anzunehmen. Diese wird einen Mann von so starkem Herzen um so mehr erregt haben, je öfter und länger ihn der Zweifel quälte, ob er sich zu den Auserwählten zählen dürfe oder unter die ewig Verworfenen rechen müsse. Da ist der zu so durchgreifender Einwirkung auf die Außenwelt berufene Mann in die innere Welt des Seelenlebens geführt worden und hat bebend die Macht der Sünde und die Schwere der Schuld, die Unvollkommenheit der eigenen Werke, aber auch entzückt die Größe der Berufung und die Herrlichkeit der Gnade zu empfinden und zu erfahren bekommen. Aber noch oft mögen solche Augenblicke des Entzückens und der Verzückung abgewechselt haben mit Augenblicken geistlicher Hoffnungslosigkeit und Ausbrüchen trostlosester Zerknirschung, bis in seinem wildwogenden Innern auf Grund der eifrigen Erforschung der Heiligen Schrift die Überzeugung felsenfest stand: „Auch ich bin erwählt, auch ich bin ein Kind Gottes; nun kann ich nimmermehr verloren gehen.“ Hatte er einmal von sich bekannt, er sei das Haupt der Sünder gewesen, Gott aber habe Gnade mit ihm gehabt, so berechtigt uns ein solches Bekenntnis keineswegs zu der Annahme, Oliver habe besonders grobe Sünden zu bereuen gehabt, so wenig als Luthers erschütternde Klagen über seine Sünden aus der Reue über einzelne positive Thatsünden herrührten. Milton, der den Charakter und Lebensgang dieses vielfach rätselhaften Mannes aufs genaueste erforscht hat, giebt ihm das Zeugnis, daß er sich während jenes ländlichen Stilllebens durch nichts mehr ausgezeichnet habe, als durch die Reinheit seines sittlichen Wandels. „In der Stille war er herangewachsen, unentweglich im Vertrauen auf seinen Gott und in schweigsamer Brust seine große Seele nährend,“ setzt Milton, der Seelenkundige, hinzu.

In sich gefestigt, der höchsten Geistesgüter teilhaftig, trat

Cromwell aus seiner Abgeschlossenheit, aus dem Kämpfen und Ringen seiner dreißiger Jahre zielbewußt in die wildbewegte politische Welt hinein. Der Mann, der die höchste Gewißheit erlangt hatte, die des Glaubens, brauchte nicht wie ein Rohr im Parteiwinde hin und her zu schwanken. Der vor dem Allheiligen gezittert, von ihm aus Gnade berufen war, durfte nicht vor Königen zittern, nicht vor Menschen sich fürchten.

Fünftes Kapitel.

Der Sturm bricht los.

„Ich machte mich an das Studium des Reitergenerals Oliver Cromwell. Im Laufe meiner Studien wuchs der Reitergeneral in meinen Augen zu einem der ersten Feldherren aller Zeiten heran." (Fr. Hoenig.)

Waren auch weniger langatmige Reden, als kräftige, charaktervolle Äußerungen aus Cromwells Mund in die Ohren seiner Nachbarn gedrungen, so ward er doch als Gesetzes- und Parlamentsfreund, als eifriger Puritaner und Leser von denselben im Jahre 1628 in das Parlament gewählt. Dort unterschrieb er gleichfalls die Petition of Right, die ja nicht bloß die persönliche, sondern auch die religiöse Freiheit des Bürgers sicherstellen sollte, ferner auch die Beschwerden des Parlaments gegen die katholisierenden Bestrebungen der Geistlichkeit und gegen die Zulassung der Jesuiten. Seit dem Jahre 1636 wohnte er zu Ely, 1 Stunde flußabwärts; der Anbau großer Weidetristen, die er dort ererbt hatte, machten diese Veränderung notwendig.

Im April 1640 erschien er als Vertreter der Stadt Cambridge im „kurzen" Parlament, wie im denkwürdigen „langen", das im November 1640 seinen Anfang nahm.

Von Cromwell rührte der folgenschwere Antrag her, daß der Oberbefehl über die Milizen, die alte Landwehr, die einzige

Truppe, welche die Verfassung zuließ, fortan nicht mehr dem König, sondern dem Parlament zustehen sollte. Als König Karl 1643 in den Norden eilte, um den Kriegsruf erschallen zu lassen, da wandte sich das Parlamentsmitglied für Cambridge seiner Heimat zu, um dort die kriegerischen Vorbereitungen zu treffen. Durch seinen Einfluß, seine Thatkraft und Umsicht brachte er es dahin, daß die mittleren fünf Grafschaften eine Friedens- und Kriegsliga bildeten, die das Unwetter fast ganz von ihren Grenzen fernzuhalten wußte. In den Armeelisten vom September finden wir Oliver Cromwell als Kapitän der 67. Schwadron verzeichnet. Er beschäftigte sich eifrig damit, seine Leute für den Reiterdienst einzuüben und neue Kämpfer anzuwerben. Es geschah dies in denselben Tagen, wo zu Westminster vom Parlament und der Synode die Solemn League and Covenant, das Schutz- und Trutzbündnis zur Verteidigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit Englands, zwischen dem Parlament und den Schotten abgeschlossen wurde. „Gemäß dem Wort Gottes und nach Beispiel der bestreformierten Kirchen" sollten Aberglaube, Ketzerei, Kirchenspaltung, Papsttum und Bistum unterdrückt und allein der Presbyterianismus geduldet werden. Die Staatsmänner und Prediger freilich, welche dabei beteiligt waren, meinten ein neues kirchenpolitisches System, eine Art von konstitutionell beschränkter Monarchie mit ausgeprägtem presbyterianischen Charakter ins Leben gerufen zu haben. Und zunächst wirkte auch dieser nationale Bund begeisternd auf Städter und Bauern, Adel und Kaufmannschaft ein, so daß sie willig dem in Bildung begriffenen Parlamentsheere zueilten, obwohl die Puritaner es mit der Unterzeichnung des presbyterianisch gemeinten Vertrags nicht sehr eilig hatten. Dieses Heer bestand vielfach aus unkriegerischen Leuten, aus zusammengelaufenem Gesindel; der Oberbefehlshaber, Lord Essex, und die Offiziere besaßen größtenteils weder hinreichende Kriegserfahrung noch die unerläßliche Thatkraft, um den in Waffen geübteren, von Kampflust und Ehrgefühl glühenden Kavalieren

die Spitze bieten zu können, weswegen dasselbe im ersten Jahre Schlappe um Schlappe erlitt. Umsomehr staunte man, als sich in dieser bedenklichen Lage Cromwell als ein militärisches Genie und als ein geborener Reiterführer entpuppte.

Mit dem ihm angeborenen Scharfblick erkannte er sofort den Grund der Überlegenheit seiner Gegner. Dort kämpften die an Jagd, Reiten und schwere Arbeit gewöhnten Landedelleute mit ihren Pächtern und Jägern. An deren Spitze stürmte einer jener abenteuernden Prinzen einher, wie sie der eben tobende deutsche Bürger- und Religionskrieg vielfach in das Elend trieb, Prinz Ruprecht von der Pfalz, der Sohn der unglücklichen Böhmenkönigin aus dem Hause Stuart.

Diesem Vorbilde gemäß beschloß Cromwell, vor allem nur ehrbare Leute aufzunehmen: Freisassen und deren Söhne, Farmer und Pächter, kurz Leute von Gottesfurcht und einigen Mitteln, Puritaner, welche die Sünde weit mehr fürchteten, als Schwerter, Kugeln und Tod, Leute, welche für eine heilige Sache Gut und Blut zu opfern bereit wären. „Ich will lieber," schrieb er einmal, „einen einfachen Hauptmann im Flausrock haben, welcher weiß, wofür er ficht, und mit ganzer Seele dabei ist, als einen Kavalier..... Ich habe eine prächtige Schwadron. Es sind keine Wiedertäufer, sondern ehrliche nüchterne Christen. Sie erwarten aber auch, wie Männer behandelt zu werden."

Seinem Vetter John Hamden, dem im Felde wie im Rate gleich tüchtigen Patrioten, der in Essex's Heer diente und leider im Juni 1643 im Gefechte von Chalgrove einen rühmlichen Tod fand, hatte er kurz zuvor geschrieben: „Eure Truppen sind meistens alte, abgängige Dienstleute, Weinzapfer und ähnliches Gesindel, die des Feindes dagegen Söhne von Gentlemen und junge Männer von Rang. Glaubet ihr, der Mut so elender Burschen sei jemals denen gewachsen, die Ehre, Tapferkeit und Entschlossenheit im Leibe haben? Ihr müßt Leute von einem Geist zu bekommen suchen, der ebenso weit reicht wie derjenige

von Gentlemen. Wo nicht, so werdet ihr auch ferner geschlagen werden.“ — „Ich aber,“ fügte er später bei, „hob Mannschaften aus, die nur die Furcht Gottes vor Augen hatten und denen das Gewissen schlug für das, was sie thaten. Von da an sind sie nimmer geschlagen worden, sondern haben im Gegenteil den Feind geschlagen, wo sie ihn trafen.“

Binnen drei Monaten hatte der unermüdliche Werber und Eindriller mit Hilfe der Liga 12 000 Mann gesammelt und seine Schwadron zu einem Regiment vermehrt, das er zunächst als Oberst persönlich führte. „Ironsides“, Eisenseiten, Eisenrippen nannte man die unerschrockenen, kampfes- und todesmutigen Männer, welche ihrem Oberst in Gottes Namen und in blindem Vertrauen folgten.

„Gott hat es gefallen,“ äußerte er nach dem siegreichen Gefecht bei Grantham (13. Mai 1643), „einer Handvoll der Unsrigen den Sieg zu verleihen, von denen ein Teil so ärmlich und gebrochen war, daß man ihrer schlechtere nicht sehen konnte.“ Wenn auch dem Namen nach andere Oberbefehlshaber an der Spitze standen, so war doch Cromwell, jetzt zum Generalleutnant und zum Gouverneur von Ely befördert, mehr und mehr die Seele aller Operationen. Er hatte allmählich das gesamte Parlamentsheer nach dem Muster seiner Eisenseiten umgestaltet, wobei er auf die entschieden religiöse Haltung der Truppen besonderes Gewicht legte. „Es ist ein schönes Zeugnis der Gnade Gottes,“ schrieb er nach einem günstigen Gefecht im Norden an den Leiter der östlichen Association, „laßt euern Fleiß nicht erlahmen! Würden die Feinde siegen, ihr würdet sie in den Eingeweiden eurer Association spüren. Nichts als unsre eigene Sünde und Trägheit haben wir zu fürchten.“ — „Weil er nur die Zwecke des Kriegs und die Gebote seines Glaubens ins Auge faßte,“ sagt Milton von ihm, „so zog er von allen Seiten die Redlichen und die Tapfern in sein Feldlager als die beste Schule nicht nur für militärische Anlagen, sondern auch für Frömmigkeit und Tugend.“

Mit solchen Truppen wurden am 2. Juli 1644 die Schlachten bei Long-Marstonmoor, am 14. Juni 1645 bei Naseby geliefert und so entscheidende Schläge geführt, daß dem König nichts übrig blieb, als sich zu den, übrigens mit dem Parlament verbündeten, Schotten zu flüchten.

Bei Marstonmoor hatte Cromwell einen seiner Söhne verloren, nachdem sein Ältester zuvor schon im Lager von den Pocken weggerafft worden war. „Wahrlich," schreibt er seinem Schwager Walton, „England und die Kirche Gottes haben große Gnade gefunden in dem Sieg, den der Herr uns verliehen! Wir griffen den Feind nie an, ohne ihn zu werfen. Der linke Flügel, den ich befehligte, die Reiter der Association mit einigen Schotten im Nachtrab, haben die gesamte Reiterei des Prinzen geschlagen. Gott ließ sie wie Stoppeln vor unseren Schwertern fallen. Dann stürzten wir uns auf ihre Regimenter zu Fuß und warfen alles über den Haufen." — Wir können es uns nicht versagen, die meister- und musterhafte Schilderung des puritanischen Streiterheeres aus der Feder des englischen Geschichtschreibers Mac Aulay hieher zu setzen. „Die Puritaner," sagt er, „waren Menschen, deren Geist durch tägliche Betrachtung überirdischer Dinge und höherer Interessen einen ganz besonderen Charakter angenommen hatte. Nicht zufrieden, in allgemeinen Ausdrücken eine allbeherrschende Vorsehung anzuerkennen, schrieben sie durchgängig jedes Ereignis dem Willen des höchsten Wesens zu. Ihn zu kennen, ihm zu dienen, in ihm sich zu freuen, das war für sie der große Zweck des Daseins. Daher ihre Verachtung für irdische Unterscheidungen. Wenn sie unbekannt waren mit den Werken der Philosophen und Dichter, so waren sie tief belesen in den Orakeln des Herrn. Wenn ihre Namen nicht in alten Wappenbüchern zu finden waren, so waren sie dafür verzeichnet im Buche des Lebens. Waren ihre Schritte nicht begleitet von einem glänzenden Gefolge: Legionen dienender Engel hielten über ihnen Wache. Ihre Paläste waren Häuser, nicht von Menschenhänden gebaut, ihre Diademe Kronen des Ruhms,

der niemals verblich. Auf Reiche und Beredte, Edle und Prieſter blickten ſie mit Verachtung herab, denn ſie wußten ſich reich an einem koſtbareren Schatz, beredt in einer höheren Sprache, geadelt durch eine Namengebung von Ewigkeit her, Prieſter durch die Handauflegung eines Mächtigeren. — Der Puritaner war aus zwei verſchiedenen Menſchen zuſammengeſetzt: der eine ganz Zerknirſchung, Buße, Dankbarkeit, Dulden der andere ſtolz, ruhig, unbeugſam, ſcharfſichtig. Er warf ſich in den Staub vor ſeinem Schöpfer, aber er ſetzte den Fuß auf den Nacken von Königen. In ſeiner einſamen Andacht betete er mit Konvulſionen, mit Seufzen und Thränen. Er hörte die Pſalmen der Engel oder das verſuchende Flüſtern des böſen Feinds. Nahm er jedoch ſeinen Sitz im Rat oder gürtete er ſein Schwert zum Kampfe um, ſo hatte dieſes ſtürmiſche Arbeiten der Seele keine bemerkbaren Spuren in ihm zurückgelaſſen."

Dieſe Fanatiker brachten in den bürgerlichen und kriegeriſchen Dienſt eine Kälte des Urteils und eine Unbeugſamkeit des Entſchluſſes mit, welche einige Schriftſteller mit ihrem religiöſen Eifer nicht zu vereinigen wußten, die aber in der That deſſen notwendige Wirkung war: die ſtarke Richtung ihres Gefühls auf einen Gegenſtand machte ſie ruhig gegen jeden andern. — So groß war, wie Mac Aulay rühmt, die Verſtändigkeit, der Ernſt und die Selbſtbeherrſchung der Krieger Cromwells, daß in ihrem Lager eine politiſche und religiöſe Organiſation beſtehen konnte, ohne die militäriſche zu zerſtören. Dieſelben Männer, die außer Dienſt als Demagogen und Reiſeprediger bekannt waren, zeichneten ſich auf Wachen, wie auf dem Schlachtfeld durch Feſtigkeit, Ordnungsliebe und pünktlichen Gehorſam aus. Hier fanden ſich die ſtrengſte Kriegszucht und die glühendſte Begeiſterung zuſammen. Der franzöſiſche Marſchall Turenne war über das Jubelgeſchrei erſtaunt, womit ſeine engliſchen Verbündeten in den Kampf rückten, und freute ſich, als er erfuhr, daß es die Sitte von Cromwells Lanzen-

trägern sei, beim Anblick des Feindes in Jubel auszubrechen. Die anwesenden englischen Verbannten, Kavaliere, fühlten selbst eine Regung des Nationalstolzes, als sie eine Brigade von Rundköpfen, ihren Landsleuten, von spanischer Überzahl eingeschlossen, die stärkste Infanterie vor sich herjagen und zu einem Walle sich durchschlagen sahen, den die Marschälle Frankreichs als uneinnehmbar bezeichnet hatten.

Was die sittliche Haltung jener Puritanerscharen betrifft, so mußten es die eifrigsten Königsfreunde bezeugen, daß man in ihrem Lager keinen Fluch, keinerlei Saufen und Spielen gesehen habe, und daß sie allezeit das Eigentum friedlicher Bürger und die Ehre der Frauen heilig gehalten hätten. Freilich eine Predigt, worin das natürliche Sündenverderben geleugnet wurde, ein Fenster, an dem Maria mit dem Kinde gemalt war, konnte diese Stahlherzen aufs äußerste erregen. Waren die Vorträge der Prediger nicht in ihrem Sinne „schmackhaft" (savoury), so waren sie schwer davon abzuhalten, die Kanzeln zu stürmen. „Viele unserer Dome tragen noch immer die Spuren des Hasses an sich, womit jene rauhen Geister alles, was an Papismus erinnerte, betrachtet haben."

Sechstes Kapitel.

Die Independenten und die Gleichmacher.

„Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los."
(Goethe, Zauberlehrling.)

Royalisten, Kavaliere, Parlamentarier, Presbyterianer, Rundköpfe, Puritaner, Independenten — das sind die Parteibenennungen, die im Verlauf jenes erbitterten religiösen und politischen Kampfes, den man in der Geschichte als die englische

Revolution bezeichnet, bunt durch einander schwirren. Von besonderer Wichtigkeit ist es, sich die Unterschiede klar zu machen, welche die Presbyterianer, Puritaner und Independenten von einander trennen.

Im Beginn der englischen Reformation bedeuten die beiden ersten Benennungen eines und dasselbe, nur nach verschiedenen Seiten hin. Beide Richtungen charakterisieren die Anhänger der Reformation, die Gegner des Romanismus oder Papismus, die Forderer und Förderer der freien Verkündigung des Evangeliums; sofern dieselben aber als Verteidiger einer neuen, der „reinen Lehre," als gewaltsame Bekämpfer der unreinen, falschen Kirchen, besonders der bischöflich-anglikanischen, auftraten, als die „Reinen und Reinmacher," sind sie den Zeitgenossen als „Puritaner" erschienen. Und sofern sie, dem Genfer Ursprung ihrer Lehre und Ordnung gemäß, das Hauptgewicht auf die Ältestenverfassung, das heißt auf die Einrichtung von Presbyterien, Gemeindeältesten-Kollegien und des damit verbundenen Predigerstandes legen, heißen sie „Presbyterianer." Es sind also Brüder vor dem Herrn, die lange Zeit Schulter an Schulter mit einander wider Papisten, Anglikaner und Hof gestritten haben. Aber im Lauf der geschichtlichen Entwicklung und unter dem Einfluß zersetzender politischer, nationaler und religöser Triebfedern sind diese Presbyterianer und Puritaner zu feindlichen Brüdern geworden, die sich mit jenem Hasse verfolgten, den allezeit die zur Eintracht und Liebe unter sich Berufenen gegen einander hegen, wenn ihre irdischen Interessen, ihre menschlichen Leidenschaften sich durchkreuzen. Der Presbyterianismus hatte bei den Schotten eine herrschende Stellung erlangt: die Presbyterien, und in diesen wieder die Prediger, hatten in kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Dingen die Entscheidung an sich gerissen; ja der Macht ihres heilig geachteten Covenant wollten sie Hof und Volk von England unterwerfen. Zu Zeiten erscheint das presbyterianische Schottenvolk als loyaler Hort des „Königtums von Gottes Gnaden," wenn dasselbe auf den Covenant wie auf das Evangelium schwört; zu

Zeiten aber auch als Bundesgenosse des empörten Parlaments und der Puritaner zu London, wenn es gilt, der royalistischen und bischöflichen Verschwörung wider Volks- und Gewissensfreiheit die Spitze zu bieten. Ja, die Schotten nahmen keinen Anstand, in unritterlicher Denk- und Handlungsweise den zu ihnen geflüchteten König um erklecklichen Judaslohn an das englische Parlament auszuliefern. — Die englischen Gesinnungs- und Namengenossen der Presbyterianer bilden lange die Mehrheit im Parlament und Volk und erscheinen als die konstitutionell-monarchische, gemäßigte Partei, die mit dem Könige immer und immer wieder unterhandelt, um den hergebrachten Rechts- und Besitzstand thunlichst zu erhalten und nur im Kirchen-, Steuer- und Zollwesen Vorteile zu erlangen.

Die englischen Puritaner wenden sich bald von der Synodal- und Pastorenkirche ab; unter diese mit ihrem neuen Zwange wollen sie sich so wenig beugen, als zuvor unter die uniformierende Willkürherrschaft der Könige und Bischöfe. Sie traten entschieden für die Läuterung der Kirche, für die religiöse wie für die bürgerliche Freiheit ein, zwei Rechtskreise, die sich in ihrem Denken und Gewissen zu unauflöslicher Einheit verflochten hatten. Da Königtum und Bistum in ihrem unnatürlichen Bündnisse sie gemeinsam bedrängten, so galt auch ihre Abwehr, wie später ihr Angriff, diesen beiden Verbündeten zugleich.

In ihrem Grundtriebe, der sie zu erbitterten Bekämpfern des Royalismus, Anglikanismus und Synodalismus machte, lag demnach ebensosehr die Neigung zum religiösen Individualismus als zum politischen Republikanismus, und umgekehrt. Sobald der Revolutionsdrang, die Macht des Widerstands und der Zeitverhältnisse überhaupt, diesen Doppelkeim im Puritanertum zu entwickeln vermochte, war dasselbe zum Independentismus geworden, zur Sekte der religiös Freien, zur Partei der bürgerlich Unabhängigen. Die Logik der Thatsachen, wie des Denkens trieb unaufhaltsam weiter: von den Strengkonservativen zu den Konstitutionellen, von den

Moderados zu den Ultras, von der Anerkennung der Souveränität des gottgesalbten Königtums zu derjenigen des gottbegnadeten, in Christo freien Individuums. Viele Bekenner der neuen Lehre empfanden einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die bepfründete protestantische Geistlichkeit und deren Herrschsucht, sowie gegen die Berufung von Provinzial- und Nationalsynoden. Jede christliche Gemeinde, forderten sie, sollte unabhängig sein, sich allein unter Christus, das Haupt und den Bischof der Kirche, gestellt wissen.

Charakteristisch genug giebt sich die independentische Abneigung gegen die Presbyterianergeistlichkeit in dem Briefwechsel Cromwells mit General Dundas (während seines Aufenthalts in Edinburg) kund. Auf der Burg hatten sich die Prediger mit dem Häuflein der Entronnenen eingeschlossen. Cromwell ließ sie auffordern, herabzukommen und in den Kirchen zu predigen, sie hätten keinerlei Anfechtung zu befürchten. Jene ließen durch General Dundas antworten, sie könnten sich auf seine Zusicherungen nicht verlassen, da die Priester Christi von seiner Partei verfolgt würden; sie wollten sich für bessere Zeiten aufsparen und das Wiedererscheinen dessen abwarten, der sein Antlitz für eine Weile vor den Söhnen Jakobs verborgen halte. Cromwell antwortete ihnen u. a.: „Es schickt sich für Priester Christi, die Wahrheit zu sagen. Wenn aber Geistliche sich herausnehmen, eine glorreiche Reformation aufzubauen, und für sich selbst weltliche Macht zu gewinnen suchen, auch für ihre Zwecke weltliche Verbindungen eingehen, so mögen sie wissen, daß das verheißene Sion mit solch ungelöschtem Mörtel nicht auferbaut wird." Diese protestantischen „Priester" beschwerten sich bitter darüber, daß englische Soldaten und Offiziere es gewagt hätten, zu predigen und das Volk von Edinburg zur Erbauung zu ermahnen. Und das war eben der Anspruch der Independenten, daß jeder Gläubige in voller Freiheit und Freudigkeit zu Gott dem Herrn beten, ja selbst die Schrift auslegen könne, wenn ihn der Geist dazu treibe.

Ging diese Sekte im Religiösen auf die Wurzeln des Christentums zurück und beschnitt sie dessen Auswüchse bis in den Grund hinein, so war es nur folgerichtig gedacht, wenn sie sich auch auf dem politischen Gebiet als „root and branchmen", als Radikale, äußerten und bethätigten und auf die Einführung der Staatsform der Freiheit und Gleichheit, der Republik, hinarbeiteten.

Schon im zweiten Kriegsjahr erscheinen die Independenten als die mächtigste Partei im Felde, wie im Hause der Gemeinen; denn sie waren die Partei der Entschlossenen, Feurigen und Durchgreifenden, deren Auftreten daher der Erfolg nicht fehlen konnte. Die Verhandlungen, welche die gemäßigte presbyterianische Parlamentsmehrheit trotz ihrer Siege mit dem Könige einleiteten, mißfielen den Radikalen; von einer Verständigung mit letzterem wollten sie nichts wissen.

Mit Recht nennt der mehrerwähnte Mac Aulay Cromwell die „Seele" dieser mächtig aufstrebenden Partei. Sich eins wissend mit seinem Heer, der Schöpfung seines Geistes, vertrat er im Unterhause geradezu die Wünsche und Interessen dieses Heeres, als der Entscheidungskampf um die Macht auf der ganzen Linie entbrannte. In peinlichster Überraschung sahen Schotten und Presbyterianer diese neue Partei auftauchen: sollten sie übersehen haben, daß dieselbe sich bereits im Heerlager gebildet und von da mit Oliver Cromwell im November 1644 ihren Einzug ins Parlament gehalten hatte? Diese Partei aber war schließlich das Heer selbst, jenes eigenartige Heer, das, eins in politischer und religiöser Gesinnung, durch eine Reihe von Siegen erstarkt und vom stolzen Selbstgefühl seines Schöpfers und Führers beseelt war. Bei den Verhandlungen mit dem König sollte, den Wünschen des Independentenheeres zufolge, darauf gedrungen werden, daß 1. die bewaffnete Macht dem Parlament unterstellt, 2. eine freie Kirchenverfassung eingeführt würde. Den zündendsten Gedanken aber, den er und seine Partei in das Volk warf, enthielt der Satz:

„Völlige Freiheit des Individuums." Dies war das charakteristische Schibboleth des Independentismus, übrigens ein gefährliches Programm des Parteihäuptlings Cromwell, das später der Staatsmann Cromwell im Blick auf das Gesamt- und Gemeinwohl bedeutend einschränken und ermäßigen mußte. Doch schon im Jahre 1645 hat er diese „völlige Freiheit des Individuums" keineswegs als gleichbedeutend mit politischer Gleichheit des Individuums gefaßt, sondern hat das freie Recht des Einzelnen für wohl vereinbar mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung erklärt. Er hegte die feste Überzeugung, daß kein Staat ohne soziale Gliederung seiner Bevölkerung bestehen könne, ja daß die Klassengliederung des Volks die Vorbedingung für die Klassenscheidung des Heeres sei. Er wollte zwischen Befehlshaber, Offizieren und Gemeinen, zwischen diesen und ihren Adjutatoren (Vertretern) gewisse Unterschiede festgehalten wissen, denen die durch das „allgemeine Priestertum" gegebene „Gleichheit vor Gott" keinerlei Eintrag thun sollte.

Es war ein kühner Staatsstreich, den die Independenten wagten, als der Kornett Joyce in der Nacht vom 2. zum 3. Juni 1647 mit Cromwellschen Ironsides den König, um dessen Besitz die Parteien rangen, auf Holmby Castle aufhob und in das Lager bei New-Market entführte, und als, den Befehlen des Parlaments zum Trotz, General Fairfax mit seinen Truppen durch Kensington und Hydepark in die Hauptstadt einrückte. Die kriegerischen Heiligen trugen Lorbeerzweige auf den Hüten und erschienen wie Landsleute bei Landsleuten. Statt dem Befehl des Parlaments, der die Auflösung dieses gefährlichen Heeres verfügt hatte, zu gehorchen, bezog dasselbe Quartiere angesichts des Parlaments und der vorherrschend presbyterianisch gesinnten City. König Karl aber soll sich fast behaglich gefühlt haben inmitten dieser tapferen und aufrichtigen Krieger, behaglicher wenigstens als bei den Parlamentskommissären und unter den Covenantern mit ihren harten, rücksichtslosen geistlichen Führern. Ja, er hat brieflich die Hoffnung ausgesprochen, sich

mit Cromwell und dessen talentvollem Schwiegersohn Ireton einigen zu können. Auch der Independent Cromwell hat damals den persönlichen Zauber des Königtums empfunden und eine Weile auf Versöhnung der schneidenden Gegensätze gerechnet. Aber seine im Alten Testamente wohlbewanderten Genossen konnten im Blick auf Karl Stuart ihm mit dem Propheten Jesaias zurufen: „Siehe, verlässest du dich auf diesen zerstoßenen Rohrstab, welcher, so jemand sich darauf lehnet, ihm in die Hand geht und sie durchbohrt? Also ist Pharao, der König in Egypten, allen, die sich auf ihn verlassen.“ Denn hatte Karl nicht tausendmal sein Wort gebrochen und stets alle genarrt, die sich mit ihm in Unterhandlungen einließen? Das Heer aber wurde von Mißtrauen erfaßt, als es seinen geistlichen und militärischen Führer so lebhaft mit diesem König verkehren sah, von dem man doch niemals Trennung von Staat und Kirche noch Gewährung gleicher bürgerlicher Rechte erwarten durfte, Güter, für deren Erringung gerade die Gläubigen zu den Waffen gegriffen hatten. Es war ein kritischer Zeitpunkt für Heer und Partei der Independenten. Während die Führer nach Verständigung mit der bestehenden Gewalt und Autorität rangen, trieb der Widerstand gegen die drohende Rückwärtsbewegung die äußersten Enden der Partei noch weiter auf dem Wege des Umsturzes und der gänzlichen Verneinung: aus dem Schoße des Independententums ging das keimartig darin enthaltene Levellertum oder Gleichmachertum hervor.

Es war dies jene Parteirichtung, die sich der Staats- und Gesellschaftsgliederung aus Prinzip widersetzte. Zwar war es keineswegs eine doktrinäre Kommunistenpartei, die alle Güter gleichmäßig verteilen wollte; nur brachliegende Äcker (denn in England und Wales war kaum ein Achtel der Bodenfläche angebaut, das übrige diente als Weideland oder Jagdgebiet) sollten den Besitzlosen zum Anbau zugesprochen, den Regierenden aber Gottes Gebot als Richtschnur angewiesen werden, die aus Schrift oder Geisteseingebung zu ermitteln sei. Nicht nach Menschengesetzen

sollte England gelenkt werden, sondern einen Gottesstaat bilden. Manche forderten mit den Anabaptisten und denen, die auf Daniels fünftes Weltreich (Kap. 7) warteten, daß England sich vorbereite auf Christi nahes Wiederkommen und auf die völlige Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden.

Cromwell ahnte die Gefahr, die von diesen Leuten drohte. „Ich sage euch," rief er im Staatsrat aus, „ihr müsset diese Leute niederschmettern, oder sie werfen euch nieder!" Wiederholt tritt er selbst meuterischem Kriegsvolk entgegen, stellt ihre Rädelsführer vor das Kriegsgericht, führt dessen Spruch bald mit ernster Strenge, bald mit berechnender Milde aus und bewirkt durch seine volkstümlichen, kraftvollen Ansprachen, daß seine Kriegsleute sich beruhigen und die meergrünen Bänder, das Abzeichen der Gleichmacher, von ihren Hüten entfernen.

Trotzdem war die Lage fortwährend eine äußerst bedrohliche. Im Jahre 1648 erkannte jedermann, daß ein neuer Waffengang bevorstehe, daß englische Royalisten, von einem schottischen Heer unterstützt, von den Presbyterianern insgeheim aufgemuntert, sich erheben wollten, um das Independentenheer zu vernichten und die Herrschaft der Stuarts neu aufzurichten. Soldaten und Offiziere fühlten gleichmäßig den Ernst der Lage. Zu Windsor traten daher im Lenzmonat 1648 Offiziere und Adjutatoren zu feierlichen Gebeten und strenger Gewissensprüfung zusammen. Auch Cromwell erschien und forderte sie zur Prüfung auf, ob sie als Christen und Soldaten nicht eine Unbill begangen, die jetzt auf ihnen lastend ihre Bestrebungen hemme. „Kehret euch zu meiner Strafe!" rief ihnen Major Goffe zu, „Siehe, ich will euch ausschütten meinen Geist, ich will euch meine Worte kundthun" (Sprüche 1,23). Drei Tage verbrachten die Krieger-Heiligen unter Gebeten und ängstigenden Zweifeln, bis sie zu der Klarheit sich durchgerungen hatten, Gott weise ihnen die Wege des Verderbens, die sie gewandelt, und die Pfade der Errettung, die sie zu wandeln hätten. Da war die Menschenfurcht samt dem eitlen Vertrauen auf die

eigene Klugheit und auf die fleischlichen Gelüste geschwunden, die sie für Ratschläge der Weisheit genommen hatten. Freudigkeit zog in die Herzen ein, und klar stand die Erkenntnis vor ihren erschütterten Seelen, daß sie ausziehen und den Feind bekämpfen müßten, aber auch, daß sie ihn „im Namen des Herrn zerhauen" würden, endlich, „daß sie Karl Stuart, den Blutmann, zur Verantwortung zu ziehen hätten für das Blut, das er vergossen, und das Unheil, das er aufs äußerste angerichtet habe an der Sache und an den Auserwählten des Herrn unter diesen armen Nationen."

Als aus den von ihrem schottischen Triumphzug zurückgekehrten Regimentern stürmische Eingaben einliefen, welche Abkürzung des Parlaments und Bestrafung aller derer forderten, die den zweiten Bürgerkrieg verschuldet hätten, insonderheit des einen, um den schon so viel unschuldiges Blut geflossen sei, als am 20. November die Offiziere eine Remonstranz ähnlichen Inhalts erließen, da mußte das wieder von den Presbyterianern geleitete Parlament dem Andringen der siegreichen Armee einigermaßen Rechnung tragen. Dabei hielt es jedoch an dem insgeheim mit dem König abgeschlossenen vermittelnden Vertrage von Newport fest, ja verlangte, daß der Herrscher den Lord Fairfax, der Oberbefehlshaber des Independentenheeres, von Carisbrook nach Hurstcastle hatte bringen lassen, nach London zurückgeführt würde. Am 6. Dezember aber ward dies Parlament durch Oberst Pride „purifiziert", indem 41 seiner „widerspenstigen" Mitglieder verhaftet wurden. An demselben Abend traf Cromwell in Westminster ein, um in diesem „Rumpfparlament" seinen Sitz einzunehmen. Am 25. November noch hatte er an Oberst Hammond, des Königs Wächter, geschrieben: „Obrigkeit und Regierung sind von Gott eingesetzt. Dieses oder jenes Verfahren aber ist Menschenwerk, durch weitere oder engere Grenzen eingeschränkt. Darum aber meine ich nicht, daß die Obrigkeit nach Gutdünken walten dürfe. Alle stimmen darin überein, daß in gewissen Fällen Widerstand erlaubt ist."

Siebentes Kapitel.

Gerichtet!

„. . . . . In dieſer ernſten Zeit
Schüttert nichts mir ſo den Buſen,
Weckt mich ſo zum Liederſtreit,
Als wenn du mit Schwert und Wage,
Thémis, thronſt in deiner Kraft
Und die Völker rufſt zur Klage,
Könige zur Rechenſchaft.“ (Uhland.)

König Karl hatte das Anerbieten, wieder unter die Aufſicht der Parlamentskommiſſäre geſtellt und nach Holmby Caſtle zurückgebracht zu werden, entſchieden abgewieſen und vorgezogen, bei der Armee zu bleiben. Seine Lieblingsdiener, ſelbſt Kavaliere, die für ihn im Felde geſtanden hatten, erhielten Zutritt zu ihm. Er durfte frei ſeine Kapläne wählen. Als er den Wunſch ausſprach, ſeine Kinder zu ſehen, die Herzoge von York und Glouceſter und die Prinzeſſin Eliſabeth, die das Parlament (noch das mit presbyterianiſcher Mehrheit) zu London verwahrte, da war es ihm gewährt worden. Die Menge hatte den königlichen Kindern jubelnd Blumen geſtreut, ja rauhe Krieger hatten denſelben in ſichtlicher Rührung das Geleite zum gefangenen Vater gegeben. Cromwell ſelbſt, der Zeuge einer dieſer Zuſammenkünfte geweſen war, hatte gegen Berkeley, des Königs Vertrauten, geäußert, das ſei der ergreifendſte Anblick geweſen, der ihm jemals geworden. Sicherlich hat dieſer ſtaatskluge, patriotiſche Mann damals noch den Ausgleich mit dem Könige dringend gewünſcht; dadurch wäre auf unblutigem Wege der Sieg über den Presbyterianismus, die Befreiung von jedem Glaubenszwang, die Verhütung eines ſchottiſchen Einfalls und eines neuen Bürgerkriegs zu erlangen geweſen. Als das Heer bereits London beſetzt und die Ausſcheidung von elf der heftigſten Presbyterianer aus dem Parlament erzwungen hatte, kam man

dem König mit einem neuen, maßvoll gehaltenen Vorſchlag entgegen, deſſen Annahme der engliſchen Geſchichte vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Derſelbe lautete: 1. Das Parlament wird nach Oxford verlegt und binnen drei Monaten aufgelöſt; 2. das Heer räumt London; die ſtädtiſche Miliz beſetzt die Stadt; 3. das Bistum wird wieder in ſeine Rechte eingeſetzt, zugleich aber volle Gewiſſensfreiheit verkündigt. Wer ſich der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe oder der Presbyterien unterwerfen wolle, möge es thun. Wer jedoch gegen beide Gewiſſensbedenken hege, der ſolle unbehelligt bleiben und der Andacht pflegen, wie es ihm gefalle.

Karl aber wies auch dieſe Vorſchläge zurück. So ging denn das Verhängnis ſeinen Gang. Es blieb, wie es ſchien, nichts übrig, als Abſetzung oder, wie die Independenten längſt forderten, Hinrichtung. Es iſt nachgewieſen, daß Cromwell längere Zeit nicht einmal von der Abſetzung etwas wiſſen wollte. Erſt als es vor aller Welt offenkundig dalag, daß mit Karl überhaupt nicht verkehrt und verhandelt werden könne, hat er dem ſtürmiſchen Andringen der Fanatiker nachgegeben. „Er ſei gerne bereit," antwortete er dem Abgeſandten des Königs, „für dieſen zu thun, was möglich ſei; daß er aber um Karls willen ſich ſelbſt zu Grunde richte, das könne man nicht von ihm verlangen.*)" Des Königs Schickſal war von dem Augenblick an, da er durch ſeine Zweizüngigkeit Cromwell von ſich geſtoßen hatte, entſchieden. Er fing ſich in den Netzen, die er allen Parteien geſtellt, und erntete, was er geſät hatte.

Keiner von den konſtitutionell geſinnten Geſchichtſchreibern Englands verurteilt ihn ſchärfer, als der wiederholt erwähnte Mac Aulay, der unter anderem ſagt: „Die Laſter Karls waren ihm über den Kopf gewachſen. Von einem Fürſten, der auf

(* Einem ähnlichen Antrage gegenüber ſprach ſich der franzöſiſche Terroriſt Danton in gleichem Sinne aus: „Je consens à essayer de sauver le roi; je veux bien sauver sa tête, mais non perdre la mienne."

der Höhe seiner Macht gewohnheitsmäßiger Lügner war, konnte man nicht erwarten, daß er mitten in seinen Bedrängnissen Ehrlichkeit lernte. Karl war in seiner Verstellungskunst nicht nur höchst gewissenlos, sondern auch höchst unglücklich. Nie hat es einen Staatsmann gegeben, dem so viele Lügen durch unleugbare Beweise als solche nachgewiesen worden sind. Öffentlich erkannte er die Häuser zu Westminster als gesetzliches Parlament an, im geheimen Rat aber erklärte er zu gleicher Zeit diese Anerkennung für null und nichtig. Öffentlich wies er jeden Gedanken an Herbeirufung fremder Hilfe ab; insgeheim ging er Frankreich, Dänemark und Lothringen um Hilfe an. Vor der Welt zog er es in Abrede, daß er Papisten verwende, gleichzeitig wies er seine Generale an, jeden Papisten, der sich anbiete, aufzunehmen. In Oxford nahm er das Sakrament darauf, daß er niemals den Papismus dulden wollte, im geheimen versicherte er seine Gemahlin, daß er dem Papismus in England Duldung zugestehen werde, ja ließ den Irländern durch Lord Glamorgan versprechen, daß derselbe bei ihnen Staatsreligion werden solle. Nachher empfing dieser Abgesandte in einem königlichen Handschreiben Verweise, die andere lesen sollten, gleichzeitig Belobungen, die für ihn selbst bestimmt waren. Die Unredlichkeit hatte die ganze Natur des Königs so angesteckt, daß seine ergebensten Freunde mit bitterem Ärger und Schamgefühl gegen einander über seine krummen Wege klagen mußten. Seit er gefangen lag, gab es keine siegreiche Partei, an die er nicht seine Schmeicheleien und Kniffe verschwendet hätte; aber nie hatte er weniger Glück, als da er einen Cromwell zugleich streicheln und stürzen wollte." Bezüglich des letzteren fügt der berühmte Historiker bei: „Cromwell mußte sich entscheiden, ob er die Liebe seiner Partei und seines Heeres, seine eigene Größe, ja sein eigenes Leben bei dem Versuche aufs Spiel setzen wollte, einen Fürsten zu retten, den kein Vertrag zu binden vermochte. Unter vielen Kämpfen und Zweifeln und wahrscheinlich nicht ohne viele Gebete,

wurde die Entscheidung getroffen und Karl seinem Schicksal überlassen."

In ganz ähnlichem Sinne sprechen sich auch neuere Darsteller des Lebens von O. Cromwell aus. „Cromwell," sagt Guizot, „ist in den nach Hunderten an ihn herangetretenen Lagen persönlich und politisch loyal (das heißt redlich und gewissenhaft) verfahren — von seinen ersten Handstreichen an durch die sich förmlich überstürzenden Wogen der Revolution bis zur Ablehnung der Krone, bis zu seinem Tod." Andere (wie M. Brosch und F. Hoenig) betonen den konservativen Grundzug seines Wesens und Strebens. In der Zwangslage jedoch, in der er sich dem Heere wie dem treulosen Könige gegenüber befand, der sich und der Sache der Ordnung nicht helfen lassen wollte, hat der entschlossene, der Macht der Thatsachen sich beugende Mann die revolutionären Maßregeln der Seinigen offen gutgeheißen.

Am 23. Dezember ward König Karl nach Windsor gebracht; an demselben Tage einigte sich das Haus der Gemeinen zu dem Beschluß, denselben vor Gericht zu stellen. Cromwell gab dabei die Erklärung ab, wenn einer diesen Vorschlag aus selbstsüchtigem Beweggründen gemacht hätte, so würde er denselben für den schwärzesten Verräter der Welt halten; da aber Vorsehung und Notwendigkeit das Haus vor diese Frage gestellt hätten, so könne er nur Gott bitten, daß er zu ihren Entscheidungen seinen Segen gebe. Man hat vielfach diese wie andere Worte Cromwells für heuchlerische erklärt; aber bei wem hätte ihm solche Heuchelei nützen sollen? Etwa bei seinen Soldaten und Parteigenossen, die darin nur strafbare Schwächlichkeit und Rücksicht auf Menschenurteil fanden? Sicherlich waren solche Reden nur Ausbrüche tiefempfundener Gewissensbedrängnis und ernster Erwägungen, die der religiöse Mann vor seinem Gotte angestellt hat. Am 1. Januar 1649 that das Haus der Gemeinen den Ausspruch, es sei Hochverrat von seiten eines Königs, Parlament und Reich mit Krieg zu über-

ziehen, und verfügte sodann die Einsetzung eines hohen Gerichtshofs, der den König zu richten hätte.

Im Hause der Lords waren, als diese Beschlüsse eingebracht wurden, nur zwölf Mitglieder anwesend; diese verweigerten einstimmig deren Annahme. Daraufhin erklärten die Gemeinen, nächst Gott sei das Volk die Quelle jeder rechtlichen Gewalt in England, daher bedürften sie der Mitwirkung des Königs und der Lords keineswegs. — Aus 135 Mitgliedern bestand der hohe Gerichtshof, dem die peinliche Aufgabe zufiel, das Staatsoberhaupt, die „Quelle alles Rechtes," zu richten; viele derselben lehnten ihre Ernennung ab oder blieben den Sitzungen fern.

Am 20. Januar erschien Karl Stuart zum erstenmal vor den Schranken dieses Gerichtshofs. Seine Haltung war mannhaft und fest. Er bestritt die Zuständigkeit des Gerichts und fragte, mit welchem Rechte die ehrenwertesten Mitglieder verjagt und dem Hause der Lords seine gesetzgeberischen Rechte entrissen worden seien. Er, der Jahre hindurch an der Vernichtung der Freiheiten gearbeitet hatte, erschien nun dem leicht hingerissenen, schnell vergessenden Volk als Verteidiger derselben, ja gewann dessen Sympathien, da er vor dem Tribunal den Mut eines tapfern Kavaliers, wie die Geduld und Demut eines reuigen Christen an den Tag legte. Und als am 27. das Todesurteil gefällt, am 30. vollzogen wurde, wobei er dem Tod mit unerschütterlichem Mut entgegenging, da erschien er als ein Märtyrer des Rechts. Als der dumpfe Klang des Richtbeils, das auf dem Blocke seinen Hals durchschnitten, schauerlich vor Whitehall widerhallte, da rang sich aus tausend Kehlen ein Stöhnen des Entsetzens los und zeugte laut für die monarchische Gesinnung des englischen Volks. Zwar kann der Tod Karls I. nicht als der eines unschuldigen Opferlammes beklagt werden, wie derjenige des ehrenhaften und gutherzigen Ludwigs XVI. von Frankreich: gleichwohl müssen wir seine Hinrichtung als eine Gewaltthat der Säbelherrschaft bezeichnen

und hinzufügen, daß die Eiferer damit nicht nur ein Verbrechen, sondern einen Fehler begangen haben, indem sie dadurch die wirksamste Propaganda für den Royalismus und für die Wiedereinsetzung der Stuarts einleiteten. So weit und tief war die Kluft zwischen Königtum und Independententum geworden, daß an eine Versöhnung nicht mehr zu denken war. „Die Independenten," sagt hiezu Voltaire, „haben den König so behandelt, wie sie von ihm behandelt worden wären, falls er gesiegt hätte." Sie waren zu weit gegangen und konnten nicht mehr zurück. Und Karl I. hat wahrlich seinen in ihrem Heiligsten gekränkten Unterthanen keine goldenen Brücken zur Umkehr gebaut!

Was insonderheit Cromwell betrifft, so hat keiner seiner Ankläger die leichtfertig hingeworfene Behauptung zu erweisen vermocht, derselbe habe den König in maßloser Herrsch- und Ehrbegier zu verderben gesucht. Von dem Zuge jener von Grund aus erregten Zeit war auch er ergriffen und von dem gewaltigen Drang, der seine Glaubens- und Kampfgenossen erfaßt hatte, mit fortgerissen worden. Auch er hat als Mitglied des hohen Gerichtshofs mitgerichtet; ja, sein Name steht unter jenem Befehl, der drei Oberste mit der militärischen Überwachung der Exekution beauftragte. Sicherlich hat er gewußt, was er that, und in seinem klaren Geiste die Folgen dieses Königsmordes reiflich erwogen. Aber hatte er nicht König und Reich durch seine Unterhandlungen retten wollen? Und ferner: stand er so souverän über Heer und Partei, daß er das Todesurteil zu kassieren vermochte, auch wenn er es gewollt hätte? In solchen Zeiten und Lagen ist auch der Mächtigste nicht frei, wird mehr geführt, als er selbst führt, und ist ein Knecht der Geistesmächte, die er entfesselt hat: sie drängen ihn bis zur äußersten, furchtbarsten Konsequenz und zum Endgerichte, ja zwingen ihn, es mit eigenen Händen zu vollziehen. Das ist der Fluch der Revolution, auch derjenigen, die im Bunde mit der Religion einherschreitet; denn sie wollte dem Weltenlenker das

Gericht aus der Hand nehmen und damit nach eigenem Ermessen schalten und walten. Indem sie aber auf Erden richtet, schallt über ihr selbst ein unumstößlicher Richterspruch in das Weltall hinein, das furchtbare Verdikt:

Gerichtet!

Achtes Kapitel.

Die independentische Republik England und deren militärische Begründung.

„Ich will unter euch wandeln und will euer Gott sein, so sollt ihr mein Volk sein." (Mose).

Königtum und Independententum hatten sich als Gegensätze erwiesen, deren einer den andern für alle Zeiten ausschloß. In den Augen der Puritaner, die das staatliche, bürgerliche und gesellschaftliche Leben auf Grund altteſtamentlich-hierarchischer Ordnungen neugestalten wollten, hatte das Königtum keinerlei Daseinsrecht. Immer wieder erinnerten sie an den gewaltigen Prophetengreis, der dem Volke, das um einen König bat, warnend entgegenhielt, daß ein Volk, das sich einen König setze, damit den Herrn verwerfe und den Heiden gleiche, auch Schweres von demselben zu erdulden haben werde (1. Samuel. 8). Der Gang der neuesten Geschichte hatte den heißen Wünschen dieser feurigsten unter den Puritanern Erfüllung gebracht: England ward 1649 thatsächlich Republik, so daß für die maßgebende höchste Behörde nichts zu thun blieb, als die staatsrechtliche Beurkundung der gegebenen Lage. Diese Behörde war der Mitte Februar errichtete Staatsrat, der sich, anfangs unter Cromwells Vorsitz, die vollziehende Gewalt beilegte und unumschränkt über Heer und Flotte, Polizei und Gerichtswesen, innere Verwaltung und Diplomatie verfügte.

Durch die Akte vom 19. Mai 1649 bezeichnete sich der neue Staat als das Gemeinwohl oder den Freistaat von England. Auf dem neuen Staatssiegel stand der Spruch: „Im ersten Jahr der mit Gottes Hilfe wieder erlangten Freiheit," und statt des früheren Königsbildes war die Landkarte von England und Irland und eine Abbildung des Hauses der Gemeinen darauf angebracht. Die Republik war also errichtet und verkündet, der Staat unter eine stramme, einheitliche Leitung gestellt. Das Haus der Gemeinen, auf eine beschränkte Mitgliederzahl gebracht, bildete mit dem von ihm gewählten Staatsrat dem Namen nach die höchste Gewalt; in Wahrheit aber herrschte die puritanische Armee und deren Offiziere, vor allem ihr Schöpfer und Führer, Oliver Cromwell. Kein Zweifel: Königtum und Parlament waren der Militärdiktatur, dem Säbelregiment der Independenten gewichen.

In sich und vorerst mit ihrem Haupte einig, hatten diese fast alle Sympathien verloren: Kavaliere und Rundköpfe, Anglikaner und Presbyterianer, wie Katholiken, Schotten und Iren waren ihnen größtenteils abgeneigt. Sie konnten sich mit dem Ismael des Alten Testaments vergleichen, von dem gesagt ist: „Seine Hand war wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn, und wird fern von seinen Brüdern wohnen." (1. Mos. 16, 12). Hatte England vergessen, was es den Puritanern verdankte?

Eine gerechtere, vorurteilsfreiere Geschichtschreibung hat es gelernt, die Verdienste zu würdigen und anzuerkennen, welche sich der Puritanismus um England erworben hat: zuvörderst um die englische Gesellschaft, die damals, nicht zum wenigsten durch die Schuld der leichtfertigen Stuarts, an einer wahrhaft erschreckenden Sittenverderbnis litt. Die Puritaner haben auch hier, wie in der Kirche, puritas, Reinheit hergestellt, insbesondere den Grund gelegt zu der Sittenstrenge und Herzlichkeit, welche das häusliche Leben der Engländer auszeichnet. Sie haben dem merry old England, dessen Volk in Festen und Spielen,

in Sang und Tanz, in Gassen und Wirtshäusern verbummelt war, für immer den Stempel des Ernstes aufgeprägt und die Pflicht der Arbeitsamkeit tief ins Gewissen eingedrückt und so, vornehmlich aus dem angelsächsischen Bevölkerungsteil, einen ehrenfesten und ehrenwerten Bürgerstand geschaffen als Hort evangelisch-christlicher Sitte und Denkart, wie des bürgerlichen Rechts- und nationalen Ehrgefühls. Sie sind ferner gegen eine sittlich verkommene Kunst und Wissenschaft eingeschritten und haben auf deren Weiterbildung läuternd eingewirkt. Man bedenke, daß der ursprüngliche Text selbst der Dramen Shakespeares von Roheiten, Schmutzereien und Unflätereien strotzte, daher einer gründlichen Säuberung unterzogen werden mußte, um Familien und Schulen zugänglich gemacht zu werden; wie mag erst in andern Schriften jener Zeit das sittliche Gefühl verletzt worden sein! Der Haß und die Verachtung freilich, welche die Strengen gegen alle Kunst, gegen alle Wissenschaft hegten, haben abstoßend und abschreckend gewirkt; ja die Geschmacklosigkeiten, deren jene weltverachtenden Heiligen sich schuldig machten, haben den Fluch des Lächerlichen auf sie geladen und den Nachkommen die Segnungen verdeckt, welche jener puritanische Heiligungsernst dem geistigen Leben Englands gebracht hat.

Weiter soll der Verdienste gedacht werden, welche sich jene Sekte und Partei um den Staat als solchen erworben hat. Sie haben demselben die Omnipotenz, seine unumschränkte Macht, entzogen und ihn zum Hort der politischen und religiösen Freiheit, der bürgerlichen Selbstbestimmung geweiht. Sie haben den großen Grundsatz der Duldung ausgesprochen und eingeführt: „Gewalt- und Strafmittel in Sachen des Denkens und Glaubens sind verwerflich; niemand darf in Sachen des Gewissens Verfolgung erleiden.“ Der große Gedanke: „Freie Kirche im freien Staat,“ für dessen Durchführung Englands Boden keinen Raum gewährte, ist jedoch folgerichtig erst in den puritanischen Neu-Englandsstaaten zu völligster Ausführung

gelangt, wie auch die Forderung einer wahrhaft demokratischen Volksvertretung, zu der es Altengland bis heute nicht gebracht hat, dort zur Wahrheit geworden ist. Und was haben diese Puritaner endlich für Englands Heer und Flotte gethan! Cromwells Heer war ein persönlich beseeltes, aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenes stehendes Heer, ein von tief innerlicher Überzeugung getragenes, von den erhabensten Ideen begeistertes Christenheer mit strenger Zucht, Ehrenhaftigkeit, Frömmigkeit und Anspruchslosigkeit, hochgeachtet bei der bürgerlichen Bevölkerung, als Hort des Rechtes und als Vorbild der Gesetzmäßigkeit bewundert. „Wenn uns die tiefernste Frömmigkeit dieser Krieger," bemerkt F. Hoenig zu der Verunglimpfung der Puritaner durch ihre Gegner und durch die Geschichtszünftler, „gepaart mit jener erschütternden Leidenschaft und Begeisterung im Kampfe, fremdartig oder gar unbegreiflich vorkommt, wenn das Psalmsingen und Alttestamentlichsprechen auf unser Gefühl komisch wirkt, so vergesse man nicht, daß eine derartige Komik allen tiefgehenden geschichtlichen Bewegungen und deren Trägern anhaftet, daß die Weltgeschichte nur durch Titanen von Menschen einen Ruck erhalten kann." Freilich, von großer Einseitigkeit und beschränkter Engherzigkeit sind diese „Titanen" nicht freizusprechen. Die Weltanschauung des Alten Testaments in das 17. Jahrhundert verpflanzen zu wollen, war ein ebenso lächerlicher als gefährlicher Gedanke. Staat und Gesellschaft unter alttestamentliche Vorschriften zu zwängen, die Errungenschaften der Gesittung zu vernichten, die Pflege des Schönen als sündhaft zu brandmarken, den gewordenen Rechtszustand aufzuheben und durch angeblich biblische, in der That von rohem Fanatismus eingegebene Gebote zu ersetzen, solche Versuche mußten den entschiedensten Widerspruch herausfordern und die bestehende Obrigkeit zum Kampf auf Leben und Tod nötigen. Kein Wunder daher, daß über diesen Schwächen und düsteren Schattenseiten, welche die puritanische Sache entstellten, die Zeitgenossen die unleugbaren Vorzüge und Verdienste der

kriegerischen Heiligen übersehen, ja, daß schließlich ihr Führer selbst, dem sie zur Militärdiktatur verholfen hatten, dem ungestümen Renner des Fortschritts á outrance in die Zügel fallen mußte.

Wir haben gesehen, daß sich im Schoße des Independententums eine Art von Nihilistengesellschaft, die der Gleichmacher, der Levellers, der Niveleurs, gebildet, und daß Cromwell mit dem ihm eigenen Scharfblick die Gefährlichkeit dieser Partei alsbald erkannt hatte. Ihre Gefährlichkeit für Staat, Gesellschaft und Heer wurde noch dadurch gesteigert, daß sie sich mit ihren Gegenfüßlern, den Royalisten, wider den gemeinsamen Feind verbanden. Wiederholt mußte Cromwell, den ihr Führer, John Lilburn, in seinen Libellen besonders scharf mitnahm, gegen dieselben einschreiten. Unerbittlich wurden die Widerstrebenden aus Reih und Glied entfernt, John Lilburn aber und drei seiner Genossen wegen Verbreitung von Brandschriften in den Tower geworfen. Im Mai trieben sich Scharen von Levellers und andern Meuterern im Lande um, in keiner andern Absicht, als dem nahenden tausendjährigen Reich auf ihre Weise Bahn zu brechen. Der Puritanismus stand vor der Gefahr, in die Phantasterei und in den chiliastischen Fanatismus eines Wat Tyler und Jack Kade, eines Thomas Münzer und der Propheten von Münster zu verirren. Cromwell sah sich genötigt, scharf gegen die Meuterer aufzutreten, ja etliche derselben erschießen zu lassen. Dieses Los widerfuhr unter andern einem Reiter, Namens Lockyer. Dies war ein tapferer junger Mann von 23 Jahren, der bereits seit 7 Jahren diente, ein frommer und liebenswürdiger Mensch, dabei aber von heißblütigem Temperamente. Nachdem er erschossen war, wurde seine Bestattung den Gemeinen überlassen. Diese veranstalteten dem Märtyrer ein feierliches Leichenbegängnis. Dem offenen Sarge schritten 100 Reiter zu Fuß voran; hinter ihnen kamen 6 Trompeter, die Trauermärsche bliesen, dann die Pferde der Reiter, alle in Trauerflor gehüllt. Der Leichnam

war mit Sträußen von Rosmarin, halb in Blut getaucht, geschmückt; dazwischen lag das Schwert des Gerichteten. Es folgten mehrere Tausend Krieger in Reih und Glied mit seegrünen und schwarzen Bändern um Hut und Brust; auch Frauen fehlten nicht. Als der Zug am Kirchhof von Westminster anlangte, schlossen sich Tausende von den höheren Ständen an, die sich gescheut hatten, durch die City mitzugehen. So unverkennbar also diese Feier den Charakter einer Demonstration an sich trug, so klug und mild war die Haltung der Regierung, die in keiner Weise dagegen einschritt, dazu auch bei der würdevollen Haltung der Menge nicht den geringsten Anlaß hatte. Mit einer seltenen Mischung von entschlossener Strenge und menschenfreundlicher Milde hat in dieser schwierigen Lage Cromwell, von dem diese auf Unterdrückung der Leveller-Meuterei gerichteten Maßregeln ausgingen, gehandelt und nichts unterlassen, um seine verführten Streiter zu nüchterner Überlegung zurückzuführen und sie von unreifen Schwärmereien zu heilen. Eine Schar von 1000 Reitern, die sich empört und nach Salisbury gewendet hatten, überfiel er nachts in Burford. Am 17. Mai wurden die Rädelsführer erschossen: Fähnrich Thompson, sodann zwei Korporale. Sie starben mit dem Mut und der Freudigkeit einer heiligen Überzeugung. Fähnrich Dean wurde begnadigt, weil er auf dem Richtplatze Reue zeigte. Nun ließ Cromwell die gefangenen Empörer in die Kirche führen, wo er je den zehnten Mann vortreten ließ. „Ich vergebe euch armen Verführten," redete er sie an, „nach dem Kriegsgesetze müßte ich den zehnten Mann erschießen lassen; ich will aber Gnade walten lassen. Bereuet eure Missethat und kehret heim zu euren Regimentern!"

Mit eben den Truppen, denen diese Irregeleiteten angehörten, setzte Cromwell später nach Irland über: stets haben sie sich dort als tapfere, ihrem Feldherrn treuergebene Soldaten erwiesen. Nachdem diese für den Bestand und Wert des Heeres so gefahrdrohende Meuterei niedergeschlagen war, begab sich

General Fairfax, der dabei mitgewirkt hatte, samt Cromwell und ihrem Stab nach Oxford. Dort wurden sie von den Spitzen der neugeordneten Universität feierlich empfangen und festlich bewirtet, ja die beiden Oberanführer nebst einer Anzahl von höheren Offizieren durch Erteilung der akademischen Würden ausgezeichnet. Auch die Londoner City gab den Heimkehrenden ein großartiges Festmahl und bedachte die Truppen mit einem Geschenke von 400 Pfund. Am 7. Juni beging die Hauptstadt, am 21. Juni das Land einen feierlichen Dankgottesdienst. Man fühlte sich wie von einem Alp erlöst, seit die Militärrevolution niedergeschmettert war, welche das Gemeinwesen mit gänzlicher Auflösung, alle Volksklassen mit den Schrecken der Anarchie bedroht hatte.

Diese Gefahr war denn glücklich überwunden worden. Doch eine noch furchtbarere drohte von Irland, der Grünen Insel, herüber. Ihre Bewohner, Kelten, Katholiken und Anhänger des Königtums zumal, wollten sich von England losreißen und an eine der katholischen Mächte, Spanien oder Frankreich, anschließen. Die römische Kurie unterstützte diesen Plan durch ihren Nuntius Rinuccini aufs eifrigste. Die neue republikanische Regierung Englands jedoch beschloß, die Grüne Insel sowohl den Royalisten zu entreißen als wider den Papst und die Jesuiten zu behaupten. Diese äußerst schwierige Aufgabe wurde dem „Führer der kriegerischen Kraft Englands", Oliver Cromwell, übertragen. Vor seinem aufgehenden Stern erblaßte der des bisherigen Oberbefehlshabers Fairfax. Cromwell, Generalleutnant in der Armee, jetzt zum Lordleutnant von Irland erhoben, ließ sich mit seinen Truppen in einem feierlichen Gottesdienste einsegnen und brach am 10. Juli von London auf.

Er hatte zuvor nicht nur die militärischen, sondern auch seine häuslichen Angelegenheiten aufs sorgsamste geordnet. Nach seinen von Carlisle veröffentlichten Briefen hatte er bezüglich der Verheiratung seines Sohnes Richard lange Verhandlungen gepflogen, ja monatelang um Zusicherung eines Jahresein-

kommens von 100 Pfund gefeilscht. Hätte er, wie man ihn beschuldigt, damals nach der Königswürde gestrebt, so hätte er für seinen Sohn um die Hand einer Peerstochter, nicht um die einer schlichten, bürgerlichen Miß Dorothea Mayor geworben.

Als der gefürchtete Kriegsheld in das befreite Dublin einzog, wies er in einer Ansprache an das Volk auf das Werk hin, wozu ihn die göttliche Vorsehung erkoren habe. „So vieler Bosheit und Abgötterei gegenüber" fühlte er sich vollends als „Streiter des gerechten Gottes". Ein furchtbares Strafgericht, wie über abgöttische verworfene Kananiter, verhängte er über die Besatzung der erstürmten Feste Drogheda. „Ich bin überzeugt," schrieb er nach Hause, „daß dies ein gerechtes Urteil Gottes gegen diese Unmenschen ist, die ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht haben; es wird dazu beitragen, dem Blutvergießen in Zukunft vorzubeugen."

Als seine Streiter nach der Eroberung von Wexford 2000 Mann von den Verteidigern, denen bereits das Leben zugesichert war, niedermachten, da erblickte er hierin, obwohl mit persönlichem Bedauern, „das Gericht des Herrn", weil jene Erschlagenen sich so grausam an den armen Protestanten Irelands vergriffen hätten. Allerorten schlug er als ein zweiter Gideon die (katholischen) „Abgöttischen" mit der Schärfe des Schwerts, so daß ganze Städte entvölkert wurden, ließ Tausende nach Westindien versetzen und die Lücken durch Ansiedler von angelsächsischer Abstammung und calvinistischem Bekenntnisse ausfüllen.

Wir lernen Cromwell in diesem Rassen- und Religionskrieg nach drei Seiten seines ureigenen Wesens kennen: als Republikaner den Royalisten, als Puritaner den Papisten, als Angelsachsen den keltischen Iren gegenüber. In seinen Siegesberichten betont der Feldherr neben der Ehre, die er Gott giebt, vor allem das Wohl seines geliebten Vaterlandes und verkündet mit religiösem wie nationalem Hochgefühl „die gewaltigen Werke des Herrn, der den Mächtigen von seinem Sitze stürzt, für unschul-

diges Blut Vergeltung übt und die Feinde seiner Kirche zerhaut.“ Dabei ließ er dem arg verwahrlosten Volke die einfache Christenlehre predigen und nach altenglischem Gesetze Recht sprechen.

In einem durch das Verhalten der katholischen Bischöfe veranlaßten Manifeste an die Iren äußerte er: „Willkürherrschaft ist eine Sache, deren die Menschen bei Königen und Kirchenmännern satt zu werden beginnen. Recht fadenscheinig wird bereits die Gaukelei, womit sie bürgerliche und kirchliche Gewaltherrschaft durchzuführen trachten. . . . Wir kommen nicht, um ein armseliges Volk auszutreiben, sondern um gesetzlose Empörer zu züchtigen. Wir kommen, um mit Gottes Hilfe Glanz und Ruhm der englischen Freiheit in einer Nation zu schirmen, bei der wir ein volles Recht dazu haben, und die sich ihrer ebenso, wie die Engländer, erfreuen kann, wenn sie die Waffen niederlegt.“

Ehe er die Eroberung und Wiedergewinnung Irlands für englisch-protestantisches Wesen zu vollenden vermochte, ward er vom Parlament abberufen, um seine siegreichen Waffen nach Schottland zu tragen. Wie ein Triumphator ward er am 31. Mai 1650 in London von Volk und Behörden empfangen Am 26. Juni ward er an Stelle des zurückgetretenen Fairfax zum Lordgeneral des Freistaats von England ernannt — jetzt auch dem Namen nach, was er in Wirklichkeit schon längst gewesen war. In einem Briefe beteuerte er, daß er diese Erhebung nicht gesucht habe; der Herr sei es, der ihn berufen; der werde ihm, seinem schwachen Knechte, beistehen, seinen Willen zu vollziehen. Der Sohn des hingerichteten Königs hatte sich dort als Karl II. krönen und nötigen lassen, den Covenant zu unterzeichnen und den Presbyterianer zu spielen. Es waren die Heiligen Cromwells, die beim Einmarsch Kundgebungen an das schottische Volk erließen: „An alle Heiligen und Glaubensgenossen, an Gottes Auserwählte in Schottland.“ In diesen Schriftstücken beklagten sie die unselige Entscheidung ihrer Christen-

brüder für Karl Stuart und erklärten, daß nur sie selbst den wahren Sinn des Covenant erfüllen, indem sie die Monarchie bekämpfen.

Die Schotten, in deren Lager sich die Kommissäre der Kirche und der Stände befanden, hatten ihr Heer von allen nicht streng presbyterianischen Bestandteilen gesäubert und hofften mit ihren bedeutenden, glaubensstarken Streitkräften dem heranrückenden Gegner die Spitze bieten zu können. Mit dem Ruf „der Herr der Heerscharen" stürzten die Engländer, mit der Losung „der Covenant" die Schotten bei Dunbar auf einander los. Als am 3. September die Morgensonne über dem Meer und dem Firth of Forth sich erhob, da war die Schlacht von Cromwell gewonnen. Auf der Verfolgung der in wilder Flucht dahinstürmenden Schotten stimmte der Lordgeneral den 118. Psalm an, dessen Verse mit dem Kehrreim „im Namen des Herrn will ich sie zerhauen" dort ihre grauenhaft buchstäbliche Anwendung fanden. In seinem bündigen Siegesbericht gedenkt er lobend der „Wagen und Reiter Israels", strafend jener schottischen Prediger, die den Staat an sich reißen wollten, dagegen das Wort Gottes, das Geistesschwert, versäumten. Und als die Schotten mit ihrem am 1. Januar 1651 gekrönten König nach Süden aufbrachen, um den Krieg nach England hinüberzuspielen, folgte ihnen Cromwell, der trotz seiner Körperleiden nicht aus dem Felde wich, auf dem Fuße nach. Zu Worcester am Severnfluß entfaltete der zweite Karl Stuart die königliche Standarte. Am 28. August 1651 aber erschien Cromwell mit 30000 Mann vom Norden her. Es war am 3. September, dem Jahrestag der Schlacht von Dunbar, daß die Schotten abermals aufs Haupt geschlagen und ihrer Tausende getötet oder gefangen wurden. „Möge die Überfülle dieser beständigen Gnaden nur nicht Stolz und Üppigkeit erwecken, wie es vordem schon einem auserwählten Volke widerfahren ist!" schrieb er. Mit Not entrann Karl II., auf dessen Kopf ein Preis von 1000 Pfund gesetzt war, aus der Stadt und gelangte nach vielen Abenteuern

zur Küste. Ohne die aufopfernde Mithilfe von Royalisten aus allen Ständen wäre ihm die Flucht nicht gelungen. 40 Tage nach der Worcesterschlacht landete er, von allem entblößt, bei Fécamp am Gestade der Normandie. Von Jermyn, dem Geliebten seiner Mutter, mußte er ein Hemd leihen; so erzählt Kardinal de Retz, der es wissen konnte, in seinen Denkwürdigkeiten.

Der so schlau geplante Versuch einer Restauration der Stuarts war mißlungen, Schottland mit eiserner Waffengewalt zur Ruhe gebracht und seitdem als englische Provinz behandelt. Trotz der hohen Steuern, welche jetzt auf den Edinburgern lasteten, haben sie dem großen Ordner auch ihrer verwickelten Verhältnisse aus Dankbarkeit auf Parliament-Square ein Standbild setzen wollen; viele Jahre hindurch lag der hierfür bestimmte riesige Steinblock am sandigen Strande von Leith. — In allen drei Reichen hatten die Streiter der puritanischen Republik den Widerstand feindseliger Elemente niedergeworfen und jene straff angespannte Union derselben vorbereitet, welche England einerseits groß gemacht, andererseits freilich auch geschwächt hat, sofern das widerstrebende, oft schwer mißhandelte Irland zum fortdauernd schwärenden Übel in Britanniens Staatskörper geworden ist.

Parlament und Heer hatten gemeinsam dem Bürgerkrieg ein Ende gemacht, die drei Reiche zusammengefügt und deren Banner auch im Seekrieg mit fremden Staaten ruhmreich entfaltet. Aber zwischen den siegreichen Verbündeten bestand von Haus aus ein tiefer Gegensatz. Die Mißbräuche, welche sich im Rumpfparlament eingeschlichen hatten, waren zahllos; Beschwerden darüber liefen in Menge — seltsamerweise — beim Heere ein, das für den einzigen Hort des Rechtes galt.

Laut wurde die Schließung des Rumpfparlamentes gefordert, von dessen 150 Mitgliedern selten mehr als 50 versammelt waren, die denn eine eigennützige Koteriewirtschaft betrieben. Besonders das Heer drang stürmisch auf Erneuerung dieser ge-

ſetzgebenden Verſammlung. Cromwell ſelbſt klagte heftig über dieſe „ungerechten Haushalter“ und ihr ſelbſtſüchtiges Verlangen nach Selbſtergänzung des Parlaments durch eigene Wahl, ſowie über ihren thörichten Anſpruch, an der Regierung teilzunehmen. Inſtändig drangen Lambert, nächſt Cromwell der tüchtigſte Soldat, und der ſchwärmeriſche Oberſt Harriſon in den Obergeneral, dem Unweſen der Parlamentswirtſchaft ein Ende zu machen. Lange trug er Bedenken, eine tief im Volksbewußtſein wurzelnde altehrwürdige Einrichtung zu ſprengen und die Hand an die erhabene Körperſchaft zu legen. Nachdem jedoch alle friedlichen Mittel erſchöpft waren, begab er ſich am Morgen des 20. April 1653 in die Parlamentsſitzung, nachdem er zuvor Truppen in die Vorräume und vor die Pforte des Saals verteilt hatte. Jedoch war er nicht in militäriſcher Uniform erſchienen, ſondern, gleich den übrigen Abgeordneten, in bürgerlicher Tracht, ſchwarz gekleidet, mit grauwollenen Strümpfen. Es waren 53 Mitglieder anweſend. Cromwell nahm ſeinen Platz ein und hörte längere Zeit den Verhandlungen über die Auflöſungsbill zu. Als abgeſtimmt werden ſollte, erhob er ſich und ſprach von den Verdienſten des Parlaments. Bald aber änderte er ſeinen Ton, warf demſelben Tyrannei, Rechtsverweigerung, Selbſtſucht ꝛc. vor und ſteigerte ſich zu immer größerer Heftigkeit. Jetzt erhob ſich Wentworth und ſagte „Das iſt eine unpaſſende Redeweiſe, unverträglich mit den Gebräuchen des Parlaments. Und das noch von einem Diener, dem es ſo ſehr vertraut, den es ſo hoch geehrt hat. . . . .“ Da fiel ihm der General ins Wort und rief: „Nur heran! Nur heran! Wir haben jetzt genug; ich will eurem Geſchwätz ein Ende machen.“ Zornbewegt trat er mitten in den Saal, ſtülpte ſeinen Hut auf, ſtampfte mit dem Fuß und ſchüttete in heftigſter Rede ſeinen langverhaltenen Groll aus: „Es iſt unnütz,“ ſchloß er, „daß ihr hier noch länger ſitzt! Ihr ſollt jetzt beſſeren Leuten Platz machen!“ Auf ſeinen Befehl rief Harriſon die Soldaten herein. Es erſchienen etwa 30 Musketiere unter

Oberſt Worſeley. „Ihr nennt euch ſelbſt ein Parlament, aber ich ſage, ihr ſeid kein Parlament. Einige von euch ſind Säufer, einige ſind Ehebrecher, einige ſind verdorbene Menſchen, ein Ärgernis für die Bekenner des Evangeliums. Wie ſolltet ihr ein Parlament ſein für das Volk Gottes? Fort mit euch, ſage ich; im Namen Gottes, geht!“ Harriſon geleitete den ſich ſträubenden Sprecher von ſeinem Stuhl herab; Cromwell nahm die Bill, um die es ſich handelte, an ſich und ließ die goldene Amtskeule, das Sinnbild der Selbſtändigkeit des Parlaments, ſamt dem Schlüſſel des Hauſes in ſeine Wohnung bringen. Den Abziehenden rief er nach: „Ihr ſeid es, die mich hierzu gezwungen habt; ich habe Tag und Nacht zu Gott gebetet, daß er mir lieber das Leben nehme, als mich zu ſolchem Werke gebrauche.“ Unmittelbar darauf ward der Staatsrat aufgelöſt. Es gab alſo am 20. April abends weder ein Parlament noch eine Regierung. Ein Witzbold aber heftete an die Thüre des Parlaments einen Zettel mit den Worten: „Haus zu vermieten ohne Möbel.“

Was Cromwell im Vertrauen auf ſein Heer gewagt hatte, war nichts anderes als ein Staatsſtreich. Darüber höchlich erfreut, konnte nun das Heer der Heiligen hoffen, die längſt geplanten Staatseinrichtungen in ſeinem Sinne ausführen und ſich im Beſitze der Macht behaupten zu können. Als der Oberbefehlshaber der Flotte, Blake, die Botſchaft vom Staatsſtreich erhielt, da erklärte er ſeinen Offizieren, es ſei nicht ihres Amtes, ſich in Staatsangelegenheiten einzumiſchen, ihr Beruf ſei allein, ſich vom Feinde nicht beſiegen zu laſſen. Dann ſegelte er ab — zu neuen Siegen über die Holländer und die royaliſtiſchen Feinde der engliſchen Republik. Die Nation aber, die mit keinem der ſtreitenden Teile ſympathiſierte, jedoch die Entſchloſſenheit des tüchtigen Feldherrn bei dem Staatsſtreich anerkennen mußte, ſah faſt gleichgültig, wenn nicht mit Vergnügen, zu. Der Sieger ſelbſt äußerte ſpäter: „Kein Hund rührte ſich hinter dem Ofen.“

Neuntes Kapitel.

Der Lordprotektor.

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken".
(Schiller, Wallenstein.)

Die öffentliche Gewalt lag jetzt gänzlich in den Händen des siegreichen Heeres und ihres Oberbefehlshabers. Oliver Cromwell war für die Leitung des gesamten Gemeinwesens der einzig mögliche Mann. Aber weit entfernt, daß er in Neuordnung der Dinge ganz seinem eigenen Ermessen hätte folgen dürfen: das Heer stand als ein gewaltiger Faktor da, mit dem er rechnen mußte. So ward denn an Stelle des aufgelösten schon am 29. April ein neuer Staatsrat gebildet, der aus acht Offizieren, vier Bürgerlichen und Cromwell als Vorsitzendem bestand. In einer an das Volk erlassenen Erklärung bekannte Cromwell und sein Staatsrat, daß sie nur die Bewahrer der obersten Gewalt seien, die sie in kürzester Frist in die Hände von entschieden gottesfürchtigen, durch reinen Wandel ausgezeichneten Männern niederlegen wollten, welche die Sorge für das Gemeinwesen, besonders die Gesetzgebung und Rechtspflege übernehmen sollten. Zugleich war darin angedeutet, daß man das Volk für die freie Wahl eines republikanischen Parlaments noch nicht für reif erachte. An dessen Stelle sollte zunächst eine Notabelnversammlung treten. In Cromwells Namen wurden die 143 Erwählten oder vielmehr Ernannten, lauter Namen von echt puritanischem Klang, einberufen; Cromwell selbst befand sich gleichfalls darunter. Sie versammelten sich am 4. Juli 1653 in Westminster. Cromwell eröffnete dies Parlament mit einer in seinem eigentümlichen Gedankengang und Stil gehaltenen Ansprache. „Was er ausspricht," sagt M. Brosch, „ist Ausdruck eines durchs Christentum überwältigten Geistes, erlebte

Religion, woraus er alles ableitet, was geschehen ist oder zu geschehen hat. Die puritanische Revolution, ja die Weltgeschichte wird ihm zum Gottesgericht. „Was sind", lauten seine eigenen Worte, „alle unsere Geschichten und andere Überlieferungen von Dingen, als die Selbstoffenbarung Gottes, der an ihnen zeigen will, daß Er erschüttert und niedergeworfen und zertreten hat, was von ihm nicht gepflanzt worden?" Die salbungsvollen, nach Sinn und Ausdruck dem Alten Testament entnommenen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht bei einer Versammlung von Heiligen, die gleich den Genossen Serubabels mit der einen Hand am Tempel Gottes bauten, in der andern das Schwert hielten, bereit, das Heiligtum mit ihrem Blute zu verteidigen. Diese Versammlung, das „kurze" oder „kleine" Parlament, ist vom Volkswitz mit dem Spottnamen des Barebone (Dürrbein-) Parlaments belegt worden nach dem Namen eines Mitglieds, des Praise-God-Barbone, eines ehrsamen Lederhändlers von streng puritanischer Gesinnung. Es begann seine Arbeiten mit Eifer und Gebet und übertrug die ausübende Gewalt einem neuen Staatsrat, der unter Cromwells Vorsitz seines Amtes waltete. Die Versammlung schied sich in Radikale, die ein anabaptistisch-kommunistisches Reich anstrebten, und die gemäßigte Cromwell'sche Partei, die bei allem Festhalten an ihren Grundsätzen den bestehenden Verhältnissen, wie den Wünschen und Bedürfnissen ganzer Volksklassen Rechnung zu tragen gedachte. Diese Partei brachte es dahin, daß das Parlament bald seine Vollmachten an den Staatsrat zurückgab. Am 12. Dezember begab sich der Sprecher mit den Abzeichen seiner Würde und seinen Beamten nach Whitehall, um dem Lordgeneral die Urkunde dieses Beschlusses zu überbringen. Ein Offizier wies indes die im Sitzungssaal zurückgebliebenen Mitglieder der Gegenpartei aus. Unter den Beschlüssen des kurzen Parlaments verdient besondere Beachtung die Einführung der Civilehe, wodurch die Eheschließung, die man mit Milton nur als einen Haushaltvertrag ansah, der Einmischung der Kirche entzogen

wurde. Geburten, Heiraten und Todesfälle sollten fortan nur durch weltliche Behörden registriert werden. — Jetzt blieb nichts mehr übrig, als die Militärdiktatur. Der Hauptartikel eines Verfassungsentwurfs, der in einer meist aus Offizieren bestehenden Versammlung festgestellt wurde, lautete auf Einsetzung Oliver Cromwells als „Lordprotektor des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland."

Er war damit für die nächsten 7 Monate (bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments) zum Herrscher erhoben, ist es aber bis zu seinem Ende geblieben und dadurch in den Stand gesetzt worden, das Staatsschiff zwischen den Klippen eines unverbesserlichen Königtums und eines über das Ziel hinausschießenden Independententums ungefährdet, ja mit Ruhm und Segen hindurchzusteuern. In Westminsterhall ward er am 16. Dezember 1653 feierlich in sein Amt eingesetzt. Er trat zu einem Staatssessel, umgeben von den Stadtbehörden, Offizieren und den Mitgliedern des Staatsrats. Er trug eine einfache Sammetkleidung und ein goldenes Band um den Hut.

„Cromwell," so schildert Fr. Hoenig seine persönliche Erscheinung, „war nicht schön von Gesicht, aber eine durch und durch männliche Erscheinung, von mittlerer Größe, untersetztem Körper und ebenmäßigem Wuchs. Das bis auf einen leichten Schnurrbart glatt rasierte Gesicht war ausdrucksvoll, die Nase etwas groß, die Nasenspitze gerötet und über dem rechten Auge eine Warze, Merkmale, die bei seiner frischen und rötlichen Gesichtsfarbe nicht besonders aufgefallen sein sollen. Die Stirne war hoch, frei und gewölbt. Er konnte alle Eindrücke lange verbergen, äußerlich den größten Gleichmut bewahren; aber in allen großen Augenblicken wuchs der kräftige, untersetzte Mann, sozusagen unter den Augen seiner Hörer und Soldaten: vom Haupthaar bis zur Zehe lebte die ganze Gestalt."

Eine andere Quelle schildert ihn, wie er sich an jenem denkwürdigen Dezembertag darstellte, als eine „starke, vierschrötige

Gestalt mit einem durch grobe Züge und rötlichbraune Gesichtsfarbe unschönen, aber in eine mächtige, von hellbraunen, silberdurchzogenen Haaren umwallte Stirne zulaufenden Kopf."

Nachdem ihm General Lambert im Namen des Heers und der drei Nationen die neue Würde dargeboten, erklärte sich der Lordgeneral bereit, dem Wunsch des Heeres und der drei Reiche zu willfahren. Hierauf wurde die Verfassungsurkunde („Regierungsinstrument") verlesen (die zum Beispiel freie Religionsübung allen zusicherte, „die an Gott und Jesum Christum glauben"), worauf Cromwell dieselbe beschwur, mit dem denkwürdigen Beisatz, „seine Macht solle nicht länger dauern, als sie mit dem Worte Gottes in Einklang stehe".

Dem Staatsrat, ohne dessen Zustimmung er nichts beschließen konnte, gehörten außer den namhaftesten Offizieren folgende Adelige an: Viscount Lisle, Lord Montague von Hinchinbrook und Ashley Cooper, der später vielgenannte Earl of Shaftesbury. Als Staatssekretär fungierte John Thurloe, ein gewiegter Diplomat, und John Milton, der den lateinischen Schriftenwechsel mit dem Ausland zu besorgen hatte, als Sekretär des Staatsrats. —

John Milton, geboren am 9. Dezember 1608 zu London, der Sänger und litterarische Kämpe der Religion und Revolution, hatte schon zuvor durch seine beredten Flugschriften gegen Prälatentum und Königtum wesentlich zum Sieg seiner puritanisch-republikanisch gesinnten Genossen beigetragen und endlich durch seine freiheitatmenden Rechtfertigungsschriften die republikanische Sache so hingebungsvoll verteidigt, daß er darüber das Augenlicht verlor.

Doch nicht nur als litterarischer Kämpfer im Puritanerheer, sondern auch als religiöser Dichter hat er seiner Sache gedient. Die ernste Zeit, da die Nation zu Gerichte saß über den König, und da nach Gottes Ratschluß die Sünden der Väter heimgesucht wurden am unbußfertigen Enkel, legte ihm den Stoff nahe zu seinem berühmten Epos „Paradise lost". In dieser schwungvollen religiösen Dichtung, worin er den Sündenfall der ersten

Menſchen ſchildert als die Quelle alles Weltunheils, ſtellt er in meiſterhaften Verſen die blühende Natur des Paradieſes, den kindlichen Frohſinn Adams und Evas, das Glück der ehelichen Liebe dem Weſen und Treiben Satans, des Königs der Hölle, entgegen. Die Wiedererlangung des Paradieſes durch den die Verſuchung überwindenden Meſſias ſchildert er in ſeinem „Paradise regained.“ Nach der Wiederkehr der Stuarts abgeſetzt und eingekerkert, ſtarb dieſer edle und fromme Mann am 8. November 1674 zu Bunhill bei London.

Die Begeiſterung für Religion, welche dieſem revoltierenden Geſchlechte eigen war, trieb weitere poetiſche Blüten und Früchte durch Richard Baxter, einen Feldprediger in Cromwells Heer († 1691), dem wir die trefflichen asketiſchen Schriften: „Die ewige Ruhe der Heiligen,“ „Ruf an die Unbekehrten,“ „Der evangeliſche Geiſtliche“ und andere verdanken; ferner in John Bunyan, einem der tapfern „Eiſenſeiten“ Cromwells und gewaltigen Volksprediger, der ſein unſterbliches Buch „The pilgrim's progress“ (des Chriſten Pilgerreiſe) im Kerker abgefaßt hat. Auch in religiös-ſozialer Hinſicht drängte dieſe gärende Zeit zu Neuſchöpfungen, wie die Gründung der Geſellſchaft der Freunde (Quäker, Zitterer, vom Volke genannt) im Jahre 1647 durch den Schuſter Georges Fox († 1691), der, in Felle gekleidet, durch England zog, auf Straßen und Märkten Buße und Evangelium predigte und ein neues Gottesreich verkündete. Seinen verfolgten Anhängern hat William Penn, gleichfalls ein Kind dieſer religiös erregten Zeit († 1718), eine Freiſtatt eröffnet im nordamerikaniſchen Pennſylvanien, der Wiege der Freiheit für die Neger und die Welt.

Aufs großartigſte geſtaltete ſich die äußere Politik Englands unter Cromwells Leitung. Ein großer, erhabener Gedanke ſchwebte ſeinem Geiſte vor: England als Mittelpunkt eines großen nordiſchen proteſtantiſchen Bundes, gebildet durch den Beitritt der proteſtantiſchen Staaten Schweden, Dänemark und Holland (auch der mit dem Lordprotektor übereinſtimmende Große Kur-

fürst von Brandenburg hat seine Gesandten geschickt), ja als Vormacht und Hort des Protestantismus überhaupt. Alle über papistische Länder zerstreuten Reformierte erkannten den Lordprotektor von England als ihren Schutzherrn an. Die französischen Hugenotten, wie die Waldenser in den Alpenthälern Piemonts, durften sich seines mächtigen Fürworts erfreuen. Der Papst selbst sah sich genötigt, katholischen Fürsten Mäßigung anzuempfehlen, hatte doch das gefürchtete Oberhaupt des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland laut gedroht, wenn dem Volke Gottes nicht Schonung zuteil würde, so sollte man die englischen Kanonen auf der Engelsburg zu hören bekommen. Es ist hier nicht der Ort, alles aufzuzählen, was jener puritanische Regent seinem Lande an materieller Macht errungen hat: mittelst der berühmten Navigationsakte die Seeherrschaft und die Wahrung der Einfuhr nach England für die englischen Handelsschiffe, die Demütigung der Generalstaaten und ihrer stolzen Handelsrepublik, die Züchtigung der Seeräuber aus den Barbareskenstaaten, Eroberung einer der Perlen der westindischen Antillen, ferner des festen Dünkirchen an der flämischen Küste und die Besiegung des weltherrschenden Spaniens zu Wasser und zu Land. Nach innen hat „Olivarius Protector“ — so lautete sein neuer Titel wörtlich — das Beste seines Landes gesucht als ein Mann, der auf der Höhe seiner Zeit stand und mit genialem Scharfblick erkannte, was seinem Volk zum Heile gereiche. Parlamente hat er wiederholt berufen, aber dieselben als Hemmschuhe seines großartigen Wirkens alsbald wieder, meist in rauher soldatischer Weise, aufgelöst. Ihm stand es fest, daß nur die monarchische, auf dem Grund der zeitgemäß umgestalteten englischen Verfassung sich aufbauende Regierungsform wahrhaft Gutes und Großes zu schaffen vermöge. Aber von den entgegengesetztesten Seiten trat man seinem hohen Streben hemmend in den Weg: von seiten der Royalisten und eines großen Teils der Presbyterianer, sowie von seiten der radikalen Militärpartei, die ihn emporgehoben hatte.

Karl Stuart setzte im Februar 1654 einen Preis von 500 Pfund Jahresrente auf den Kopf des „gemeinen Burschen, Oliver Cromwell geheißen"; und wirklich haben verschiedene Attentäter es versucht, diesen Preis zu gewinnen. Aber Cromwell, durch seine Spione stets rechtzeitig unterrichtet, war auf seiner Hut; Tag und Nacht umgab ihn eine aus den ergebensten seiner Ironsides gebildete Leibwache. Hatte er immer wieder mit Aufständen und Verschwörungen der königlich Gesinnten zu kämpfen, so bedrohte ihn andrerseits wiederholt der Fanatismus seiner eigenen, in Anabaptismus und Chiliasmus verirrten Anhänger, die ihn schließlich für einen Verräter, ja für den „Mann der Sünde" erklärten. Einige seiner wackersten Offiziere, wie Harrison, Overton, Allen u. a., verschworen sich wider sein Leben, so daß er dieselben im Tower gefangen setzen lassen mußte.

In welcher Besorgnis um ihn seine Angehörigen fortwährend schwebten, davon zeugt das rührende Segenswort, das seine sterbende Mutter noch an ihren tausendfach bedrohten großen Sohn richtete. Dasselbe lautete: „Der Herr lasse sein Angesicht über dir leuchten und tröste dich bei all deinen Unglücksfällen und befähige dich, Großes zu vollbringen für den Ruhm deines höchsten Gottes und zu sein eine Hilfe für sein Volk! Mein teurer Sohn, mein Herz bleibt bei dir. Gute Nacht!" Diese Frau geriet stets in die größte Unruhe, wenn sie einen Schuß fallen hörte. Dieselbe wich erst, wenn ihr Sohn sich ihr persönlich zeigte, was er täglich einmal that. 94 Jahre alt, ist sie am 16. November 1654 zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen; gegen ihren ausdrücklichen Willen ward sie mit großem Gepränge in der Westminsterabtei beigesetzt.

„Olivarius Protector" war ein anderer Mann geworden, als es der starrgläubige Reiterführer Oliver gewesen war. An die Spitze des gesamten Staatswesens gestellt, erkannte er sofort, daß es sich mit religiös-sozialem Radikalismus auf die Dauer nicht regieren lasse. Außer dem Grundsatz der Einherrschaft,

mit dem ein so wie er gearteter Charakter allein segensreich zu wirken vermochte, hat er das ursprünglich puritanische Prinzip der Duldung, der Gewissensfreiheit, aufgestellt und durchzuführen gestrebt.

Wie weit er seiner Zeit an politischer Weisheit und Vorurteilslosigkeit vorausgeeilt war, das beweisen die Worte, die er über diese hochwichtige Frage an das Parlament gerichtet hat: „Die Gewissensfreiheit," sprach er, „ist ein natürliches Recht, und wer sie begehrt, soll sie auch den andern gönnen. Es war eine der Eitelkeiten, um die unser Streit angegangen ist, daß jede Sekte ausrief: Gebt mir Freiheit; wenn sie aber dieselbe hat, dann sträubt sie sich mit aller Macht dagegen, daß irgendwer außer ihr die gleiche Freiheit erlange. Ist das ehrlich und verständig? .... Alles Geld dieser Nation würde die Menschen nicht in Versuchung geführt haben, sich in einen Kampf zu stürzen, wie sie ihn durchgefochten haben, wäre nicht die Hoffnung auf eine bessere Gewissensfreiheit gewesen, als die Bischofskirche oder ein schottisches oder selbst ein englisches Presbyterium sie gewähren könnte. Die Gewissensfreiheit, sage ich, ist ein Fundamentales und muß es sein um unsretwillen, wie auch für die, die nach uns kommen werden."

Vor demselben Parlament, das er im Januar 1655 für aufgelöst erklärte, sprach er die goldenen Worte: „Wenn ihr die Religionsangelegenheiten so geordnet hättet, daß sie einer gotterfüllten Geistlichkeit Halt und Stütze geboten und denen rechte Freiheit gewährt hätten, die gleich den Independenten und vielen der Anabaptisten des Glaubens an die Rechtfertigung durch Christi Blut sind, aber in Nebendingen von uns abweichen: so wäre Friede und Ruhe unter allen Gottesbekennern eingekehrt.... Scheint es aber nicht, als ob den Menschen ein Kitzel innewohne, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt, als bis sie mit den Fingern in der Brüder Gewissen wühlen? Aber dazu haben wir nicht gekämpft. Religion war nicht das Ding, um dessetwillen der Streit anging; aber Gott hat ihn zu diesem

Ausgang geführt und sie uns als eine Zugabe geschenkt, die uns über alles teuer geworden ist. Und was entspricht denn mehr dem Wesen der Religion, als die Freiheit von der Tyrannei der Bischöfe, die Freiheit aller Bekenner des protestantischen Glaubens, Gott anzubeten nach dem Lichte ihrer Vernunft und ihres Gewissens?"

Religion und Revolution in ihrem Bunde — das ist es, was den Grundgedanken dieser kostbaren Worte bildet, den die vorliegende geschichtliche Darstellung zur Vergegenständlichung und Veranschaulichung zu bringen suchte. Damit ist unser Zweck erreicht.

Diesem Grundsatz der Gewissensfreiheit gemäß hat der Protektor eine für jene Zeit außerordentliche Duldsamkeit bewiesen, wofern die Religionsparteien sich nicht in Staatsangelegenheiten mischten, noch die öffentliche Ruhe störten. Obwohl er gegen die Eid und Kriegsdienst weigernden Quäker einschreiten mußte, bewies er doch deren Stifter G. Fox große Teilnahme, ja lud ihn selbst zu sich ein. „Komm wieder in mein Haus," sprach er zu ihm, „wären du und ich nur eine Stunde täglich zusammen, so müßten wir einander näher kennen. Ich möchte dir so wenig Leid anthun, als meiner eigenen Seele." — Nachdem die Juden seit 400 Jahren vom englischen Boden ausgeschlossen gewesen, gestattete er ihnen den Zutritt und den Bau einer Synagoge zu London (jedoch nicht den Zutritt zu öffentlichen Ämtern). Daher glaubte der Jude Manasse Ben Israel, in Cromwell, der so alttestamentlich sprach und dachte, einen Abkömmling des auserwählten Volkes vermuten zu dürfen, kam nach Huntingdon und forschte in den Gemeinde- und Familienpapieren, ohne jedoch, wie selbstverständlich, seine Vermutung bestätigt zu finden.

Nicht nur die Gewissensfreiheit, auch die Sittlichkeit fand im Protektor und seinen Glaubensgenossen einen eifrigen Beschützer. Theater und Schenken waren geschlossen, die Herrschaften wurden für ihre Dienstboten verantwortlich gemacht, strenge Ge-

setze gegen Trunkenheit, Fluchen und Schwören erlassen, ja von zwei zu zwei Meilen Posten aufgestellt, welche die Straßen unter Aufsicht halten mußten. Am strengsten wurde bei den Truppen auf Sittlichkeit, wie auf Schonung von Eigentum und Ehre gehalten und so eine bewundernswürdige Mannszucht hergestellt. Nach dieser Seite hin lastete die Militärdiktatur keineswegs schwer auf der Bevölkerung, nannte diese doch fast überall die Soldaten ihre „Beschützer, Befreier," ihre „frommen lieben Gäste."

Zehntes Kapitel.

Ende des Protektors und seines Werkes.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte".
(Schiller, Wallenstein.)

Mit der Überwindung seiner Feinde im Innern und den Siegen über die auswärtigen Feinde Englands schien das an Macht und Würde hoch über das Königtum gestellte Protektorat endgültig befestigt. Doch bei all seinem Glanz und seinen großartigen Erfolgen war es auf zwei Augen gestellt, wie selbst der talentvollste seiner Söhne, Henry, erkannte, und diese sollten sich jetzt für immer schließen. Cromwells natürliche Kraft brach endlich unter der gewaltigen Last, die auf sie gelegt war, und unter dem beständigen Druck von Sorgen und Kummer schnell zusammen. Ein Zeuge seines Streitens und Leidens konnte nicht umhin, mit Bewunderung der Seelenstärke zu gedenken, womit der große Mann sich den schmerzlichen Eindrücken entgegenstemmte, die in den letzten Monaten seines Daseins mannigfaltig und vielgestaltig auf ihn einstürmten. Seine letzte Stunde näherte sich unaufhaltsam, während aus Mund und Herzensgrund seiner

Angehörigen und Anhänger in Kirche und Kämmerlein heiße Gebete um seine Errettung zum Himmel emporstiegen. Trotz mancher Schuld, die ihn von der Zeit der ersten Liebe zum Herrn, von den Tagen kindlichen, treuen und unschuldsvollen Glaubenslebens trennte, brach doch im Angesicht des Todes dieser Glaube seiner Jugend- und Manneszeit wieder mit aller Macht hervor. Vom Fieber geschüttelt, beschäftigte er sich mit dem Bunde der Gnade, den Gott mit den Seinigen geschlossen. „Saget mir, ob es möglich ist, aus dem Bunde der Gnade zu fallen!“ bat er einst einen Geistlichen. Dieser, auf den calvinistischen Hauptsatz von der Gnadenwahl gestützt, verneinte diese Frage mit Entschiedenheit. „Dann bin ich ruhig,“ versetzte der Sterbende, „denn ich weiß gewiß, daß ich einmal in der Gnade gestanden bin.“ Hierauf soll er, wie Carlyle berichtet, gebetet haben: „Obwohl ich ein armes und elendes Geschöpf bin, o Gott, bleibe ich doch durch deine Gnade im Glauben an dich. Ich darf, ich will zu dir kommen, um für dein Volk zu beten. Du hast mich Unwürdigen zum Werkzeug gemacht, um diesem Volke Gutes zu thun und dir zu dienen. Viele von ihnen überschätzen mich, andere wünschen, daß ich sterbe. Herr, vergieb ihnen allen und, wie du mich auch richten wirst, wende ihnen deinen Segen zu. Verleihe ihnen Einmütigkeit, Festigkeit und Liebe unter einander. Gieb ihnen deinen Schutz, führe die Reformation durch und mache den Namen Christi glorreich in der Welt. Lehre die, welche zu viel an der Weltlichkeit hängen, auf dich vertrauen. Vergieb denen, welche die Armen unterdrücken, denn sie sind auch dein Volk. Verzeihe die Kürze dieses Gebets um Jesu willen und schenke mir Ruhe, wenn es dein Wille ist! Amen.“

So betete er, den Zeugnissen nach, in der Nacht vom 30. zum 31. August, da ein verheerendes Sturmwetter über Stadt und Land hinbrauste. Noch vor seinem Ende hörte man ihn sagen: „Ich würde gerne länger leben, Gott und seinem Volk zu dienen; aber mein Leben ist zu Ende. Gott wird mit seinem Volke sein.“

In diesen Gebeten erweist es sich klar, wie in Oliver Cromwell der Bund zwischen Religion und Revolution ein persönlicher, leibhaftiger geworden ist. Darin lag sein Ruhmestitel, aber auch seine Schwäche und Schuld. Ein Kind der Revolution, ist er in Verfolgung seiner Zwecke und Ziele an der Revolution gescheitert. Die Phantasie des Volkes hat in dem Sturm, der vor seinem Tode England durchtobte, gleichsam die Boten des Höllenfürsten gesehen, der den mit Blutschuld belasteten Königsmörder hinabholte, und keineswegs die Rosse und Wagen Israels, die den Mann Gottes zum Throne des Herrn Zebaoth heimführten, wie viele Puritaner den Heimgang ihres sieghaften Glaubenshelden deuten mochten. Das ist das Tragische im Wirken und Streben dieser leibhaftigen Verkörperung der ersten englischen Revolution, daß es ihm trotz redlichsten Willens nicht gelungen ist, die Kluft zwischen Regierung und Parlament zu überbrücken und den Abgrund der Revolution zu schließen, ja daß an diesem titanischen Ringen nicht nur seine Kraft, sondern auch sein Herz gebrochen ist. Er starb am Jahrestag seiner Siege von Dunbar und Worcester, am 3. September 1658. Der Mann, der, wenn auch nur aus Klugheit, eine Königskrone ausgeschlagen hatte, ward mit königlichen Ehren in der Kapelle von Westminster beigesetzt. Die kurz darauf hereinbrechende Reaktion hat noch am Toten Rache geübt; denn am 30. Januar 1661 ließ Karl II. die Leichname Oliver Cromwells, Bradshaws und Iretons aus ihren Gräbern reißen und zu Tyburn am Galgen aufhängen, am Abend herabnehmen und enthaupten, die Gliedmaßen unter dem Galgen verscharren, endlich ihre Häupter auf hohe Stangen vor Westminsterhall aufstecken — ihm selbst und den Royalisten, die nichts verlernt, nichts gelernt hatten, zu einem schaurigen Zeugnis, daß die Revolution von unten abermals durch die Revolution von oben abgelöst worden sei, um kurz darauf mit ihrem edleren Gehalt über die Stuartsche Gewaltherrschaft für immer obzusiegen.

„Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück!

Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen ſteigt herauf,
Ein Gott iſt's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltſam iſt ihr Lauf!" (Uhland.)

Quellen:

Mac Aulay, History of England;
Gottſchall, Der neue Plutarch: R. Pauli, O. Cromwell
M. Broſch, O. Cromwell;
F. Hoenig, O. Cromwell;
Th. Carlyle, Letters and speeches of Oliver Cromwell u. a.

Drittes Buch.

Die französische Revolution in ihrem Verhältnis zur Religion.

Erstes Kapitel.

Der tiers état und das Freidenkertum.

„Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben, es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt."

(Goethe, Hermann und Dorothea.)

Die so folgenreiche Revolution des 18. Jahrhunderts, deren Haupt-Schauplatz das schöne Frankreich bildete, trägt sowohl einen politisch-sozialen, als einen kirchlich-religiösen Charakter. Letzterer tritt, dem oberflächlichen und verweltlichten Sinne dieses mehr romanokeltischen, als fränkisch-germanischen Volkes gemäß, weit hinter den ersteren zurück. Der Umsturz der monarchischen und feudalen Staats- und Gesellschaftsordnung in Frankreich war das Werk einer breiten Bevölkerungsschichte, des Bürgerstandes. Dieser drängte sich als der tiers état, der dritte Stand, neben die beiden ersten, bevorrechteten Stände, den Adel und die Geistlichkeit. Er erkämpfte sich seinen Platz neben denselben, ja wußte sich durch Geist und Entschlossenheit die erste Stelle zu erringen, indem er auf seinem blutbefleckten Weg Adel und Geistlichkeit zu Boden schmetterte und das Königtum samt dessen Trägern vernichtete.

Was die französische Revolution in religiös-kirchlicher Hinsicht angestrebt und geleistet hat, ist das Werk einer verschwindenden Minderheit, die nie oder doch höchst selten die gesamte Nation hinter sich gehabt hat. — Immerhin aber ist ein innerer Zusammenhang zwischen jenen politischen und den religiösen Bestrebungen zu erkennen. Einmal sind es dieselben Persönlichkeiten die auf beiden Gebieten das große Wort führten; sodann tritt es unverkennbar hervor, daß die Volksführer der beiden Lager, bald mehr bald weniger, vom Geiste Rousseaus, Voltaires und der Encyclopädisten beherrscht waren. Sie vertraten alle Stufen religiöser und moralischer Weltanschauung vom abgeblaßten Gottesglauben bis zur unumwundenen Gottesleugnung und zur Vergötterung des Stoffes und der Welt, während sie nach der sittlichen Seite hin vielfach angesteckt erschienen von der moralischen Fäulnis, welche seit den Tagen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. die oberen Schichten der Bevölkerung, die „Gesellschaft" par excellence, für das Gericht reif gemacht hatte.

Autorität und Pietät waren von den philosophischen und publizistischen Schriftstellern des Zeitalters Louis quinze ebenso untergraben worden, als die Grundpfeiler der Moral von den Lebemännern und den emancipierten galanten Damen des Hofs und der Salons. Graf Mirabeau und „Philippe Egalité," der Herzog von Orléans, wußten davon zu erzählen.

Wenn die französische Revolution mit der öffentlichen „Erklärung der Menschenrechte" und mit der begeisterten Verkündigung der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," begann, so hat sie damit nicht nur politisch-soziale Grundbegriffe, sondern wesentlich sittlich-religiöse Tugenden proklamiert. Dafür spricht schon der Ursprung der „Erklärung der Menschenrechte," die aus der Verfassung der nordamerikanischen Union herübergenommen, daher von dem religiös-ernsten und bürgerlich-freien Geiste des neu-englischen Puritanismus eingegeben und durchdrungen ist.

Es war zunächst ein Verhältnis des Wohlwollens, in das sich die französische Revolution auf Antrag des Bischofs

Talleyrand von Autun zur Kirche als der einzigen anerkannten Vertreterin der Religion setzte. Nur eine Reform der Kirche, die wahrlich nicht zum Schaden der Religion ausgeschlagen wäre, hat die Nationalversammlung im Auge gehabt, als sie im November 1789 das Kirchengut für Staatseigentum erklärte und die Sorge für die Geistlichen, den Kultus und das Armenwesen der Staatsregierung zuwies. Bald darauf wurden die Klöster und die geistlichen Orden aufgehoben, und die Bistümer neu verteilt und geordnet. Die Wahl der Geistlichen sollte fortan den Gemeinden zustehen. Vor allem wurde feierlich der Grundsatz der Religionsfreiheit ausgesprochen und im Zusammenhang damit die Civilehe eingeführt. Ferner sollten alle Priester auf die Verfassung beeidigt werden. Aber nur etwa der dritte Teil derselben, der edle Bischof Grégoire von Blois an der Spitze, leistete diesen Eid. Es waren Männer, die in der Sache der Revolution zugleich die Sache der Humanität und Menschenliebe suchten.

Wenn auch das Schicksal der eidweigernden Priester innige Teilnahme einflößte, so war doch die große Mehrheit der Franzosen mit diesen Beschlüssen einverstanden und bedauerte es keineswegs, daß damit das Vorrecht der römischkatholischen Lehre, als Staatsreligion zu gelten, aufgehoben und der Einfluß des päpstlichen Stuhls auf die Staatsverwaltung abgeschnitten sei. Erst als die un- und widerkirchliche Gesinnung des Nationalkonvents im Jahre 1792 in seinem Verhalten zum Fronleichnamsfest zu Tage trat, wandte sich die Masse des Volkes, das die Religiosität mit gewissenhafter Beobachtung äußerer Bräuche verwechselte, enrüstet von seinen politischen Vertretern ab. Pétion, der demokratische Maire von Paris, und Manuel, der jakobinische Gemeindeprokurator, boten alles auf, um die öffentliche Feier jenes Festes zu hintertreiben; das nahm die Menge für die Äußerung eines entschieden ungläubigen und widerchristlichen Sinnes. Selbst Sansculotten haben damals Pétion, den sie sonst wie einen Abgott verehrten, mit Steinwürfen empfangen und Manuels

Leben bedroht, weil dieſelben das Arbeiten an dieſem Tage geſtatten wollten. Der Konvent trug dieſer Volksſtimmung Rechnung, indem er an jenem Tage ſeine Sitzungen unterbrach. Die Revolution ſuchte den Segen der Religion noch bei dem feierlichen Verbrüderungsfeſte, das am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde begangen wurde. Damals trat der Biſchof von Autun an der Spitze von 300 weißgekleideten, mit dreifarbigen Schärpen geſchmückten Prieſtern zum Altar des Vaterlands, der inmitten des rieſigen Platzes errichtet war, um hier die Fahnen der neugeſchaffenen 83 Departements zu weihen. Damals ſchwuren General Lafayette namens der Nationalgarde, der Präſident der Nationalverſammlung und der König der Verfaſſung Treue, ja die Hunderttauſende von Zuſchauern ſprachen den Bürgereid mit erhobenen Händen nach. Das waren noch ſchöne Tage; man glaubte das goldene Zeitalter im Anzug, und deutſche Kosmopoliten ſchwärmten begeiſtert für die tonangebende franzöſiſche Revolution. Damals mögen auch manche gehofft haben, die franzöſiſche Revolution würde das gewaltſam abgebrochene Werk der franzöſiſchen Reformation wieder aufnehmen und in beſonnener Reform zu Ende führen. Jetzt war dem Volke, das ſich noch kurz zuvor ſamt ſeinen Herrſchern ſo ſchwer am Evangelium und an den Evangeliſchen verſündigt hatte, Gelegenheit geboten, das Verſäumte nachzuholen, ſeine Fehler gut zu machen und ſich den Segen einer chriſtlichen Religioſität zu ſichern. Jedoch ein großer Teil der Mitglieder der gebildeten Stände war in gänzlichen Unglauben verſunken, die große Menge in den Feſſeln des Aberglaubens und eines äußerlichen Cermoniendienſtes feſtgehalten. Leider hat alſo dieſes Volk auch in dieſer großen Zeit nicht bedacht, was zu ſeinem Frieden diene, und hat den Friedenspfad zur Geiſtesreligion, zur Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit nicht geſucht oder doch nicht gefunden. Es klammerte ſich nur um ſo krampfhafter an die äußeren Formen der Religion an, je feindſeliger die gebietenden Freidenker dagegen auftraten. Dabei iſt freilich nicht zu unterſcheiden, wie weit auf

beiden Seiten, bei Angriff und Verteidigung, die Grenzlinie zwischen Religion und Kirche, zwischen Gottesglaube und Gottesdienst mit Bewußtsein festgehalten worden ist.

Was beabsichtigte zum Beispiel die Nationalversammlung mit jenem Beschluß, der die Sonn- und Feiertage aufhob und über die nichtbeeidigten Priester eine blutige Verfolgung verhängte? War die Triebfeder der Unwille über kirchliche Mißbräuche oder Widerwille gegen die Religion selbst, kraft deren Tage, Orte und Personen geheiligt erschienen? Sei dem, wie ihm wolle, was von der Mitte des Jahres 1792 an auf diesem Gebiete geschah, das waren Zeichen und Thaten jenes Freidenkertums, das wirklich aus Haß wider die christliche Religion gehandelt, zum Beispiel im Jakobinerklub in wütenden Ausbrüchen seine wahre Gesinnung verraten hat. Die schöne Zeit eines wohlwollenden Verhältnisses der Revolution zur Religion, wo man schonend bessern, aus den Äußerlichkeiten der frommen Sitte in das Herzensheiligtum einer innerlichen Geistesreligion führen wollte, diese Zeit war vorüber. Es wurde immer offenkundiger, daß die Freidenker wissentlich und geflissentlich darauf ausgingen, die Religion, nicht bloß die Kirche zu unterdrücken und das Volk zu entchristlichen, gehorsam der Mahnung aus Voltaireschen Kreisen: Ecrasez l'infame!

Zweites Kapitel.

Der Kultus der Vernunft.

„Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde".

Der Nationalkonvent hatte, berichtet A. Thiers, die widerspenstigen Priester zur Deportation verurteilt. Die Erregung wider dieselben steigerte sich von Tag zu Tag, und man fragte

ſich, warum man allen alten monarchiſchen Aberglauben abſchaffe, dagegen ein Schattenbild von Religion beſtehen laſſe, an das faſt niemand mehr glaube, und das in ſchneidendſtem Widerſpruch ſtehe zu den neuen Einrichtungen und Sitten des republikaniſchen Frankreichs. Bereits hatte man Geſetze verlangt zum Schutz der verheirateten Prieſter wider Ortsbehörden, die ſie abſetzen wollten. Der Konvent ſchien letztere durch ſein Schweigen zu begünſtigen; im übrigen verhielt er ſich zurückhaltend, z. B. gegen Anträge auf Einziehung ſämtlicher Prieſtergehalte, weil er den Teil der Bevölkerung, der noch an der katholiſchen Religion hing, nicht verſtimmen wollte. Der Pariſer Gemeinderat (la commune) dagegen zeigte ſich weniger bedenklich und beeilte ſich, zuerſt das Beiſpiel der Abſchwörung des katholiſchen Glaubens zu geben. Die Mitglieder dieſer Behörde, wie die Jakobiner, waren bis zum Atheismus, zur förmlichen Gottesleugnung fortgeſchritten. Es war einer von der Kommune, ein Schulmeiſter von Nevers, Pierre Gaspard Chaumette, genannt Anaxagoras, dem der zweifelhafte Ruhm gebührt, den Kultus der Vernunft als Erſatz für den kirchlichen Glauben in Paris auf die Bahn gebracht zu haben. Nachdem er dort eine Zeitlang als Schreiber gedient und ſich als wütender Revolutionsredner hervorgethan hatte, ward er zum Prokurator der Pariſer Gemeinde ernannt. Vorſichtig trat er zuerſt mit ſeinen Anſichten hervor: die kirchlichen Feſttage ſollten bleiben, aber in Feſte der Vernunft, der Freiheit, Gerechtigkeit, Tugend u. ſ. w. umgewandelt werden. Um dieſe Feſte anziehend zu geſtalten, gedachte er, der die theatraliſchen Neigungen ſeiner Landsleute kannte, an dieſen Feſttagen Schauſpiele aufführen zu laſſen, deren Erträgniſſe zum Beſten der Armen verwendet werden ſollten. Er war übrigens kein gemeiner, niedriger Charakter, wie ſein Genoſſe Hébert; er eiferte für Sittlichkeit, Arbeitſamkeit, patriotiſche Tugenden und für die Vernunft, ohne doch je in ſeinen Reden Gott zu nennen. Er zog heftig los gegen die Räubereien, die an der Tagesordnung waren, gegen die Weiber, die ihre Haushaltung verließen und ſich in politiſche Händel miſchten,

bewirkte die Errichtung öffentlicher Arbeiterwerkstätten, um die Armen zu beschäftigen, und donnerte gegen die Duldung der Freudenmädchen, die, wie er behauptete, nicht in eine Republik, sondern nur in monarchische und katholische Länder gehörten. Er veranlaßte ferner einen Beschluß des Gemeinderats, wonach kein Priester irgend eines Bekenntnisses seine Obliegenheiten außerhalb seiner Kirche verrichten dürfe, und bei Leichenbegängnissen nur Freunde und Verwandte den Sarg begleiten sollten. Alle religiösen Sinnbilder auf den Kirchhöfen wurden entfernt und durch Bildsäulen des Genius mit der umgestürzten Fackel ersetzt. Gleichfalls auf den Antrag des Chaumette wurde der Verkauf aller „Gaukeleien", wie heiliger Schweißtücher, Veronikatücher, Ecce Homo, Kreuze, Agnus Dei und von Hörnern und Ringen des heiligen Hubert verboten, ebenso der von Pulvern, Heilwässern und andern gefälschten Arzneimitteln. Alle an Straßenecken befindlichen Madonnabilder wurden durch die Büsten von Marat und Lepelletier ersetzt.

Seine Verbündeten waren Hébert und Anacharsis Cloots. — Jacques René Hébert, zu Alençon geboren, kam jung nach Paris, wo er sich nur kümmerlich in untergeordneten Stellungen durchzubringen vermochte, bis ihn die Revolution auf den Plan rief. Er wurde Redakteur des von den Jakobinern gegründeten Volksblatts „Le père Duchesne" und stachelte darin mit frechster und gemeinster Sprache die Leidenschaften der Menge auf. Im August 1792 wurde er Gemeinderat und Generalprokurator der Kommune. — Der reiche preußische Baron Jean Baptiste du Val de Grace Cloots war auf Schloß Hendenthal bei Cleve geboren und in Paris erzogen worden. Er durchreiste viele Länder und wünschte alle Völker in Eine Familie zu vereinigen.

Am 19. Juni 1790 erschien er an der Spitze einer Deputation aus allen Völkern vor dem Nationalkonvent, dankte als „Sprecher des Menschengeschlechts" und forderte denselben auf, die Grundsätze der Revolution unter allen Völkern zu verbreiten. Seinem religiösen Bekenntnisse nach bezeichnete er sich als einen

Atheisten und persönlichen Feind Jesu. Als Jakobiner und Mitglied des Nationalkonvents predigte Anacharsis Cloots, wie er sich in dieser Stellung nannte, die Religion sei das Haupthindernis der menschlichen Glückseligkeit, es gebe keinen Herrn außer dem Menschengeschlecht und dem peuple-Dieu, und keinen Gott außer der Natur. Er schwärmte für eine Universalrepublik. In dieser werde es, so verhieß er, wenige Amtszimmer und Steuern und keinen Henker mehr geben; an die Stelle des allgemeinen Mißtrauens werde das allgemeine Vertrauen treten. Neben diesem gallisiertem deutschen Baron hat sich damals auch eine schöne Lütticherin, Théroigne de Méricourt, eine der ersten „Emanzipierten" aus adeligen Kreisen, durch überspanntes und tolles Treiben berüchtigt gemacht.

Den kirchenfeindlichen Bestrebungen dieser Leute kam besonders die Einführung des republikanischen Kalenders zu statten, der mit dem 22. September 1792 als dem Anfang der republikanischen Zeitrechnung (zugleich der Tag- und Nachtgleiche des Herbstes) begann. Das Jahr war in 12 Monate zu 30 Tagen oder 3 Dekaden zu je 10 Tagen geteilt. Die 5 Schalttage am Schluß des Jahres, die jours sansculottides, sowie der letzte Tag eines Schaltjahrs, wurden für Feste vorbehalten, an denen das Genie, die Tugend, die Arbeit, die Meinung, die Belohnungen und die Revolution gefeiert werden sollten. Die Monatsnamen lauteten: für das Frühjahr: Germinal (Keim-), Floréal (Blumen-), Prairial (Wiesenmonat); für den Sommer: Messidor (Ernte-), Thermidor (Wärme-), Fructidor (Frucht-, Obstmonat); für den Herbst: Vendémiaire (Wein-), Brumaire (Nebel-), Frimaire (Frost- und Reifmonat); für den Winter: Nivôse (Schnee-), Pluviôse (Regen-), Ventôse (Windmonat). Diese Jahreseinteilung, der echtdeutschen in: Schneemond, Hornung, Lenz, Wind-, Wonne-, Brach-, Heu-, Ernte-, Herbst-, Wein-, Wind- und Wintermond entsprechend, verdient gleich letzterer den Vorzug vor unserem sinnlosen römischen Kalender mit seinen vielfach nichtssagenden Namen. Aber freilich, der Hauptzweck, dem

jener Kalender dienen sollte, war ein wesentlich antikirchlicher, wenn nicht antichristlicher; denn es sollten dadurch die Sonn- und Festtage entbehrlich gemacht und die Dekadenhaupttage an deren Stelle gesetzt werden. Den Kaufleuten wurde verboten, an den bisherigen Sonntagen ihre Läden zu schließen.

Die Umsturzpläne der widerchristlichen Partei und deren begeisterte Aufnahme im Konvent wie im Jakobinerklub flößten der Pariser Priesterschaft entweder Schrecken ein oder rissen dieselbe mit ihrer dämonischen Ansteckungskraft zum Anschlusse fort. Am 7. November 1792 erschien der Pariser Erzbischof Gobel mit einem Teil seiner Geistlichkeit vor dem Nationalkonvent. „Geboren als ein Mann aus dem Volk," begann er, „bin ich als Pfarrer in Pruntrut in die erste Nationalversammlung abgeordnet, hierauf zum Erzbischof von Paris erhoben worden, habe jedoch nie aufgehört, dem Volke gehorsam zu sein. Ich habe das vom Volk mir anvertraute Amt angenommen: heute lege ich es in seine Hände zurück. Ich bin Bischof geworden, als das Volk Bischöfe begehrte; heute will dasselbe keine mehr, darum höre ich auf es zu sein." Mit diesen Worten legte er Mitra, Kreuz und Ring ab. Seine Geistlichkeit erklärte ihre Übereinstimmung mit seinen Worten. So hatte Gobel nur sein Amt niedergelegt, nicht aber Priestertum und Katholizismus abgeschworen. Dazu schritten andere. „Ich bin," sprach der Pfarrer von Vaugirard, „aus den Vorurteilen erwacht, womit der Fanatismus mir Herz und Verstand getrübt hatte, daher lege ich mein Priesterdiplom nieder." Julien von Toulouse, ein protestantischer Pfarrer, verzichtete gleichfalls auf seinen geistlichen Charakter. Nur Bischof Grégoire wies die Aufforderung, diese Beispiele nachzuahmen, entschieden zurück und berief sich auf das Gesetz von der Kultusfreiheit. Anders die Sektionen (Gemeindebezirke) von Paris: ihre Vertreter wetteiferten in der Erklärung ihres Verzichtes auf alle Irrtümer des Aberglaubens; nur den Kultus der Vernunft erkannten sie noch an. Der Bezirk, der sich „der bewaffnete Mann" nannte, gab die Erklärung ab, er erkenne keinen andern Kultus an, als den

der Wahrheit und der Vernunft, keinen andern Fanatismus, als den der Freiheit und Gleichheit, kein anderes Dogma, als das der Bruderliebe und der seit dem 31. Mai 1793 erlassenen republikanischen Gesetze. Von fanatischen Worten schritt man zu fanatischen Thaten. Man ergriff Besitz von den Kirchengebäuden und Kirchenschätzen zu Paris und in der Provinz, da sie ja, wie man sagte, als öffentliche Gebäude den Gemeinden und dem Staate gehörten. Bald strömten eine Menge von kirchlichen Kostbarkeiten an den Schranken des Konvents zusammen.

Dem Kirchenraub gesellte sich die freche Verhöhnung des kirchlichen Wesens bei. Der Pöbel fand eine hohe Befriedigung in der Verspottung und Entweihung dessen, was er einst als heilig verehrt hatte. Leute, als Meßpriester verkleidet, tanzten unter Hallelujagesang die Carmagnole*) vor dem Konvent und hielten die lächerlichsten Reden. „Ihr Heiligen," rief eine Abordnung aus Saint-Denis, „ihr Werkzeuge der Glaubenswut, werdet endlich Patrioten, erhebet euch in Masse und dienet dem Vaterland, indem ihr euch in der Münze einschmelzen lasset, und schaffet uns die Seligkeit, die ihr uns drüben zugedacht habt, schon in dieser Welt!" Weiter ließ man nichts unversucht, um die kirchentreuen Priester zum Abfall zu verleiten. Man verhieß z. B. den Bischöfen, Pfarrern und Vikaren lebenslängliche Ruhegehalte, wenn sie ihre Ämter niederlegen und dem Priestercharakter entsagen wollten. Die Pariser Kommune verfügte die Schließung aller kirchlichen Gebäude; viele Gemeindebehörden der Provinz ahmten, ei es freiwillig oder eingeschüchtert, dieses Beispiel nach. Mit Hämmern und Äxten zertrümmerte man die Altäre, die Weihkessel und Standbilder der Heiligen, und zerschnitt oder verbrannte die kostbaren Gemälde. Seitdem dienten die meisten Kirchen, in Paris wenigstens, nur noch als Vorratshäuser und Magazine. Da Chaumette das Bedürfnis des menschlichen Gemütes, irgend einen

*) Ein mit Tanz verbundenes Revolutionslied, ursprünglich gegen die Königin Marie Antoinette gerichtet.

Gegenstand zur Verehrung zu haben, nicht verkannte, so bot er demselben die Vernunft als einen solchen der Verehrung würdigen Gegenstand dar. Auf seinen Antrag wurde vom Konvent die Metropolitankirche von Notre-Dame in einen „Tempel der Vernunft" umgewandelt und für alle Dekadenhaupttage ein Vernunftfest eingesetzt. Da sollten der Maire, die Gemeindebeamten und die Staatsdiener in den Tempel der Vernunft ziehen, daselbst die „Erklärung der Menschenrechte" und die Verfassungsurkunde verlesen, die Nachrichten vom Kriegsschauplatze erläutern und über hervorragende Leistungen berichten. Wie zu Venedig „Anzeigeschalter" bestanden, so wurden in Paris am Vernunfttempel „Wahrheitsmündungen" (bouches de vérité) angebracht, um Ratschläge, Warnungen und Beschwerden aufzunehmen, welche geeignet wären, das öffentliche Wohl zu fördern. Am Dekadenfest wurden diese Schalter eröffnet und die darin befindlichen Zettel vorgelesen. Hierauf sprach ein Redner über irgend einen Gegenstand der Moral; daran schloß sich die Aufführung von Musikstücken und das Absingen von Lobliedern auf die Republik. Im Tempel waren zwei Emporen angebracht: die eine für Greise, die andere für schwangere Frauen, mit der Inschrift: „Achtung dem Alter!" „Achtung und Hilfe den schwangeren Frauen!"

Das erste Fest der Vernunft wurde unter großem Pomp am 20. Brumaire (10. November) 1793 gefeiert. Alle Sektionen samt den Behörden nahmen daran teil. Eine schöne junge Frau, die Gattin des jakobinischen Buchdruckers Momoro, stellte die Göttin der Vernunft dar. Sie war in ein weißes Gewand gehüllt; ein himmelblauer Mantel flatterte um ihre Schultern; ihre aufgelösten langen Haare bedeckte die (Jakobiner-) Mütze der Freiheit. Sie saß auf einem griechischen Stuhl, den Epheuranken umschlangen, und wurde von vier Bürgern getragen. Junge, weißgekleidete und mit Rosen geschmückte Mädchen schritten dieser Göttin teils voran, teils nach. Nun folgten die Brustbilder des Lepelletier und des Marat, Musikanten, Truppen und alle Sektionen in Waffen. Im Tempel wurden Reden gehalten und Lob-

gesänge angestimmt. Hierauf zog man in den Konvent, wo Chaumette sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Gesetzgeber, der Fanatismus ist der Vernunft gewichen! Heute ist eine zahllose Menge zu jenen gotischen Hallen gewallt, die nun zum erstenmal die Stimme der Wahrheit vernommen haben. Dort haben die Franzosen den einzig wahren Gottesdienst gefeiert, den der Freiheit, der Vernunft. Da haben wir unsere Wünsche dargebracht für das Waffenglück der Republik. Dort haben wir seelenlose Götzenbilder für die Vernunft ausgetauscht, für dieses lebensvolle Bildnis, das Meisterwerk der Natur." Bei diesen Worten deutete er auf die lebende Göttin der Vernunft hin. Diese steigt herab von ihrem Sitz, tritt auf den Präsidenten zu, der ihr den Bruderkuß erteilt unter stürmischem Beifalljauchzen der Menge, die in den Ruf ausbricht: „Es lebe die Republik! Es lebe die Vernunft! Nieder mit dem Fanatismus!" Der Konvent wird mit fortgerissen und folgt dem Festzuge, der wieder in den Tempel der Vernunft zurückkehrt, und singt dort ein patriotisches Lied. So endete dieser theatralische Kultus, der die Leichtfertigkeit, Frivolität und herzlose Oberflächlichkeit des gallischen Wesens in seiner ganzen Blöße enthüllte.

Schon am 25. Dezember 1793 richtete der mit der Pariser Kommune engverbundene Jakobinerklub eine Aufforderung an die Unterrichtskommission des Konvents, des Inhalts, daß in allen größeren Städten Schauspiele nach Art der alten griechischen veranstaltet und zu diesem Behuf in den mehr als 4000 Einwohner zählenden Städten Schauspielsäle eingerichtet werden sollten, wo durch Schüler und andere Personen republikanische Stücke aufgeführt würden. Am passendsten erscheine es, die leerstehenden Kirchen als Schauspielsäle zu verwenden, wo das Volk befähigt würde, die „Affenpossen" der Priester zu vergessen und seine Sitten umzugestalten.

Charakteristisch dünkt uns das Urteil, welches der Geschichtschreiber der Revolution, A. Thiers, über diese Vorgänge fällt — charakteristisch nicht weniger für den urteilenden Franzosen selbst

als für seine von ihm beurteilten Landsleute. Er sagt: „Mit Ekel sicherlich blickt man auf solche andachtslosen, unaufrichtigen Szenen, wo ein Volk seinen Kultus änderte, den es weder vorher verstanden hatte noch auch jetzt verstand. Wann aber ist ein Volk fähig, die Dogmen zu begreifen, die man ihm zum Glauben giebt? Was braucht es für gewöhnlich? Große Ansammlungen, die seinen Vereinigungstrieb befriedigen, sinnbildliche Schaustücke, worin man ihm unaufhörlich den Gedanken an eine höhere Geistesmacht ans Herz legt, endlich Feste, an denen man jenen Menschen seine Huldigungen darbringt, die dem Guten, Schönen und Großen am nächsten gekommen sind, kurz: Tempel, Ceremonien und Heilige. Hier hatte es Tempel, hatte die Vernunft, hatte Marat und Lepelletier. Es konnte sich versammeln, betete eine geheimnisvolle Macht an und feierte das Gedächtnis zweier Menschen.“ Wenn Thiers, der berühmte Gelehrte und Staatsmann, den deutschen Katholizismus oder vollends den deutschen Protestantismus gekannt hätte, so würde er von den religiösen Bedürfnissen des Volks nicht so niedrig gedacht haben. Wahrlich, selbst die Veranstalter der fête de la raison haben besser als er vom Volksgemüte geurteilt, da sie den gedankenlosen Ceremoniendienst als des Volkes unwürdig verdammten!

Freilich auch die Männer der Kommune haben demselben Steine für Brot geboten: einen krassen Materialismus, wie denselben früher etwa Baron Holbach und seine Geistesverwandten gepredigt hatten.

Drittes Kapitel.

Marat.

„Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut. (Uhland.)

Wenn der Pariser Kommune gedacht werden mußte als der Vertreterin des religions- und kirchenfeindlichen Atheismus und

des weltvergötternden Materialismus, so dürfen wir auch ihres geistesverwandten Vorkämpfers, des Volks- oder vielmehr Pöbeltribunen Marat, nicht vergessen. Dieser Revolutionsheld hat auch der Sache der Religion unsäglichen Schaden zugefügt.

Jean Paul Marat, geboren am 24. Mai 1744 zu Boudry, Kanton Neuchâtel, war erst Sprachlehrer in Edinburgh, als welcher er sich in eine litterarische Fehde mit Voltaire einließ, dann Arzt geworden. Er diente dem Grafen Artois in der Eigenschaft eines Stallarztes, als die Revolution ausbrach. Mit glühender Leidenschaft warf er sich in die wilden Wogen derselben und machte sich bald in seiner Sektion bemerklich. Schwerlich macht das Äußere irgend eines jener Schreckensmänner einen abstoßenderen Eindruck auf den Beschauer als dasjenige dieses Journalisten, wie es uns in zahlreichen Abbildungen erhalten ist; es ist eine wahre Verbrecherphysiognomie. Er war von mittlerer Größe, hatte einen großen Kopf, scharfe Züge, eine fahle Gesichtsfarbe, einen unheimlich stechenden Blick, dabei ein höchst vernachlässigtes Äußere. Seine Stimme klang hart, um so härter, als die Worte, die er hervorstieß, stets einen rohen, unmenschlichen Sinn verrieten. In seinen öffentlichen Reden wie in seinem Hetzblatt „Der Volksfreund“ hatte er einen und denselben Refrain: „Man muß etliche tausend Köpfe abschlagen und alle Aristokraten ausrotten, denn sie machen die Freiheit unmöglich.“ Oft wurden Haftbefehle gegen diesen Apostel des Mords erlassen, dann barg er sich an unterirdischen Stätten. Dies unstete Leben des Vogelfreien und wieder die Äußerungen des öffentlichen Abscheus vor seiner Blutgier erhitzten sein heftiges Temperament noch mehr und tilgten die letzten Spuren von Menschenliebe aus seiner erzumpanzerten Brust. Er forderte die Einsetzung eines Diktators, dem die schreckliche Aufgabe zufallen sollte, die Gesellschaft durch ununterbrochene Aderlässe zu reinigen und Todesurteile zu sprechen. Als den dazu Geeigneten hat er eine Zeitlang Robespierre empfohlen. In seinen Augen waren die Franzosen nur Stümper im Revolutionieren. „Gebt mir,“ rief er

einſt aus, „200 Neapolitaner, mit Dolch und Schildwulſt bewaffnet, ſo will ich mit ihnen Frankreich durchziehen und die Revolution machen.“ Die Ariſtokraten ſollten ſich, ſo verlangte er, durch ein weißes Band am Arme kenntlich machen und getötet werden dürfen, wenn ihrer drei beiſammen wären. Was verſtand dieſer Wüterich unter „Ariſtokraten“? Royaliſten, dann Parteigenoſſen der Feuillants und der Girondiſten, ſchließlich alle, die Wagen, Bediente, ſeidene Kleider beſäßen und aus den Schauſpielen kämen. Barbaroux, ſein Studiengenoſſe, beſuchte den Flüchtling einmal in ſeinem Verſteck und erklärte ihn für verrückt; über ſeine Reden entſetzt, verließ er ihn für immer. Marat blieb in Freiheit und läſterte als Dantons Helfershelfer in gemeinſter Sprache weiter, ja ward 1792 in den Pariſer Gemeinderat gewählt und wurde kurz darauf Mitglied der Bergpartei (der Montagnards) im Nationalkonvent, wo er ſich noch blutdürſtiger zeigte, als in ſeiner Zeitſchrift. Nach dem Sturz des Königtums forderte der raſende Pöbelheld die Ausrottung der Girondiſten, von denen er ſich verachtet fühlte. Er hat ſein grauſes Ziel erreicht: Die Erlaſſung des ſchrecklichen Geſetzes gegen die Verdächtigen (loi des suspects), die Vergewaltigung des Konvents durch Pöbel und Nationalgarde, die Ächtung und Vernichtung jener edeln, gebildeten und gemäßigten Republikaner von der Gironde — das war Marats Werk. Immer unheilvoller geſtaltete ſich das Treiben dieſes Wahnſinnigen. Da kam die Rache über ihn, nicht durch das ſchreckliche Fallbeil, unter dem ſo viele ſeiner Opfer verblutet hatten, ſondern durch die Hand einer — zarten Jungfrau. Dies war die junge, ſchöne, charaktervolle Charlotte Corday von Armans in der Normandie. Frühe hatte ſie ſich für die Revolution begeiſtert und hoffte gleich der berühmten Frau Roland und andern Frauen ihrer Zeit auf eine Republik, wo Geſetzlichkeit und alle Tugenden erblühen würden. Vor allem bewunderte ſie die Girondiſten; die Bergpartei ſchien ihr das einzige Hindernis der öffentlichen Wohlfahrt zu ſein. Die Tötung des Häuptlings der Anarchiſten

schien ihr ein hochverdienstliches Werk. Sie begab sich, übrigens ohne Einwilligung ihres Vaters, nach Paris. Marat war an einem heftigen Fieber erkrankt und hielt sich in seiner Wohnung, wo er einen Teil des Tags im Bade verbrachte. Eben schrieb er an einem Briefe, worin er die Generale Custine und Biron als Verräter bei dem Konvent anklagte. Da — es war am 13. Juli 1793 — ward ihm der Besuch eines Mädchens angekündigt. Er heißt sie hereinführen und befragt sie nach ihrer Heimat. Sie nennt ihm die Abgeordneten, die eben flüchtig in Caen weilen. Er notiert dieselben mit den Worten: „Es ist gut, die kommen alle unter die Guillotine!“ Da zieht die Jungfrau ein Messer hervor und stößt es ihm tief ins Herz. Während auf seinen Ruf Leute herbeistürzen, bleibt sie ruhig und heiter. — Marats Leiche wurde feierlich im Garten der Cordeliers beigesetzt. Seine Büste, mit derjenigen des früher gleichfalls ermordeten Lepelletier allenthalben verbreitet, war in allen Versammlungen und öffentlichen Lokalitäten zu sehen. „Zur gelegenen Zeit,“ sagt Thiers, „machte der Dolch eines Mädchens aus dem Apostel der Revolution einen Märtyrer und gab dem Volk wieder einen Heiligen, nachdem es der alten Heiligen überdrüssig geworden war.“ Der Konvent mußte dem Gemordeten die Ehren des Pantheons zuerkennen. — Im Verhör wurde seine Mörderin befragt, in welcher Absicht sie Marat getötet hätte. „Um den Unruhen in Frankreich ein Ende zu machen und meinem Vaterland den Frieden wieder zu geben.“ „Ich habe,“ setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, „einen Menschen getötet, um hunderttausend zu retten, einen Ruchlosen, um Unschuldige zu sichern, ein wildes Tier, um meinem Lande Ruhe zu verschaffen.“ Sie starb mit unerschütterlicher Heiterkeit, bescheidenem Mut und mit der frohen Überzeugung, ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Welch eine Zeit, wo harmlose Jungfrauen zum Mordstahl greifen, und wo dämonische, dem Abgrund entstiegene oder dem Irrenhaus entsprungene „Menschen der Sünde“ in den Augen

eines verblendeten Volkes zu Heiligen verklärt und der Ehren des Pantheons, ja einer Art von Apotheose würdig erachtet werden! Und da fand sich kein Gegengewicht in der Macht einer reinen, die Herzen veredelnden, die Geister aufklärenden Religion. Denn die Kirche hatte die religiöse Bildung des Volkes vernachlässigt und es an einen äußerlichen Ceremoniendienst gewöhnt, der nicht geeignet war, die Herzen fest zu machen und zu sichern gegen den entsetzlichen Sturm, der so lange gedroht hatte. Die Kirche und ihre Diener haben das büßen müssen, und nicht zum wenigsten durch die Züchtigung revolutionärer Geißeln, wie eine solche Marat in hohem Maße gewesen ist.

Viertes Kapitel.

Das Fest des höchsten Wesens und Robespierre.

„Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht." (Schiller.)

Wenn die Männer, die den Kultus der Vernunft aufgebracht hatten, aus dem Zuströmen der Menge zu dieser Art von Gottesdiensten auf wirkliche Teilnahme an denselben schlossen, so täuschten sie sich gewaltig. Es war nur die den Franzosen angeborene Freude an Schaustellungen und an rednerischem Ohrenschmaus, die Neugierde, was sie in die Tempel der Vernunft führte. Sowie der Reiz der Neuheit vorüber war, verödeten jene Tempel. In demselben Maße wuchs der Widerspruch gegen die Abschaffung des christlichen Gottesdienstes. Die Bürger der neu annektierten Republik Genf sprachen sich am 11. März 1794 in bedeutender Mehrzahl für Wiedereinführung desselben aus. Wenige Tage darauf bekannte der protestantische Pfarrer Brége, Abgesandter des Mömpelgarder Volksvereins an die Regierung, laut und unerschrocken vor dem Konvent: „Es ist unmöglich, in diesem Zustande zu verharren; das Volk muß eine Religion

haben!“ Und die Religion kam wieder zu Ehren, freilich nur in ihrer abgeblaßtesten Form: als Deismus, jene durch die Engländer Herbert von Cherbury, Thomas Hobbes, Ch. Blount und andere aufgebrachte Lehre, die nur „Gott, Vorsehung, Willensfreiheit, Tugend und Unsterblichkeit“ als Glaubensartikel einer „geläuterten“ Religion anerkannten, dagegen die Dogmen von der Dreieinigkeit, Erbsünde, Rechtfertigung, Auferstehung u. s. w. als der Vernunft zuwiderlaufend verwarfen.

Der Mann, der diesen Glauben in dem revolutionären Frankreich aufbrachte und zu einer Art von Staatsreligion erhob, mit dem Eifern um denselben aber zugleich die ihm bedrohlich gewordene Hébertistische Partei vernichtete, war Robespierre.

Maximilien Marie Isidore Robespierre war am 6. Mai 1758 zu Arras geboren und ließ sich nach Vollendung seiner Studien in dieser seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Beim Ausbruch der Revolution 1789 ward er in die Nationalversammlung abgeordnet, wo er sich alsbald dem Jakobinerklub anschloß. Der Ausdruck seines Angesichts verriet Neid, Tücke, Hochmut und Eitelkeit, Eigenschaften, die wohl sein ganzes Verhalten in erster Linie bestimmt haben. Seine maßlose Eitelkeit verriet schon die Ausstattung seines Arbeitszimmers mit einer Menge von Abbildungen seiner eigenen Person in Form von Gemälden, Zeichnungen und Skulpturen. Stets erklärte er sich gegen die ihm überlegenen Männer er suchte und wußte sie auch zu verderben, wenn ihr Geist und ihre Beliebtheit seinen Namen verdunkelte. Er verstand sich darauf, allzeit „des rasenden Pöbels Geschrei“ wie dessen Forderungen zu deuten und zu vertreten und damit gleichzeitig seine Eitelkeit zu befriedigen. Seine geistige Unbedeutendheit drängte ihn anfangs in den Hintergrund — ein Vorteil in Revolutionszeiten, wo hervorragende Persönlichkeiten sich so unglaublich schnell abnützen. Und da dieser ehrgeizige, unermüdliche Streber sich als eifrigen Patrioten aufzuspielen wußte, auch mit Recht oder Unrecht im Rufe der Unbestechlichkeit und der Sittenreinheit stand, so wurde er allmählich

in das Vordertreffen geschoben. Denn: „die beharrlich fortstrebende Mittelmäßigkeit vermag mehr als das nur stoßweise wirkende Genie."

Stützte sich doch dieser Mann, dem sein politischer Instinkt immer zur rechten Zeit verriet, welcher Richtung die nächste Zukunft gehöre, auf eine höchst zahlreiche fanatische Sekte, die er leitete und seit dem Ende der Verfassunggebenden vertrat. Diese behauptete in ihrem politischen Glaubensbekenntnis die unumschränkte Geltung des Contrat social (des „Gesellschaftsvertrags") von J. J. Rousseau, während sie ihren religiösen Glauben aus dem deistischen „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars" schöpfte.

Diese Partei, von Robespierre und seinem Genossen Saint-Just begünstigt, wollte eine Volksherrschaft herstellen „mit Beamten ohne Hochmut, Bürgern ohne Laster, Brüderlichkeit in den gegenseitigen Beziehungen, mit dem Kultus der Tugend, mit einfachen Sitten und sittenstrengen Charakteren." Die Stifter dieser Sekte überlegten nicht erst, ob ihr System ausführbar sei; sie hielten es für richtig und naturgemäß, und da sie die Macht in Händen hatten, suchten sie dasselbe gewaltsam durchzuführen. Es scheint, daß Robespierre selbst diese religiöse Schwärmerei für seine ehrgeizigen Pläne ausgebeutet hat.

Eine alte Wahrsagerin, namens Catherine Théot — man gab ihr den Ehrennamen einer „Prophetin" — kündigte das demnächstige Erscheinen eines Messias und Wiederherstellers (Messie restaurateur) an. Ihre Prophezeiungen und Versammlungen nannte man die Mysterien der Gottesmutter (les mystères de la Mère de Dieu). Jedenfalls haben die Feinde, wenn nicht auch die Freunde Robespierres diese Prophezeiung von dem „Messias-Wiederhersteller" auf Robespierre bezogen. Längst gab man ihm schuld, daß er nach der Diktatur strebe. Sicherlich haben ihn auch viele als den „tugendhaften Mann" bezeichnet, der Diktator von Frankreich werden sollte. Schon Marat hatte in seinem „Volksfreund" die Diktatur als das einzige

Rettungsmittel für die Sache der Freiheit empfohlen. — Wir haben also gesehen, welchen Rang die öffentliche Meinung und die Parteien Robespierre zuerkannten, und welche thatsächliche Macht dieser Glaube an seinen Einfluß in seine Hände legte. Wehe denen, die sein Mißfallen erregten! Wehe dem Stifter des neuen Kultus, Chaumette! Diesen haßte Robespierre schon, weil derselbe einen starken Anhang unter der Menge hatte, noch mehr wegen der Einführung des Vernunftkultus. Dieser wie die alte Religion schienen dem Diktator gleichermaßen Extreme, verwerfliche Ausartungen der Wahrheit zu sein. So wollte er denn einen neuen Kultus einführen, der zwischen jenen beiden die Mitte hielte, und so kam er auf den Gedanken, einen Kultus des höchsten Wesens (culte de l'Etre suprême) aufzubringen, und hoffte damit in den Augen der Menge, die ihn fast vergötterte, ebenso im Heiligenschein des Religionsstifters, als im Nimbus des Protektors der Republik zu prangen. Er wußte es dahin zu bringen, daß Chaumette, Hébert, Momoro, Cloots, Ronsin, Vincent, Gobel auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses verhaftet und durch das Revolutionsgericht zum Tode verurteilt wurden, ein Urteil, das am 17. April 1794 ausgeführt wurde. Überall äußerte sich die größte Befriedigung darüber, daß diese Religionsverächter, die durch ihre unsinnigen Maßregeln die Geister nur aufgeregt und verwirrt hätten, ihren verdienten Lohn erhielten. Sie waren als Ultrarevolutionäre verurteilt worden zu gleicher Zeit, wo Danton, Desmoulins und andere geistvolle Gegner der Jakobiner teils als Korrupte (Verderbte), teils als Gemäßigte das Schafott besteigen mußten. Nun hatten Robespierre und seine Genossen den Boden genügend gesäubert, um darauf ihr neues Gebäude aufzuführen. Sie, die alles niedergeworfeu und zerstört hatten, hielten doch ehrfurchtsvoll inne vor zwei Ideen: Sittlichkeit und Gott. „Hatten auch nicht alle den Glauben," bemerkt A. Thiers, „so fühlten doch alle die Notwendigkeit, unter den Menschen die Ordnung aufrecht zu erhalten und zu diesem Zwecke im Weltganzen eine allgemeine, intelligente Ordnung anzuerkennen.

Im Namen des Wohlfahrtsausschusses stellte denn Robespierre am 18. Floréal (7. Mai) 1794 den Antrag auf Einführung der Dekadenfeier und der Kultusfreiheit und leitete denselben mit einer denkwürdigen Rede ein. „Die Republik," begann er, „ist die Tugend, ihre Gegner sind nur Menschen des Lasters, Söldlinge der Könige: die Anarchisten, die Verderbten und die Atheisten. Die Vertreter der Nation müssen als Gesetzgeber den Atheismus verfolgen und den Deismus (Gottesglauben) öffentlich bekennen. Die Gedanken „höchstes Wesen und Unsterblichkeit der Seele" bilden einen beständigen Ruf zur Gerechtigkeit; darum sind dieselben für Gesellschaft und Republik höchst förderlich. Wer hat dir, du Ungläubiger, den Auftrag gegeben, dem Volke zu verkündigen, es gebe keine Gottheit? Welchen Vorteil hast du davon, den Menschen glauben zu machen, nur eine blinde Macht leite seine Geschicke, sie treffe blindlings Verbrechen und Tugend mit gleichen Schlägen, und seine Seele sei nur ein leichter Hauch, der an der Grabespforte verwehe? Wird der Gedanke an seine Vernichtung dem Menschen reinere und erhabenere Empfindungen einflößen, als der an seine Unsterblichkeit, mehr Achtung vor seinesgleichen und vor sich selbst, mehr Opferwilligkeit für das Vaterland, mehr Verachtung für Tod und Sinnenlust? Vor der Unschuld auf dem Schafott erbleicht der Tyrann auf seinem Triumphwagen. Würde sie so mächtig wirken, wenn das Grab Unterdrücker und Unterdrückte gleich machte?" Im weiteren Verlauf seiner Rede wendete er sich gegen die Encyklopädisten, die den revolutionären Geist hatten großziehen helfen. „Diese Sekte," fuhr er fort, „ging in der Moral weit über die Abschaffung der religiösen Vorurteile hinaus und verbreitete eifrig die Lehre des Materialismus, der unter den Großen und unter den Schöngeistern vorherrschte, jene praktische Philosophie, welche die Selbstsucht zur Methode macht, das menschliche Gesellschaftsleben als einen Krieg der List, den Erfolg als den Maßstab für Gutes und Böses, die Rechtschaffenheit als eine Sache des Anstands und Geschmacks, die Welt als das Erbe gewandter Spitzbuben darstellt." Hierauf

preist er begeistert seinen Lieblingsphilosophen Rousseau, den „Lehrer des Menschengeschlechts," der „mit Begeisterung von der Gottheit sprach, in feurigen Zügen die Reize der Tugend malte und jene tröstlichen Glaubenssätze verteidigte, welche die Vernunft dem Menschenherzen als Stützen darbietet." — „Nicht für die Priester arbeitet die Regierung, wenn sie das Dogma vom höchsten Wesen laut verkündet; denn was haben Priester und Gott gemein? Die Priester sind für die Moral dasselbe, was die Quacksalber (charlatans) für die Medizin. Wie gewaltig unterscheidet sich der Gott der Natur von dem Gott der Priester! Nichts gleicht so sehr dem Atheismus als die Religionen, welche die Priester hervorgebracht haben. Sie haben einen Gott nach ihrem eigenen Bilde geschaffen: launisch, eifersüchtig, gierig, grausam, unversöhnlich; sie haben ihn in den Himmel wie in einen Palast gebannt und nur in die Welt gerufen, um zu ihrem Vorteil Zehnten, Reichtum, Ehren, Vergnügen und Macht zu erlangen. Der wahre Tempel des höchsten Wesens ist das Weltall, sein Dienst die Tugend, sein Fest der Freudenjubel eines unter seinen Augen versammelten Volkes, das die Bande der allgemeinen Bruderliebe aufs neue knüpft und ihm die Huldigung gefühlvoller, reiner Herzen darbringt."

Nun beantragte er das durch Zuruf sofort angenommene Dekret: „Artikel 1. Das französische Volk erkennt das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an. — Artikel 2. Es erkennt an, daß die würdigste Verehrung des höchsten Wesens die Ausübung der menschlichen Pflichten ist."

Weiter wurde die Einsetzung von Festen bestimmt, durch welche dem Menschen der Gedanke an die Gottheit und an die Würde seiner Natur zu Gemüt geführt werden sollte. Außer den Festen des 14. Juli, des 10. August, des 21. Januar und 31. Mai sollte die Republik noch an den Dekadentagen Feste feiern, und zwar dem höchsten Wesen, dem Menschengeschlecht, dem französischen Volk, den Wohlthätern der Menschheit, den Märtyrern der Freiheit, der Freiheit und Gleichheit, der Republik,

der Freiheit der Welt, der Vaterlandsliebe, dem Haß gegen Tyrannen und Verräter, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Züchtigkeit, dem Ruhm, der Freundschaft, der Mäßigkeit, dem Mut, der Ehrlichkeit, dem Heldenmut, der Uneigennützigkeit, dem Stoikersinn, der Liebe, der ehelichen Treue, der Vaterliebe, der Vaterzärtlichkeit, der Kindesliebe, der Kindheit, der Jugend, dem Mannes-, dem Greisenalter, dem Unglück, dem Ackerbau, dem Gewerbe, unseren Ahnen, der Nachkommenschaft (Nachwelt), dem Glück." In demselben Dekret wurde abermals die Kultusfreiheit proklamiert. — Auf den 20. Prairial (8. Juni) wurde eine großartige Festfeier bestimmt, deren Anordnung dem Historienmaler Jacques Louis David, einem eifrigen Anhänger Robespierres, übertragen wurde.

Hatte der Konvent schon nach der Hinrichtung der („atheistischen") Hébertisten und der („korrupten" oder „gemäßigten") Dantonisten zahlreiche Dankzuschriften erhalten, so wurden deren jetzt nach der Proklamierung des Glaubens an das höchste Wesen Legion. „Die seuchenartige Verbreitung der Ideen und Schlagwörter (La contagion des idées et des mots) erfolgt bei den Franzosen," sagt Thiers, „mit außerordentlicher Schnelligkeit. Bei einem rasch auffassenden und mitteilsamen Volk ist der Gedanke, der etliche Geister erfaßt, alsbald der Gedanke aller, das Wort im Munde weniger ist sofort in aller Munde."

In einer von der Maratsektion an die Bergpartei des Konvents erlassenen Adresse lautete die überschwengliche Lobpreisung also: „Wohlthätiger Berg, schirmender Sinai (Sinai protecteur), empfange unseren Dank und Glückwunsch für alle die erhabenen Dekrete, welche du zum Heil des Menschengeschlechts in die Welt wirfst. Aus deinem gärenden Schoß ist der heilsame (erlösende) Blitzstrahl gefahren, der den Atheismus zerschmettert und so allen wahren Republikanern die tröstlichen Gedanken verbürgt, unter den Augen des höchsten Wesens und in der Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele frei zu leben."

Fortan waren die Schlagwörter „Tugend" und „höchstes

Weſen“ in aller Munde. An den Vordergiebel der Tempel, wo man angeſchrieben hatte: „Der Vernunft“, ſchrieb man jetzt: „Dem höchſten Weſen.“ Die Reſte des gefeierten Rouſſeau wurden ins Pantheon verſetzt; ſeiner Witwe ward vom Konvent ein Jahresgehalt angewieſen. Mit jenen zwei Ideen war der Wohlfahrtsausſchuß auf den Gipfel der Macht gelangt.

Aber im Namen derſelben und anderer Moralſätze hatte er auch zahlloſe Morde begangen: im Namen der Freiheit und Gleichheit die „Royaliſten“ und „Ariſtokraten“, im Namen der Unteilbarkeit die „Girondiſten,“ im Namen der öffentlichen Wohlfahrt die „Gemäßigten,“ im Namen der Tugend und des höchſten Weſens die „Anarchiſten und Atheiſten,“ im Namen der Rechtſchaffenheit Chabot, Fabre-d'Eglantine, im Namen der Tugend und der Beſcheidenheit Danton hingeſchlachtet. Mit Blut befleckt, blieb triumphierend Robespierre übrig; aber an den Strömen Blut, die er vergoſſen, ſollte er ſelbſt erſticken und ſein heuchleriſches Phraſenwerk darin untergehen.

Gerade das Feſt, das den „Hohenprieſter“ des höchſten Weſens auf dem Gipfel ſeiner Macht und ſeines Anſehens zeigte, gab Anlaß zu ſeinem Sturze.

Die Häupter mit ſtolzen Federhüten bedeckt, die Hüften mit breiten, langflatternden dreifarbigen Schärpen umhüllt, erſchienen die Konventsmitglieder bei dem Feſtzug. Ihnen weit voran ſchritt Robespierre, einen prachtvollen Blumenſtrauß in der Hand, mit dem Ausdruck des Hochmuts und der befriedigten Eitelkeit in dem unheimlichen Angeſicht: Hochmut vor dem Fall! —

Am 9. Thermidor (27. Juli) erlag er nach furchtbarem Kampf im Konvent der Vereinigung aller der Mitglieder, die ſich durch ſeine maßloſe Eitelkeit verletzt wie durch ſeine Herrſchſucht und die von ihm geleitete Schreckensregierung bedroht ſahen. Am 10. Thermidor ſchon fiel ſein Haupt unter demſelben Fallbeil, unter dem durch ſeine Schuld Tauſende geblutet hatten. Wahrlich, die Toten reiten ſchnell!

Fünftes Kapitel.

Die Theophilanthropie und die Dekadenfeier.

„Der glaubt gut, der niemand Schaden thut."
(Lat. Handschr. a. d. 12. Jahrh.)

Mit dem Untergang Robespierres und der Partei der Terroristen (der Schreckensmänner) geriet der Kultus des höchsten Wesens ins Stocken. Zwar bemühten sich die Werkzeuge des Nationalkonvents aufs eifrigste, die Dekadenfeier im Gange zu erhalten. Man stattete die Lokale derselben aufs prächtigste aus, ließ durch die ersten Künstler von Paris erhebende Musikstücke aufführen und erfreute die Augen der Verehrer des höchsten Wesens durch künstlerische Darstellungen aller Art. Aber diese Bemühungen waren in der Hauptstadt ohne wesentlichen, in der Provinz ohne jeglichen Erfolg. Im Gegenteil, der Konvent wurde durch die sich immer lauter geltend machende öffentliche Meinung zu den verschiedenartigsten Einräumungen an dieselbe genötigt: so zur Umwandlung von vier Sansculottidentagen in gewöhnliche Werktage und zu abermaliger feierlicher Anerkennung und Bestätigung der Gewissens- und Religionsfreiheit. Dies geschah zu Anfang des Jahres 1795, freilich unter mancher lästigen Einschränkung. So wurde den religiösen Genossenschaften verboten, irgend welche Beiträge zur Bestreitung der Kultkosten zu erheben; auch wurden ihre gottesdienstlichen Versammlungen durch Polizeibeamte überwacht. So wagten denn kleinere Kreise anfangs nur in Privathäusern der Andacht zu pflegen, bis die Behörden sich unter dem Druck der allgemeinen Stimmung gezwungen sahen, etliche Kirchen zurückzugeben. Am 21. Juni, einem Sonntag, durften die Katholiken in der Pariser Kirche St.-Gervais zum erstenmal wieder einem von Priestern geleiteten Gottesdienste beiwohnen; es blieb ihnen ein unvergeßlicher Tag. Als die Priester daselbst den Gläubigen zum erstenmal die heilige Kom-

munion reichten, da versuchten es viele derselben, von den geweihten Hostien mehr als ein Stück zu genießen; denn um *jene* Zeit wütete eine Hungersnot in Paris, eine der vielen schlimmen Wirkungen der Revolution.

In der Provinz hatte man am althergebrachten kirchlichen Kultus festgehalten und sich der verfolgten unbeeidigten Priester thatkräftig angenommen, nicht zum wenigsten in den Landschaften Vendée und Bretagne. Dort wohnte ein schlichtes, seinen Feudalherren und Priestern treu ergebenes, kindlich-gläubiges Volk von Fischern, Schiffern, Hirten und Ackerleuten. Die grause Kunde von der Hinrichtung des Königs, das Verbot des christlich-kirchlichen Gottesdienstes und anderes erregte diese einfachen Kinder der Natur aufs heftigste, und unter der Führung ihrer Edelleute, die in patriarchalischer Einfalt mit und unter ihnen lebten, erhoben sie sich mit gewaffneter Hand zum Kampfe für ihre Herren und ihre Religion wider die Revolution. Aber der wilden Tapferkeit der Sansculotten und ihrer kriegserfahrenen Führer, die mit barbarischer Grausamkeit verfuhren, vermochten die glaubensmutigen Vendéer und Bretonen auf die Länge nicht zu widerstehen. Wie der Konvent das erregte Land pacifiziert und beruhigt, wie dessen Abgesandter Carrier zu Nantes die Noyaden, d. h. Massenertränkungen, erfand, um schnell Tausende von Männern, Frauen und Kindern aus der Welt zu schaffen, das ist allgemein bekannt. — Jetzt sollte es anders kommen.

Was in jenen durch Mord und Verheerung verödeten Westprovinzen an Gläubigen noch übrig war, das sollte jetzt nicht mehr heimlich in Klüften und Wäldern, an felsigen Küsten und inmitten brandender Wogen dem Gott seiner Väter dienen, sondern offen und frei in den alten Gotteshäusern sich zur gewohnten Andacht versammeln dürfen. Langsam ging es freilich mit der Rückgabe der Kirchen und mit der ungehemmten Zulassung der Gottesdienste. Denn seit alter Zeit hatte man die Kirche im Dienste der Machthaber, die Religion mit der Politik verknüpft gesehen. Daher vermochten die Republikaner das Mißtrauen nicht zu über-

winden, es möchten die kirchlichen wie die Privatversammlungen zum Deckmantel von Bestrebungen dienen, die auf Wiederherstellung des unumschränkten Königtums, sowie der alten Adels- und Priesterobmacht gerichtet wären. Und wie Schweres hatte wirklich das alte Frankreich unter dem Druck dieser vereinigten drei Gewalten erduldet! Deswegen ist es begreiflich, daß die noch einigermaßen religiös gestimmten Leiter der Revolution zwar die von Mißbräuchen starrende Priesterkirche bekämpften, dagegen die Religion, wenigstens in ihrer vernunftgemäßen Form, so, wie sie der Deismus (s. oben) aufzufassen vermochte, zu erhalten strebten.

Es galt, eine von Aberglauben, Priestertrug und Gewissensknechtung gereinigte Religion herzustellen und den Religionsbedürftigen annehmbar zu machen. Das war eine der Aufgaben, welche sich das Direktorium, die neue Regierung vom Jahre 1795, gestellt hatte. Es war der sittenreine und gemäßigte La Réveillère-Lepeaux, dem diese neue Behörde die Sorge für „die Moral, Erziehung, Kunst und Wissenschaft" übertrug. Er wollte unter dem Namen des Theophilanthropismus (Religion der Gottes- und Menschenliebe) den Deismus Rousseaus und Robespierres wieder herstellen und einen reinen Moralkultus aufbringen, indem er diesen Glauben und Kultus mit Tempeln, Gesängen, Formeln und einer Art von Liturgie ausstattete, wie Mignet sagt.

Die Anhänger dieser „auf Menschenliebe gegründeten, in Menschenliebe sich bewährenden Gottesverehrung" brachten bei ihren Versammlungen dem höchsten Wesen Lobgesänge und Dankgebete dar und suchten einander durch moralische Vorträge zu erbauen und zur Beobachtung der bürgerlichen und menschlichen Pflichten anzuspornen, wie auch die Jugend zu unterrichten. Die fungierenden Mitglieder — man vermied ängstlich den Namen „Priester" — erschienen in einem weißen, talarähnlichen Gewand.

Das Regierungsblatt, „Le Moniteur", rühmte die Einfachheit dieses Kultus und seiner Sittenlehre, sowie die Fähigkeit desselben, sich allen Bedürfnissen anzupassen und das Menschengeschlecht zur allgemeinen Bruderliebe zu erziehen.

Obwohl man nun die Kultusfreiheit wiederholt proklamiert hatte, zeigte sich doch das Direktorium und der Rat der Fünfhundert bestrebt, dem neuen Kultus die Geltung einer Staatsreligion zu verschaffen. Durch Dekrete vom September 1797 forderte man von den katholischen Priestern die eidliche Versicherung, daß sie dem Königtum ewigen Haß schwören, unterdrückte man die katholische Presse und zwang die Katholiken, ihre Kirchen mit den Theophilanthropen zu teilen. Gleichwohl läßt ein Polizeibericht vom September 1798 zwischen den Zeilen lesen, wie wenig letzterer Kultus die Menge zu befriedigen vermochte: „In Paris," berichtet ein Kommissär dem Minister des Innern, „giebt es jetzt keinen Tempel, wo nicht der Dienst der Theophilanthropen eingerichtet wäre. Ihre Versammlungen sind jedoch wenig besucht. Man hört zwar ihre Vorträge über moralische Gegenstände aufmerksam an, aber ohne innere Teilnahme. Man muß zum Volke in Bildern reden, seine Aufmerksamkeit durch Anschaulichkeit und Gefühlswärme erregen und wach erhalten. Wenig Worte, viel Schauspiel — damit allein vermag man die Menge zu fesseln. Der Arbeiter, der Handwerker will ohne anstrengendes Nachdenken genießen, will zerstreut und unterhalten sein. Eintönige Reden schläfern ihn ein."

Solche Erwägungen mögen den „Leiter der öffentlichen Moral" bestimmt haben, der Feier der Dekadentage erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden und damit zugleich den republikanischen Kalender neu einzubürgern. Der Minister des Innern schärfte demgemäß allen Beamten ein, aufs eifrigste für die Heilighaltung der Dekadentage, für Überwachung der gottesdienstlichen Versammlungen und für Bekämpfung des Aberglaubens Sorge zu tragen. Widerstrebende Priester wurden zur Strafe der Deportation verurteilt. „Bald," hoffte ein sanguinischer Regierungskommissär, „wird man den Dekadentag den alten Sonntag verdrängen sehen."

Man verlangte ferner von Priestern und Gläubigen, daß sie ihre Gottesdienste von den Sonntagen auf die Dekadentage verlegten, ja schritt da und dort mit Zwang und Strafen gegen die-

ſelben ein. Charakteriſtiſch iſt ein amtlicher Bericht aus dieſer Zeit, den erſten Monaten des Jahres 1798. Da heißt es unter anderm: „Die Thatſache iſt leider unumſtößlich, daß die Maſſe des Volks von unſeren Einrichtungen nichts wiſſen will. Es gehört zum guten Ton, ſelbſt unter den Landleuten, alles zu verachten, was mit der republikaniſchen Ordnung zuſammenhängt. Unſere reichen Bauern, die durch die Republik am meiſten gewonnen haben, erweiſen ſich als die erbittertſten Gegner der Republik. Darin werden ſie noch beſtärkt durch viele Beamte, die alles, was von der Republik ausgeht, offen tadeln und verſpotten.“ Daraufhin ward den Beamten vom Miniſter befohlen, den nationalen Feſten ſamt ihren Familien regelmäßig beizuwohnen, die Dekadentage ſowohl ſelbſt zu beobachten, als auch ihre Angehörigen dazu anzuhalten, nur die neuen Maße zu gebrauchen und keinen andern Titel zu führen, als den Ehrentitel „Bürger“ (citoyen). Dieſe Verordnung galt übrigens zunächſt nur den Pariſer Beamten; man wollte ſich die Beamten der Departements nicht noch mehr entfremden.

Der geſetzgebende Körper jedoch beſtimmte durch die Geſetze vom 4. und 30. Auguſt 1798 1., daß die Dekaden- und Nationalfeſttage unbedingt als Ruhetage für ganz Frankreich gelten, daher auch an dieſen Tagen alle Amtsſtuben, Schulen, Läden und Werkſtätten geſchloſſen werden ſollten; 2., daß an jedem Dekadentag die ſtädtiſchen (Munizipal-) Beamten im Feſtlokale in Amtstracht zu erſcheinen und die Feier zu leiten hätten. Dieſelbe ſollte umfaſſen: 1. die Verleſung aller auf die letzte Dekade bezüglichen Verordnungen, 2. der amtlichen Berichte über die Angelegenheiten der Republik und Lobpreiſung hervorragender Züge von Tapferkeit und Bürgertugend; 3. die Vollziehung der bürgerlichen Eheſchließungen; 4. die Mitteilung der Geburten, Sterbefälle u. ſ. w. An jedem Dekadentag ſollten ferner Spiele und Turnübungen veranſtaltet werden. Die Eheſchließung wollte man offenbar aus einem rein bürgerlichen Akt in eine feierliche Zeremonie umwandeln und damit die kirchliche Trauung entbehrlich machen.

Nach einer weiteren Verordnung sollte die Feier der Dekadentage in den Kirchen stattfinden. Dort sollten alle Anzeichen, Sinnbilder und Geräte des kirchlichen Kultus entfernt oder doch verhüllt, dagegen an der augenfälligsten Stelle Tafeln aufgestellt werden, welche die Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers enthielten.

Das Streben der Behörden ging nun dahin, die Gottesdienste sowohl der Theophilanthropen als der Katholiken so einzuschränken, daß sie thatsächlich als aufgehoben erscheinen mußten. Keine Genossenschaft aber geriet darob häufiger in Widerstreit mit den Behörden, als gerade das ursprüngliche Schoßkind der neuen Gewalten, der Kultus der Theophilanthropen. Jetzt mußte es letzteren klar geworden sein, daß man höhererseits überhaupt keinerlei Kultus, weder religiöser noch moralischer Art, mehr dulden mochte. Damit war unwiderruflich das Todesurteil über die Schöpfung La Réveillère-Lepeau's ausgesprochen. Wenn jedoch die Regenten sich der Hoffnung hingaben, in demselben Maße, als die verschiedenen Kulte an Beteiligung und Ansehen verlieren, würde sich die Dekadenfeier heben, so wurden sie bald enttäuscht, denn es wollte damit nirgends vorwärts. Man schrieb dies teils der eingerissenen Gleichgültigkeit und dem katholischen Fanatismus, teils der Beschaffenheit der „Dekadentempel" zu, in denen alles zerstört und zerfallen erschien. Ein Bericht klagt, daß sich während der Feier Kinder und Hunde darin umtreiben, daß die Zuschauer kommen und gehen und lauter Unterhaltung pflegen, daß die bestellten Vorleser die Worte ausdruckslos, oft mißverständlich herleiern, und daß die ganze Feierlichkeit in größter Eile abgehaspelt werde. Diesen Übelständen sollte nach Ansicht des Berichterstatters dadurch begegnet werden, daß man Vorleser für die Dekadenfeier ausbilden ließe, oder daß die Vorlesung moralischer Erzählungen Greisen oder tugendhaften Familienvätern übertragen würde ꝛc. Aber der christliche Kalender mit seinen Kirchenfesten, Heiligen- und Namenstagen war nicht zu unterdrücken; die Bedürfnisse des Gemüts, für welche die Gewalthaber

kein Verständnis zu haben schienen, suchten in den Mysterien des katholischen Kultus ihre Befriedigung. Der Widerstand der Massen gegen die republikanischen Neuerungen wurde geradezu herausgefordert durch unsinnige Dekrete, wie das (schon oben erwähnte) Verbot feierlicher Begräbnisse. Immer lauter ließ sich die Volksstimme vernehmen, die außer der Beendigung der Kriege und Wiederherstellung der Ordnung und der Monarchie die allgemeine Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes forderte.

So war denn auch der letzte reformatorische Versuch der Revolution gescheitert, gescheitert an seiner eigenen Schwächlichkeit Ärmlichkeit und Inhaltsleere. „Ein solcher Glaube," sagt Mignet mit Bezug auf den theophilanthropistischen Versuch, „konnte nur in individueller sein und sich nicht lange in der Öffentlichkeit behaupten. Man spottete viel über die Theophilanthropen, deren Kultus bei den politischen Meinungen wie bei dem Unglauben der Revolutionsmänner Anstoß erregte. Im Laufe der geistigen Entwickelung war alles den Kultus betreffende persönliche Meinung geworden;" mit anderen Worten: die Religion als gemeinschaftlicher Gottesdienst war in Zersetzung und Auflösung geraten und zur persönlichen Privatsache entartet.

Sechstes Kapitel.

Revolutionsphrasen und Revolutionsthaten.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!
Sammelt man etwa Trauben von Dornbüschen
oder Feigen von Disteln?"

Der bisherige Gang der Revolution hat uns den Geist derselben als einen antikatholischen, vielfach auch als einen antichristlichen aufgezeigt. Die Versuche, einen abgeblaßten Vernunftglauben ohne Offenbarung und kirchliche Gemeinschaft an die Stelle der bisherigen Religionsanstalt zu setzen, sind vor unseren

Augen gescheitert. „Keine Religion mehr, nur noch Moral und Moralpredigten!“ war die Forderung der deistischen Religionsstifter, wie zuvor schon die Dreieinigkeit des Religionsglaubens durch die Dreieinigkeit der sittlich-sozialen Begriffe „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ ersetzt worden war. Nun drängt sich dem Beobachter, der die bisherige Entwickelung des Religions- und Revolutionsgedankens verfolgt hat, die sehr naheliegende Frage auf: Sind in der That die idealen Begriffe der Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit durch die Revolution in That umgesetzt worden? Hat sich jene erleuchtete Vernunft und geläuterte Moral wirklich im Leben bewährt? Die Antwort kann nur lauten: Eitle Phrasen, schlimme Thaten! Hohles Wortgeklingel auf der Tribüne, Elend, Not und Tod auf Straßen und Märkten!

Die Revolution hat großes materielles Elend über das französische Volk gebracht. Handel und Wandel stockten unter der Unsicherheit von Leben und Eigentum, wie unter den ewigen Kriegen; zahllose Arbeitsstätten mußten geschlossen werden. Schon Graf Mirabeau, der Wortführer der verfassunggebenden Versammlung, hatte im Februar 1790 eindringlich vor Aufständen gewarnt, weil dieselben den Armen mehr Schaden brächten, als den Reichen. „Wird die öffentliche Ruhe gestört,“ schrieb er, „so fürchtet jeder Besitzende für die Zukunft; der Kapitalist zieht seine Gelder zurück; der Fabrikant steht von seinem angefangeneu Unternehmen ab, ja viele sinnen auf Flucht aus einem Land, wo Person und Eigentum nicht hinreichend mehr geschützt sind.“ Trotz dieser Mahnung ließ sich das urteilslose Volk von Leuten wie Marat verhetzen und von einem Aufstand in den andern fortreißen. Arbeitslosigkeit und Mangel waren der schlimme Lohn, den es sich damit verdiente. Dazu kam die zunehmende Teuerung der Lebensmittel und die Entwertung des Papiergeldes, der Assignaten oder Anweisungen auf die Güter der Geistlichkeit, des Hofs und der Auswanderer. Ein Pfund Brot kostete 26 Fr., ein Liter Milch 50 Fr., ein einfaches Mittagessen 30 Fr. in diesem ungedeckten Papiergeld. Der Arbeiter, der 100 Fr. die Woche

verdiente, mußte faſt den dritten Teil dieſen Verdienſtes aufwenden, um ſich einmal ſatt zu eſſen. Der Reiche und der mit Bargeld verſehene Fremde dagegen lebte um ſo wohlfeiler in Paris, weil ihnen jeder Louisdor mit 12 bis 1500 Fr. in Aſſignaten bezahlt wurde. Ein ſolcher konnte daher mit ſeinem Goldſtücke fünfzigmal zu Mittag ſpeiſen, während der Arbeiter für ſein Mittagsmahl den dritten Teil ſeines in Papier ausbezahlten Wochenlohnes aufzuwenden hatte. Nicht minder ſchlimm war die Lage von Rentnern, Beamten und Penſionären, die Renten und Gehalt in Aſſignaten ausbezahlt erhielten. Zwar erhielt der mit 6000 Fr. angeſtellte Beamte 10 500 Fr. in Aſſignaten; gleichwohl hatten dieſe nur einen Münzwert von 52½ Franken. Obſchon Paris im Jahre 1796 nur 630 000 Einwohner zählte, befanden ſich darunter nicht weniger als 200 000 Unterſtützungsbedürftige, und die Kommune, dann der Staat, mußten monatlich 546 Mill. Fr. für die öffentliche Brotverteilung aufwenden; aber von dieſen Verteilungen waren ſämtliche Beamte ausgeſchloſſen. Oft blieben die Zufuhren aus, und die Bedürftigen mußten hungern. Im November 1795 kam es wiederholt zu Ruheſtörungen. Man forderte ſtürmiſch von dem im Palais Luxembourg reſidierenden Direktorium Brot und drohte, die Regenten zu erwürgen. Bäcker, Polizeibeamte und Wucherer aber bereicherten ſich, während das elende Volk verſchmachtete. Am 28. November berichtete die Polizei: „Die Not iſt aufs höchſte geſtiegen; in den Straßen hat man den ſchmerzlichen Anblick von Weibern und Kindern, die ganz abgezehrt und erſchöpft ſind. Hoſpize und Krankenhäuſer werden bald nicht mehr ausreichen, um die Menge von Kranken und Sterbenden zu faſſen.“ Dabei war es erwieſen, daß es in Paris Lebensmittellager gebe, wo Spekulanten rieſige Maſſen aufgehäuft hatten, und wo man um einen Silberthaler ſich aufs reichlichſte verſehen konnte. Im grellſten Gegenſatz zu dieſer Hungersnot ſtand ſodann die Verſchwendung, welche die Emporkömmlinge der Revolution, vor allem die Direktoren, trieben. „Jeder Tag,“ hieß es im „Franzöſiſchen Republikaner“, „liefert

einen neuen Beweis für die Erfahrung, daß die Emporkömmlinge (die reichgewordenen Parvenus) härtere Herzen haben, als die von Geburt Wohlhabenden. Dieſe haben doch einſt ihren Überfluß mit den Armen geteilt, und man konnte es Tag für Tag ſehen, wie zarte Frauen Nahrungsmittel, Geld und Worte freundlichen Troſts in Dachkammern und Gefängniſſe brachten."

Man erzählte von einem reichgewordenen Lieferanten, Namens Mayer, daß er bei Bewirtung von Miniſtern und Deputierten oft 20 bis 30000 Fr. für ein Gedeck aufwendete, von einem Weinhändler, daß er an ſeinem Hochzeitstag 370000 Franken verpraßte, von der Frau eines Magazinverwalters, die auf einer vierwöchigen Reiſe eine halbe Million verſchwendete, endlich von einer durch Wucher und Betrug emporgekommenen Frau, daß ſie für eine Uhr 480000 Fr. bezahlt habe.

Hand in Hand mit dieſer Doppelerſcheinung von Mangel und Überfluß ging die Zunahme der Verbrechen. Seit dem Sturz des Königtums (10. Auguſt 1792) trieb ſich eine zahlreiche Gaunerbande in Paris herum, die ungeſcheut Raub, Erpreſſung und Plünderung betrieb, und zwar unter dem Schutz der Jakobinerpartei, zu der ſie ſich hielt.

In der Umgegend von Paris aber ſoll ein Geſindel von etwa 200000 Köpfen gehauſt haben, die ſich zu jeder Schandthat brauchen ließen und ſich durch ihre Spießgeſellen in den Revolutionsausſchüſſen gedeckt wußten. Die Inſaſſen der Gefängniſſe, deren Zahl ſich im Juli 1796 trotz der Vernichtungsarbeit der Guillotine auf 6000 belief, rekrutierten ſich weniger aus dieſen verbrecheriſchen Kreiſen, als aus den Ober- und Mittelklaſſen der Bevölkerung, die für politiſch verdächtig galten. Zu den politiſchen Mordthaten geſellte ſich der gemeine Raubmord und die Organiſation eines förmlichen Sicarier- oder Mördertums. Dieſes Verbrechertum hat in den entſcheidenden Zeitpunkten der Revolution eine Rolle geſpielt, deren Bedeutung die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, wohl aus Schamgefühl, nicht gebührend gewürdigt haben.

So ſah es in Wahrheit und Wirklichkeit in Paris und deſſen

Umgebung aus, während die Rednerbühne des Konvents und des Rats der Fünfhundert von schönen Phrasen wiederhallte!

Angewidert von diesen Zuständen, die er nicht einmal vollständig kannte, hat Schiller, der vom Konvent zum französischen citoyen ernannte „Monsieur Gillèr", mit Recht gesungen:

„Bleibend ist nichts mehr; es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deine heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht. . . . .
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund."

Die grellste Beleuchtung findet der Widerspruch zwischen Phrasen und Thaten, der in der französischen Revolution zu Tage tritt, in den zahllosen Totenopfern, welche ihre Führer den republikanischen Ideen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" dargebracht haben — vor allem im Königsmord.

Der Widerstreit zwischen Religion und Revolution fand seinen lebendigsten Ausdruck in der Persönlichkeit, im Verhalten und im Sterben Ludwigs XVI.

Die Hinrichtung des Königs, der sich und seine Familie dem Nationalkonvent anvertraute, nachdem er seinen Verteidigern verboten hatte, ihn gegen die Mörderbanden des 10. August in seinem Palaste zu beschützen, wurde von der Bergpartei im Konvent stürmisch gefordert. Ihre Redner, voran Robespierre, drängten auf einen Staatsstreich hin, vermöge dessen Ludwig kraft des Revolutionsrechts als Verräter am französischen Volk, als Verbrecher an der Menschheit gerichtet und unschädlich gemacht werden sollte.

Diese Bergpartei befand sich im Nationalkonvent in der Minderzahl, aber sie stützte sich auf den Jakobinerklub und den Pariser Pöbel und trat mit einer ihre Gegner verblüffenden Kühnheit des Handelns und Folgerichtigkeit des Denkens auf.

Die Partei der Girondisten, unter denen sich die talentvollsten und gebildetsten Republikaner befanden, hatte durch ihre Redner das Übergewicht; weil sie aber wohl ahnte, daß im Prozeß des Königs ihr eigenes Schicksal erörtert werde, daß sie mit seiner Verurteilung ihr eigenes Todesurteil unterzeichne, darum zauderte sie, denn sie fürchtete sich. Sie scheute den Vorwurf des Royalismus, der Königsfreundlichkeit; denn dieser Vorwurf war in jenen Tagen und bei Franzosen, die mehr als andere Völker unter der Herrschaft der Phrase stehen, ein geradezu vernichtender. Überdies fürchteten sie das Wutgeschrei der Jakobiner und die Schreckensszenen, welche dieselben mittelst des ihnen gehorsamen Pöbels herbeizuführen drohten. Sie wagten es schon nicht mehr, das Leben des Königs retten zu wollen: nur nach gesetzlichen Formen für das Todesurteil tasteten sie ängstlich suchend umher; erst beantragten sie einen Aufschub, endlich den Appell an das ganze Volk. Ihre unentschlossene, feige und heuchlerische Haltung richtete schließlich den König, wie sie selbst, zu Grunde.

König Ludwig aber erwies sich in der schweren Zeit seiner widerrechtlichen Gefangenhaltung als einen ebenso festen und sittenreinen, als religiösen Charakter. „Die Kommune," berichtet Mignet, „hielt ihn in engem Gewahrsam; er aber, in sein Geschick ergeben, verriet keinerlei Ungeduld, Schmerz oder Bedauern. Er tröstete sich und seine beiden Leidensgefährtinnen, seine Gemahlin und seine Schwester, und ward seinem Sohne zum Lehrer und zum Vorbild in Ertragung des Unglücks." Vor dem Konvent, der sich das Gericht über den König anmaßte, zeigte er die größte Ruhe und Geistesgegenwart und beantwortete jede an ihn gerichtete Frage in treffender, oft rührender und unwiderleglicher Weise. Auf sein Verlangen wurde ihm ein Verteidiger gewährt. Trotz der Gefährlichkeit einer solchen Aufgabe trat der ehrwürdige Malesherbes mit dem Anerbieten vor den Konvent, Ludwig XVI. als Verteidiger zu dienen. „Zweimal," sprach er, „habe er dem Könige als Minister zur Seite gestanden, jetzt, da viele einen solchen Dienst gefährlich finden, sei er ihm denselben doppelt

ſchuldig.“ Der König in ſeiner Verlaſſenheit war von dieſem Beweiſe treuer Ergebenheit tief gerührt. Doch hatte er für die Troſtworte ſeiner wackeren Verteidiger nur die eine Antwort: „Ich weiß gewiß, ſie werden mich umbringen; gleichviel jedoch, befaſſen wir uns mit meinem Prozeß, als ob ich ihn gewinnen müßte; ich werde ihn ja auch gewinnen, denn das Andenken, das ich hinterlaſſe, wird fleckenlos ſein.“ Wie er es geahnt hatte, ſo kam es. Trotz der mutigen Verteidigung des Königs durch den jungen talentvollen Deſèzé ward derſelbe zum Tode verurteilt. Von 721 Stimmen ſprachen ſich 387 für die Todesſtrafe aus; nur ein Mehr von 26 Stimmen führte die verhängnisvolle Entſcheidung herbei. Der Vorſitzende teilte das Ergebnis der Abſtimmung in ſchmerzbewegtem Tone mit: „Ich erkläre im Namen des Konvents, daß derſelbe über Louis Capet die Todesſtrafe verhängt.“ Die Verteidiger erſchienen an den Schranken des Hauſes, um die Verſammlung für Gnade und Mitleid zu ſtimmen. Malesherbes wollte ſprechen, aber Schluchzen erſtickte ſeine Stimme; nur etliche abgebrochene Worte des Flehens entrangen ſich ſeiner gepreßten Bruſt. Vergeblich!

Ludwig erwartete es nicht anders. Als Malesherbes in Thränen aufgelöſt im Tempel (dem Gefängnis der königlichen Familie) erſchien, um ihm den Beſchluß des Konvents mitzuteilen, da fand er den König in tiefes Nachdenken verſunken: „Seit zwei Stunden,“ begann derſelbe, „ſinne ich darüber nach, ob ich ſeitens meiner Unterthanen auch nur den geringſten Vorwurf wegen meiner Regierung verdient habe. Nun denn, Herr v. Malesherbes, ich ſchwöre Ihnen als ein Mann, der eben vor Gottes Antlitz treten ſoll, aus tiefſtem Herzensgrund: ich habe ſtets das Glück meines Volkes gewollt und nie einen demſelben nachteiligen Wunſch gehegt!“

Die Ankündigung des Todesurteils vernahm der König ohne Erregung. Er forderte nur drei Tage Friſt, um vor Gott zu erſcheinen, ſodann die Sendung eines Prieſters und freien Verkehr mit Weib und Kind. Nur die beiden letzten Bitten wurden ihm

gewährt. Nachdem er den schweren Abschiedskampf durchgekämpft, traf er in Ruhe seine letzten Anordnungen und sprach zu den Männern, die erschienen, um ihn abzuholen: „Sie holen mich ab? Noch eine Minute!“ Nun übergab er sein Testament einem Beamten und sagte dann in festem Ton: „Gehen wir!“ Am Schafott angelangt, stieg er festen Schrittes die Treppe hinan und empfing knieend den Segen des Priesters, der ihm zugerufen haben soll: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“ Mit den Worten: „Ich sterbe unschuldig und verzeihe meinen Feinden; du aber, unglückliches Volk ...,“ die von Trommelwirbel übertönt wurden, empfing Ludwig XVI. den Todesstreich. Es war am 21. Januar 1793.

„Man kann Ludwig den Ruhm nicht streitig machen, daß er seinem Volk mit Opfern entgegengekommen ist, und gegen diesen Mann beantragt ihr .... Mitbürger, — ich vollende nicht, sondern halte inne vor dem Tribunal der Geschichte ..., bedenket, sie wird über euren Richterspruch zu Gerichte sitzen, und ihr Verdikt ist das der Ewigkeit.“ So hatte der edle Désize seine Verteidigungsrede vor dem Konvente geschlossen. Der Geschichtschreiber Mignet aber, bereits im Namen jenes höchsten Tribunals redend, urteilt: „So endete im Alter von 39 Jahren nach $16\frac{1}{2}$jähriger dem Volkswohle geweihter Regierung der beste, aber zugleich schwächste der Herrscher. Seine Ahnen hinterließen ihm als Erbteil eine Revolution. Er war der einzige Fürst, der die beiden Eigenschaften in sich vereinigte, welche einen guten König ausmachen: Gottesfurcht und Liebe zum Volk. Es giebt in der Geschichte wenige Beispiele eines so lobenswerten Königtums. Die Geschichte wird von ihm sagen: mit etwas mehr Charakterstärke wäre er ein in seiner Art einziger König gewesen.“

Am 16. Oktober desselben Jahres fiel auch das Haupt seiner noch schwerer geprüften Gemahlin Marie Antoinette, und bald darauf das seiner edlen Schwester Elisabeth. Beide traten den Dämonen der Revolution mit der ganzen Würde und Seelenstärke entgegen, welche den Schuldlosen und Gottvertrauenden die heilige

Religion verleiht. Ihr Ende war das Ende von Gerechten, die sich zur ewigen Seligkeit erkoren wissen.

Ich überschreite die mir gesteckten Grenzen keineswegs, wenn ich in einer Auswahl aus der Nekrographie oder der Totenopfergeschichte dieser thränen- und schreckenreichen Zeit das Verhältnis darstelle, in welches sich im Thun und Lassen der Einzelpersonen die Religion zur Revolution gestellt hat. Gesellen wir den Totenopfern aus der königlichen Familie sofort den edlen Verteidiger des Königs, den greisen Malesherbes, bei. Er ward vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt, schritt aber, wie Thiers sagt, mit der Heiterkeit und Seelenruhe eines Weisen zum Schafott. Seine ganze Familie und Verwandtschaft, gegen 20 Personen, mußten sein Schicksal teilen.

Dem religiösen Gefühl ist es tiefes Bedürfnis, in dem Gang der menschlichen Geschicke das Walten der göttlichen Vorsehung, vor allem der vergeltenden Gerechtigkeit zu erkennen. Mit einer gewissen Befriedigung vernimmt man daher, daß die Girondisten ihre zweideutige und feige Haltung bei dem Prozeß des Königs schwer haben büßen müssen. Am 16. Oktober 1793 hatte die Königin das Schafott bestiegen, am 31. Oktober folgten ihr 21 Häupter der Gironde, während 73 andere Mitglieder dieser Partei eingekerkert wurden. In den letzten Stunden ihres Zusammenseins sprach ihr Wortführer Vergniaud sein tiefes Bedauern darüber aus, daß er in die Verurteilung Ludwigs XVI. eingewilligt habe. Als Valazé sein Todesurteil vernahm, da stieß er sich einen Dolch in die Brust. Der hinkende Sillery warf seine Krücken weg und rief den Richtern des Revolutionstribunals zu: „Das ist der schönste Tag meines Lebens!“ Der Abbé Fauchet, ihr Schicksalsgenosse, schien zu beten. Lasource rief, das Wort eines Alten auf die Gegenwart anwendend, den Richtern zu: „Ich sterbe an dem Tage, wo das Volk den Verstand verloren hat; Ihr werdet sterben, wenn es den Verstand wiederfinden wird!“ Wie man die 21 aus dem Saale führte, stimmten sie,

von plötzlicher Begeisterung erfaßt, den Vers der Marseillaise an, der so trefflich auf ihre Lage paßte:

„Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé!“ *)

In der letzten Nacht ihres Lebens nahmen die Verurteilten ein gemeinsames Mahl ein, wo sie sich in heiteren und ernsten, politischen und philosophischen Betrachtungen ergingen. Mit tiefem Schmerz sprach der beredte Vergniaud von der sterbenden Freiheit und von den menschlichen Geschicken. Ducos, ein junger Mann, den nur die Bewunderung, die er für die Talente und Tugenden dieser Männer hegte, in ihre Reihen geführt, las ein Gedicht vor, das er im Kerker verfaßt hatte. Gemeinsam stimmten alle Loblieder auf Frankreich und auf die Freiheit an. „Mit dem ganzen Stoizismus dieser Zeit ließen sie sich zum Schafott hinschleppen.“ Am Fuße desselben angelangt, umarmten sie einander und starben alle mit größter Heiterkeit und Würde. Die meisten übrigen Häupter dieser Partei starben eines gewaltsamen Todes. Salles, Guadet, Barbaroux wurden in einer Höhle bei Bordeaux entdeckt und endeten unter dem Fallbeil. Pétion und Buzot irrten eine Zeitlang von Ort zu Ort, dann töteten sie sich selbst. Man fand sie tot auf einem Felde, ihre Leichen halb von Wölfen verzehrt. Frau Roland, die Verfasserin eines berühmten Sendschreibens, starb „mit dem Mut einer Römerin.“ Weißgekleidet schritt sie dem Tode entgegen. Unterwegs wußte sie noch einen tiefgebeugten Leidensgenossen aufzuheitern und zu ermuntern. Am Ziele angelangt, verbeugte sie sich vor dem Standbild der Freiheit mit den Worten. „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ — „So,“ ruft Thiers aus, „ging in dieser schrecklichen Zeit des rasenden Wahnsinns, dem Geist, Tugend und Mut verdächtig erschienen, durch Selbstmord oder Henkershand das Herrlichste

*) Erhoben ist auf uns der blut'ge Stahl der Tyrannei.

zu Grunde, was Frankreich an Edelsinn und Hochherzigkeit je besessen hat!“ Als ihr Gatte, der einstige Minister, ihren Tod vernahm, da verließ er seine Zufluchtsstätte und gab sich auf offener Heerstaße selbst den Tod. Condorcet nahm Gift, als er entdeckt wurde und die Henker ihn wegschleppen wollten.

Am 6. November traf der Rachestahl den Herzog von Orléans, der sich den Namen Philippe Egalité beigelegt, jedoch trotz seiner Verbindung mit den Jakobinern allen Parteien Mißtrauen eingeflößt hatte. Ihn hatte mehr der Haß gegen den Hof, als eine innere Überzeugung auf die Seite der Revolutionäre geführt. An allem zweifelnd und verzweifelnd, als ein vollendeter Skeptiker, ging er zum Schafott, „mit seltener Todesverachtung und Seelenruhe.“

Unerbittlich fuhr die Nemesis in ihrem Rachewerk fort. Jetzt zog sie die Urheber des 10. August und die Septembermörder zur Strafe, voran den lange gefürchteten Danton.

Georges Jacques Danton ließ sich 1788 als Advokat zu Paris nieder. Mit seiner volkstümlichen Beredsamkeit, seiner Stentorstimme und seiner imponierenden Gestalt übte er den größten Einfluß auf die Menge, wie es der Sturm auf das Tuilerienschloß bewies, wozu er die Massen angefeuert und wodurch er die Abschaffung des Königtums vorbereitet hat. Später wandte er sich gemäßigteren Anschauungen zu, wie er denn die Hinrichtung des Königs jetzt einen Justizmord nannte. Mehr genußsüchtig als leidenschaftlich, ja nicht ohne gemütliche Regungen, ward er, der Begründer des Revolutionstribunals, des Mordens müde und zog sich mit einer schönen jungen Gattin auf einige Monate in die Provinz zurück, um mit ihr den Reichtum zu genießen, den ihm die Revolution gebracht hatte.

Nach seiner Rückkehr ward er des Moderantismus, das heißt unlauterer, revolutionsfeindlicher Mäßigung, angeklagt und mit seinen Freunden zum Tode verurteilt. Im Kerker zeigte er sich ruhig, stolz und zum Scherzen geneigt. „Man schickt mich aufs Schafott,“ sprach er zu seinen Genossen, „wohlan, lasset es uns

heiter besteigen!" „Ich habe," fuhr er fort, „das Revolutionstribunal eingeführt; darob bitte ich Gott und Menschen um Verzeihung. Ich wollte damit neuen September(mord)szenen zuvorkommen, nicht aber eine neue Geißel über die Menschheit bringen. Besser ein armer Fischer, als über Menschen herrschen!" Auf die Frage nach seinem Namen, Alter und Wohnsitz gab er dem Vorsitzenden des Tribunals die stolze Antwort: „Ich bin Danton, wohlbekannt in der Revolution, und bin 34 Jahre alt. Mein Wohnsitz wird bald das Nichts sein, und mein Name im Pantheon der Geschichte fortleben." Dann fuhr er fort: „Man opfert uns dem Ehrgeiz etlicher feigen Schurken, aber sie werden sich ihres verbrecherischen Sieges nicht lange freuen. Ich reiße Robespierre mit mir in den Abgrund.... Robespierre wird mir folgen!"

Am 16. Germinal (5. April) ward er mit seinen Leidensgenossen zur Hinrichtung geschleppt. Am Fuße des Schafotts wollte er den edeln Hérault-Séchelles, seinen Freund, umarmen. Da ihm der Henker dies verwehren wollte, rief er ihm mit seiner mächtigen Stimme die schrecklichen Worte zu: „Du kannst also noch grausamer sein, als der Tod? Geh, du darfst doch nicht verhindern, daß unsere Köpfe sich sofort auf dem Boden des Korbes umarmen!" Danton hatte die Revolution schaffen und fördern helfen; da er inne halten und das Gewonnene befestigen, die Beute genießen wollte, vernichtete sie ihn selbst. Die Revolution gleicht ja dem Zeitengott der griechischen Sage, der seine eigenen Kinder verschlingt. Der Vorsehungsglaube aber ruft den Revolutionsmännern zu: „Womit ihr gesündigt habt, damit werdet ihr gestraft! Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!"

„Am Blute Dantons wirst du ersticken!" Diese Drohung, die dem Diktator, dem Führer und Redner des Schreckensregiments, Robespierre, kurz darauf zugerufen wurde, ging in Bälde in Erfüllung. Am 27. Juli 1794 ward er mit seinen Genossen zum Blutgerüste geschleppt. Eine ungeheure Menge umringte den Henkerkarren unter lauten und lärmenden Freudenbezeugungen. Seine Kinnlade war von einem Pistolenschuß, womit er sich

hatte töten wollen, zerschmettert, sein aschfahles Gesicht mit einem Tuche umwickelt, sein Auge fast erloschen. Man überhäufte den tückischen, hoffärtigen Massenmörder mit Flüchen und Verwünschungen, und als sein Haupt nach einem gräßlichen Aufschrei des Gemarterten gefallen war, da klatschte man mit den Händen, und alles umarmte und beglückwünschte sich. Mit ihm starben 21 seiner Anhänger, und 72 seiner jakobinischen Anhänger folgten ihm in den Tod. Die meisten starben mutig. Sechs Mitglieder der Bergpartei, die vor ein Militärgericht gestellt und zum Tode verurteilt wurden, erstachen sich, wie Mignet berichtet, mit demselben Dolch, den sie sich der Reihe nach in die Hand gaben, alle mit dem Ruf: „Es lebe die Republik.“ Das Walten der göttlichen Gerechtigkeit mochte man auch in der Bestrafung jener Blutmenschen der Revolution erblicken, die das Leben von Tausenden Unschuldigen aus bloßer Mordlust aufs grausamste hingeopfert hatten: Carrier, Lebon, Tallien und andere, vor allem der teuflische Fouquier Tainville, der öffentliche Ankläger des Revolutionsgerichts, samt den Richtern des letzteren. Von den sogenannten „Königsmördern“ starben wenige eines natürlichen Todes, die meisten unter der Hand des Henkers oder im Elend der Verbannung. Die Nemesis hat furchtbar und greifbar gewaltet. —

Hatten die Kommissäre des von den Jakobinern beherrschten Konvents im südlichen Frankreich Tausende von Unschuldigen hingeschlachtet, ja das blühende Lyon fast vom Erdboden vertilgt, so kam nun für die Verfolgten die Stunde der Vergeltung. Sie maßen ihren erbarmungslosen Verfolgern mit dem Maße, womit diese ihnen gemessen hatten, und es war ein vollgerütteltes Maß. Die „Gesellschaften Jesu“ und die „Sonnenvereine“ machten förmlich Jagd auf die Anhänger der Revolution und metzelten sie in den Gefängnissen wie auf Straßen und Märkten nieder. In Lyon warf man die Getöteten in die Rhone, in Tarascon von einem Turm herab in die Wogen des Stroms.

Mustern wir nun die Hekatomben von Totenopfern, die von

1789 bis 1794 dem Götzen der Revolution dargebracht worden sind, so muß man sich einerseits über die schauerliche Leichtfertigkeit und die satanische Mordlust entsetzen, womit Ankläger, Richter, Geschworene und Volksvertreter unschuldige Menschen zu Tausenden in den Tod schickten, wie man andrerseits den Mut, die Seelenruhe und Heiterkeit bewundern wird, womit die Verurteilten den Tod erlitten, sei es durch eigene oder Henkershand. Gleichwohl vermögen wir in ihrem Benehmen und in ihren letzten Reden meist nur den Ausdruck einer philosophischen, fast heidnischen Gesinnung zu entdecken, zum Beispiel wenn wir lesen: „Er starb wie ein Weiser des Altertums" oder; „Sie endete mit dem Mut einer Römerin" oder: „Ich gehe hin ins Nichts" und etwa die herzbrechende Frage und Klage: „O meine Geliebte, so werde ich dich also nicht wiedersehen?" Religiöse oder gar christliche Zeugnisse werden wir darin nicht erkennen, werden vielmehr mit tiefem Bedauern auf jenem Tummelplatz entfesselter Leidenschaften, höllenentsprungener Dämonen die Wirksamkeit der Religion vermissen. Wäre die Religion als geleitender, eindämmender, läuternder und veredelnder Schutzgeist der Revolution zur Seite gegangen, so hätten die verödeten Gemüter an einer tiefgründigen Überzeugung und unzerstörbaren Hoffnung Halt und Trost gefunden, und die Revolution wäre nicht zum sinnlosen Vernichtungswerke entartet, ihre löblichen Errungenschaften wären gewahrt geblieben. Die Sinn- und Maßlosigkeit aber, womit ihre halbwahnsinnigen Führer zu Werke gingen, und die Gefahr der nationalen Selbstvernichtung forderte die Reaktion und die Militärdiktatur zur Rettung des Vaterlandes auf.

Siebentes Kapitel.

Militärdiktatur und kirchliche Reaktion.

„Die Welt wird erst dann glücklich sein, wenn entweder die Weisen Könige oder die Könige Weise werden". (Plato.)

Zu Anfang des Jahres 1799 berichtete ein Pariser Kommissär dem Ministerium, daß es nur noch sehr wenige Anhänger des Direktoriums gebe, daß man allerorten vom Ende der Republik und von der Wiederherstellung des Königtums rede, auch daß sich die Priester wieder in den Gemeinden zeigen, die sie vor Jahren verlassen hätten, und daß viele den kirchlichen Gottesdienst sehnlich wiederhergestellt wünschen.

So hatte denn die Mehrzahl der Franzosen erkannt, daß die Republik unfähig sei, die großen Güter der Gewissensfreiheit, wie der bürgerlichen Freiheit, der Menschlichkeit und Bruderliebe zu erringen und dem Volke deren Besitz zu gewährleisten. In unfruchtbaren Kämpfen um Herrschaft, Ehre und doktrinäre Begriffe hatten die Vertreter der Nation die günstige Gelegenheit, einen neuen Grund zu legen, verstreichen lassen; Unfähigkeit und Eigennutz führten das Regiment. Der Staat schwebte am Rande des Abgrunds. Da mußte es zunächst wie eine Rettung und Erlösung erscheinen, als infolge des Staatsstreichs vom 18. Brumaire (9. November) 1799 eine geordnete Regierung eingeführt wurde und die demokratische Vielherrschaft dem kräftigen einheitlichen Regiment des ersten Konsuls weichen mußte. Frankreich war erschöpft und ermüdet: es wußte sich keinen Rat und fand in sich keine Kraft mehr. Es sehnte sich darnach, der Freiheit, von der das Volk keinen Gebrauch zu machen verstand, entledigt zu werden und die höchste Gewalt in die Hände eines entschlossenen Mannes, eines Mannes, niederlegen zu können. Der Unsegen der Vielherrschaft hatte die Gemüter vorbereitet für das Ver-

langen nach Einherrschaft, selbst nach der Gewaltherrschaft, wenn sie nur Ordnung und Ruhe wiederzubringen vermochte.

Als dieser Erlöser von den Greueln der entarteten Revolution, als dieser eine Mann erschien der mit kriegerischem Ruhm gekrönte General Napoleon Bonaparte, geboren zu Ajaccio auf der Insel Corsica am 15. August 1769. In den Heeren des Konvents hatte er gegen Lyon, Avignon und Toulon wie auf den italienischen Schlachtfeldern mit Auszeichnung gekämpft, endlich 1795 als Kommandant der Pariser Garnison den Aufstand der königlich gesinnten Sektionen mit eiserner Faust niedergeworfen. Sein Feldzug nach Egypten, seine Siege über Österreicher und Italiener umwanden sein Haupt in den Augen der Franzosen mit einem wunderbaren Glorienschein; ja religiöse oder doch abergläubische Gemüter fanden in dem Glück, das ihn auf allen seinen Wegen begleitete, den Erweis, daß er von der Vorsehung erkoren sei, Frankreich zu erretten und groß in der Welt zu machen. Die französischen Priester verglichen ihn von der Zeit des Konkordats an mit Mose, mit dem Makkabäerhelden Mathatias und erblickten in seiner Erhebung den Finger Gottes; ihm schulde man, lehrten sie, Unterwerfung, wie seinen von ihm gesandten Dienern, weil das die Fügung der Vorsehung sei. Bald entwickelte sich inmitten dieses beweglichen, entzündlichen, für den Kultus des Genius besonders empfänglichen Volkes ein Napoleonkultus, der den Kultus der Vernunft, wie den des höchsten Wesens und denjenigen der Theophilanthropen an Wärme bald weit übertraf. Auch die Gegner des despotischen Korsen haben ihn und sein Wirken und Walten unter dem religiösen Gesichtspunkte gewürdigt: als eine von Gott über die maß- und zuchtlose Republik, ja über die Völker verhängte Gottesgeißel und Zuchtrute. „Offenbar," schrieb die religiöse Königin Luise im Jahre 1808 an ihren Vater, „ist Napoleon ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, das kein Leben mehr hat, zu begraben"; und auch die endliche Überwältigung des thatkräftigen, unerbittlichen Eroberers erschien als eine wunderbare Fügung

des Gottes, dem die kämpfenden Völker die Ehre gegeben hatten.

Wie sich der Sohn und Erbe der Revolution, „in dem sie Mensch geworden war," persönlich zur Religion gestellt hat, darüber enthalten wir uns eines Urteils. Den fatalistischen Glauben an seine „Mission," seinen „Stern", hat er stets festgehalten und, wohl nicht bloß aus Politik, bis zu seinem Ende laut bekannt. Äußerungen einer religiösen Gesinnung dagegen besitzen wir nur aus seinen letzten Tagen auf St. Helena. Sein Thun und Lassen, sein Reden und Gebaren in der Zeit seines Erdenglückes und Glanzes weist nur auf Selbstüberhebung und Selbstvergötterung hin; Hochmut und Herrschsucht erscheinen als die eigentlichen Triebfedern seines Handelns. Die Regungen und Ansprüche des Gemüts wie menschlich weichen Mitgefühls, demütiger Beugung unter eine höhere Weltordnung scheinen ihm fremd gewesen zu sein. Er war ganz nur Verstand, kalt berechnender Verstand, Politik und Kriegskunst sein Element, sein Wille unbeugsam, vor keinem Mittel zurückschreckend, auch vor dem härtesten nicht. Sein Verhalten gegen die Religion oder vielmehr gegen die katholische Kirche als eine Macht, mit der ein realistischer Staatsmann rechnen mußte, war lediglich von der Politik bestimmt. Mit dem ihm eigenen Scharfblick fand er nämlich alsbald heraus, daß es in seinem Interesse liege, die Katholiken für sich zu gewinnen, indem er ihrem Kultusbedürfnisse immer freiere Bahn ließe. Doch trug er noch lange Bedenken, ihrer Kirche volle Kultusfreiheit zuzugestehen, da auch er den Priestern mißtraute und ihre royalistische Gesinnung wohl kannte. So ließ er denn vorerst die republikanische Dekadenfeier bestehen, um so lieber, als sich dieselbe nach und nach zu einem Napoleonkultus umbildete. Nicht nur die Bonapartelieder der Leierkastenmänner, sondern auch die Huldigungen, welche dem Stern Napoleons in den Dekadenversammlungen gespendet wurden, begünstigten diesen Kultus des neuen französischen Idols. Als aber seine selbstsüchtige Politik ein freundliches Verhältnis zu dem Ober-

haupt der katholischen Kirche wünschenswert machte, da wendete sich das Blatt mit einem Schlag. Um sich den Weg zum Kaiserthrone zu bahnen, schloß er unter dem 8. April 1802 das bekannte Konkordat mit dem Papste ab, wodurch die Herrschaft desselben in ihrem ganzen Umfange wiederhergestellt wurde. Die Kurie erwies sich für diesen großen Dienst dankbar, denn am Sonntag den 2. Dezember 1804 ward Napoleon Bonaparte durch den Papst Pius VII. in der Kirche Notre Dame zu Paris zum Kaiser gekrönt. Der Papst salbte ihn am Kopf und an beiden Händen und sprach betend: „Allmächtiger Gott, der du Hasael zum Herrscher Syriens und Jehu zum König Israels eingesetzt, indem du ihnen deinen Willen durch den Dienst des Propheten Elia kundgabst, auch Saul und David durch die Hand des Propheten Samuel die heilige Königssalbung verliehen hast: gieße durch meine Hände die Schätze deiner Gnaden und Segnungen aus über deinen Knecht Napoleon, den wir heute trotz unserer persönlichen Unwürdigkeit in deinem Namen zum Kaiser weihen." Nun führte ihn der Papst zu seinem Throne zurück, und Napoleon leistete, die Hand auf das Evangelium gelegt, den von der neuen Verfassung vorgeschriebenen Eid, worauf der Papst das Te Deum anstimmte. Fest folgte nun auf Fest; „aber so tief die Nation auch gesunken war, begrüßte sie doch die Einweihung des Despotismus nicht, wie sie die Einweihung der Freiheit (am 14. Juli 1792) begrüßt hatte." Mit dieser Wendung war der Dekadenfeier, dem republikanischen Kultus und der Theophilanthropie das Todesurteil gesprochen. Gleichzeitig ward auch der antikatholische republikanische Kalender abgeschafft und — vom 8. September 1805 an — der gregorianische Kalender sowie die Feier des Sonntags und der vier großen katholischen Feste wieder eingeführt.

Die Reaktion, der kirchliche Rückschritt feierte seinen Triumph am 19. Februar 1806, wo man ein Fest der Wiederherstellung des katholischen Kultus in ganz Frankreich beging. Freiheit der Religionsübung schien sich freilich mit dem selbstherrlichen Kaisertum so

wenig zu vertragen, als mit dem unumschränkten Königtum und der Konventsherrschaft. Bis auf die Zivilehe, die Zivilstandsregister, das Verbot öffentlicher Prozessionen waren die Errungenschaften der Revolution vernichtet, soweit sich nicht deren Geist in den Bestimmungen des Code Napoleon, eines der trefflichsten Gesetzbücher, Geltung zu verschaffen wußte.

Wie wenig übrigens bei Napoleons folgenschwerem Schritte das religiöse Gefühl beteiligt war, das erhellt aus dem nachfolgenden Vorgang: „Als er von der Kaiserkrönung in Notredame in die Tuilerien zurückgekehrt war, fragte er den General Delmas, wie er jene Zeremonie gefunden habe: „Es war," erwiderte dieser, „eine schöne Kapuzinerpredigt; es fehlte nur eine Million Menschen, die ihr Leben gelassen haben, um das zu zerstören, was Sie wiederherstellen."

„Napoleon," sagt Mignet, „glaubte weder an die sittlichen Bedürfnisse, welche die Republik geschaffen, noch an die Überzeugungen, welche dieselbe so tief bewegt haben." Er gab als erster Konsul im Staatsrat einmal die Erklärung ab, er glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und die Gleichheit liebe; die Franzosen hätten vielmehr nur für eines Sinn: für die Ehre, und diesem Bedürfnisse müsse man durch Schaffung von Auszeichnungen aller Art (Orden ꝛc.) entgegenkommen. Er hat die Menschen nach ihren Fehlern und Leidenschaften beurteilt und auf diese Erkenntnis sein Reich auferbaut. An eine Veredlung des Menschengeschlechts, an eine Erziehung desselben für eine höhere Welt hat er nicht gedacht. Was in das Gebiet der Philosophie und Religion hineinreichte, das haßte und verhöhnte er als unfruchtbare „deutsche Ideologie" — sich selbst zum Schaden, denn gerade die deutsche Ideologie mit ihrer thatkräftigen Religiosität und Begeisterung für Vaterland, Wahrheit und Recht hat ihm den Untergang gebracht. Nicht der Eifer für die Förderung echter Religiosität war es also, was ihn zur Wiederherstellung des katholischen Kultus veranlaßt hat; sonst hätte er Frankreich nicht wehr- und schutzlos, ohne alle

Bürgschaften für religiöse Erneuerung der Kirche, dem Papsttum zu Füßen gelegt. Von sich aus empfand ja die Mehrzahl der französischen Priester keinerlei Verlangen nach der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Sie hatte in der langen Prüfungszeit, welche die Revolution ihr gebracht hat, nichts verlernt, nichts gelernt; darum erwies sie sich in den Revolutionen der Jahre 1830, 1848 und 1871 ebenso unfähig, die Geister des Umsturzes zu beschwören, als in der ersten Revolution. Pius VII. wurde von demselben Manne, den er in Paris zum Kaiser gesalbt hatte, seiner weltlichen Herrschaft beraubt und 5 Jahre lang in Frankreich gefangen gehalten. Kaum aber war er im Jahre 1814 nach dem Sturze seines Gegners auf den päpstlichen Stuhl zurückgekehrt, so ließ er es seine erste Sorge sein, den Jesuitenorden wieder einzuführen, den einer seiner Vorfahren für ewig verflucht und aufgehoben hatte, und demselben die Landeskirchen, vor allem die weiland gallikanische, zu unterwerfen. Der Jesuitenorden hat aber, der geschichtlichen Erfahrung gemäß, mehr darauf hingewirkt, die Revolution zu schüren, als die Religion und Religiosität zu fördern.

Wir besitzen noch die Äußerung eines Pariser Seinepräfekten, Namens Rocquain, der sein tiefes Bedauern darüber aussprach, „daß es der Revolution nicht gegeben war, statt des gewaltsamen Umsturzes eine besonnene, aber durchgreifende Reform der Kirche zum Gewinn der wahren Religion herbeizuführen." Und dieser Klage schließen wir uns von ganzem Herzen an.

Wie schwer wird es doch angesichts solcher mißlungenen Besserungsversuche der Völker, mit Hegel die Weltgeschichte zu fassen als den „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" oder als „die Zucht von der Unbändigkeit des natürlichen Willens zum Allgemeinen, zur subjektiven Freiheit"!

Litteratur: Die Werke von Thiers, Mignet, Sybel u. a.; Baumgarten, „Vernunftreligion und Christentum zur Zeit der französischen Revolution."

Schluß.

Vergleichung der drei geschilderten Revolutionen nach ihrem Verhältnis zur Religion.

Wie in der Einleitung bemerkt worden ist, kann eine Revolution, welche Staat und Gesellschaft in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert und eine neue Wendung der Dinge anstrebt oder herbeiführt, nicht erfolgen, ohne daß die Religion davon berührt und erfaßt würde. Denn eine der wirksamsten Kräfte im Staats- und Gesellschaftsleben, wenn nicht die kräftigste Triebfeder im Räderwerk des letzteren, ist die Kirche, jene gesellschaftliche Anstalt, in welcher sich das religiöse Bedürfnis und Bewußtsein eines Zeitalters seinen mehr oder weniger angemessenen Ausdruck geschaffen hat. Bei ihrem tiefgreifenden Einfluß auf Entstehung nnd Entwickelung des Staats- und Gesellschafts-, des Weltlebens überhaupt, kann es bei Ausbruch einer Revolution nicht anders kommen, als daß die Kirche nach Besitz, Verfassung und Gliederung, Lehre und Leben aufs tiefste erschüttert wird.

Es gestaltet sich jedoch das Verhältnis der Religion zur Revolution, je nach Zeit und Ort, Volksgeist und Führern, aufs verschiedenartigste und mannigfaltigste. Bald spielt sie eine thätige, ursächliche oder doch eine mäßigende und hemmende oder fördernde, bald eine kämpfende und leidende Rolle, und zwar nicht selten

beide gleichzeitig in derselben staatlich-gesellschaftlichen Bewegung, indem sie bestimmend auf die Revolution einwirkt oder von derselben in ihrem eigenen Grund und Wesen ergriffen und umgebildet oder weitergebildet wird.

Die Revolutionen, welche für das Verhältnis von Religion und Revolution typische, vorbildliche und mustergiltige Bedeutung gewonnen haben, sind die der deutschen Wiedertäufer zu Münster im 16. Jahrhundert, die der englischen Independenten im 17. Jahrhundert und die der französischen Freidenker im 18. Jahrhundert.

Schon diese Charakterähnlichkeit berechtigt, ja fordert zur Zusammenstellung und Vergleichung dieser weltgeschichtlichen Vorgänge auf. Aber noch mehr lädt dazu die Wahrnehmung ein, daß zwischen diesen großartigen Bewegungen ein innerer Zusammenhang besteht. Denn alle drei beruhen, mittelbar oder unmittelbar, auf den umwälzenden und grundlegenden Ideen der Reformation des 16. Jahrhunderts, die sie entweder folgerichtig weiterzubilden oder doch der praktischen Verwirklichung im Leben der Völker zuzuführen gesucht haben. Die Religion bildet das A und O der Wiedertäuferbewegung, die einen theokratischen Staat anstrebt, der das den christlichen Schwärmern aller Zeiten vorschwebende tausendjährige Reich vorbereiten, am Ende gar widerspiegeln soll.

Staatsbürgerliche und religiöse Beweggründe zugleich machten sich in der Revolution der englischen Puritaner geltend. Ihr Ziel war die Herstellung einer freien Kirche im freien Staat, ja eines Religions- und Rechtszustandes, bei dem die Bürger- und Christenrechte, unbeschadet der bürgerlichen Ordnung und der staatlichen Wohlfahrt, dem Einzelnen gesetzlich gesichert und gewährleistet wären.

Die französische Revolution trägt anscheinend einen rein weltlichen und zeitlichen, einen ganz politisch-bürgerlichen Charakter an sich. Doch es scheint nur so: denn was sie an wahrhaft neuen Ideen in sich birgt, wie die der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Erklärung der Menschen-

und Bürgerrechte ꝛc., das beruht auf religiösem Grund und weist auf puritanisch-independentistischen Ursprung und auf den Freiheitskampf der nordamerikanischen Puritaner hin, an dem sich ja die Franzosen zahlreich beteiligt haben. Außerdem sind es englische Religionsphilosophen und Publizisten gewesen, die mit dem Deismus auch neue naturrechtliche Anschauungen über den Kanal ausgeführt haben, welche in den französischen Encyklopädisten, überdies in Montesquieu, Rousseau, teilweise auch in Voltaire, ihre Herolde und Apostel fanden.

Es war weniger der positiv-christliche Gehalt der englischen Revolution, als der independentistische Geist derselben, die einseitige Betonung der individuellen Selbständigkeit in Religion und Bürgertum, was sich nach Frankreich verbreitet und in der Revolution der Freidenker Geltung verschafft hat. Daraus erklärt sich einerseits der geringe religiöse Gehalt derselben, der es nur zu schwächlichen Versuchen, wie dem Culte de l'Etre suprême und der Theophilanthropie, zu bringen vermochte, andererseits die dämonische Feindschaft, welche die leitenden Geister der Revolution nicht nur der mangelhaften Kirche, sondern auch der positiven Religion entgegengebracht haben. Doch, wie oben bemerkt, auch die französische Revolution konnte sich vom Anfang bis zum Ende der Notwendigkeit nicht entziehen, sich mit der Religion in irgend einer Weise auseinanderzusetzen. — Gehen wir dem Ursprung der genannten drei Revolutionen nach, so sehen wir die religiösen und die weltlichen Triebfedern in engster Verbindung wirken, so daß es schwer zu entscheiden ist, ob mehr die bürgerlich-staatlichen oder die kirchlich-religiösen Mißstände den Ausschlag gegeben haben. Leicht zu begreifen! Denn allenthalben bestand eine unauflösliche Interessengemeinschaft zwischen Staat und Kirche, weltlicher und geistlicher Obrigkeit. Diese Mächte standen gleichmäßig auf mittelalterlich-feudalem Grund und Boden, dem diese verhängnisvolle Verquickung von religiösem und rein weltlichem Leben entstammt war. Geriet dieser gemeinsame Boden ins Wanken,

so mußten die Gewalten, die mit einander standen, auch miteinander fallen. So traf es sich im Deutschen Reich, wie in England und Frankreich.

Der Bischof von Münster vertrat als Priesterfürst ebensosehr die Sache der Religion als die des weltlichen Regiments. Diese Vermengung schadete beiden; denn der übermäßige Besitz der toten Hand, die Habsucht und Schwelgerei der hohen, teilweise auch der niederen Geistlichkeit, die Gewissensknechtung, die Entstellung der Religion durch Aberglauben und ihre Veräußerlichung wirkten samt dem Druck der Feudallasten erbitternd auf Unterthanen ein, die infolge der Reformation nicht nur über ihre religiöse, sondern auch über ihre bürgerlichen Rechte freier und würdiger hatten denken lernen.

In England hatte das Stuartsche Königtum sich thörichterweise in eine solidarische Union mit der unbeliebten anglikanischen Kirche eingelassen und sich infolge dieses Bundes wie seiner Bekämpfung der bürgerlicheu Freiheit bei dem religiös aufgeklärten und von Rechtsgefühl durchdrungenen Bürgerstande verhaßt gemacht. So forderte denn der ungerechte Bund des absoluten Königtums mit dem unduldsamen Bistum die Mittelklassen zum Widerstand auf religiösem und staatlich-bürgerlichem Gebiete heraus: Religion und Revolution reichten sich hier die Hand, wie auf gegnerischer Seite die Religion mit der Revolution in Widerstreit geriet.

In Frankreich waren Königtum, Adel und Geistlichkeit, wenigstens der bürgerlichen Mehrheit gegenüber, eins. Längst drückten die Feudallasten zu Nutz und Frommen jener Bevorrechteten, besonders der Kirchen und Klöster, schwer auf die misera plebs contribuens, das mit Steuern und Frondiensten überhäufte Volk. Dazu kam die Willkürherrschaft, die Parteilichkeit der Justiz, die verzweifelte Finanzwirtschaft, endlich die Machtlosigkeit der Religion, die, durch die kirchlichen Verhältnisse lahmgelegt, nicht imstande war, jene Übelstände zu heben und mittelst der Befreiung der Geister und Herzen die zeitliche Freiheit und

Wohlfahrt anbahnen zu helfen. Je hartnäckiger nun die Regierung im Bund mit den bevorrechteten Klassen an den Mißbräuchen festhielt, desto tiefer mußte die Unzufriedenheit Wurzel fassen und die Verstimmung sich gegen die staatlich-gesellschaftlichen und religiösen Grundlagen zugleich richten.

Zum Unglück für Frankreich fand sich jedoch dort kein durch die Reformation gebesserter und aufgeklärter Bürgerstand vor, der den Kampf würdig hätte aufnehmen können: Herrscher und Priester hatten ja gewetteifert, das evangelische Christentum, als wäre es ein Krebsschaden, aus dem Volksleibe auszuschneiden und auszubrennen. Daher waren es nur jene durch Deisten, Atheisten und Encyklopädisten „aufgeklärten" Demagogen, Advokaten, Ärzte, entartete Geistliche und Lehrer, welche die Fahne des Widerstandes in die Hand nahmen. Das durch materiellen Druck verbitterte, unwissende und abergläubische niedere Volk war diesen Demagogen wehr- und urteilslos preisgegeben und folgte blindlings seinen gewissenlosen Führern und Verführern. Es tauchten unheimliche Gestalten auf, Menschen, die nicht mehr auf die Ausgleichung der Gegensätze, auf Herstellung von Wahrheit und Gerechtigkeit bedacht waren, sondern eine Ochlokratie, eine Pöbelherrschaft anstrebten, mit deren Hilfe sie einen gänzlichen Umsturz des Bestehenden herbeizuführen vermöchten.

Einen ähnlichen Gang verfolgte die Münsterische Bewegung. In der Stadt hatte im wesentlichen die evangelisch-lutherische Gemeinde die Oberhand gewonnen; im Frieden hatte sie sich mit dem Bischof und den Katholischen auseinandergesetzt. Sie durfte einer erfreulichen Entwickelung der Verhältnisse entgegenblicken. Da gab ihr gefeiertster Prediger wiedertäuferischen Einflüssen Raum, ja beschützte die sich einschleichenden Sendlinge der weitverbreiteten einflußreichen Sekte. Damit war es um die friedliche Entwicklung geschehen; die Eindringlinge verfolgten fremdartige, schwärmerische, eigennützige Zwecke. Auch hier brach in Kürze unter der Führung unbekannter, zweideutiger Fremdlinge der gewaltsame Umsturz, die Revolution, los.

Nur in England, wo ein nüchternes, an Recht und Gesetzlichkeit, wie an religiös selbständiges Leben gewöhnter Mittelstand neben dem Adel und Bistum das entscheidende Wort im Parlament zu sprechen hatte, kam es zu solchen Ausschreitungen nicht; in der ihm aufgedrängten Revolution verlor es im großen Ganzen seinen ursprünglichen Zweck nicht aus den Augen.

In allen diesen Bewegungen wiederholt sich dieselbe Erscheinung, nämlich die Verschiebung der Machtverhältnisse von rechts nach links, von der gemäßigten Partei, der unentschlossenen feigen Mehrheit, zu den Radikalen, der maßlosen, kühnen Minderheit. In England ward der konservative Anglikanismus durch den entschiedeneren, aber ordnungsliebenden Presbyterianismus, dieser durch das Puritanertum verdrängt, dem wieder der rücksichtslose Independentismus über den Kopf wuchs, der seinerseits das Levellertum aus sich erzeugte, dessen alles Bestehende bedrohender Radikalismus nur durch Cromwells Energie unschädlich gemacht werden konnte. In Münster hatten, wie erwähnt, die Wiedertäufer dem maßhaltenden evangelischen Bürgertum die Zügel der Regierung aus der Hand genommen. Unter ihnen waren zuerst die gemäßigteren deutschen Melchioriten am Ruder, bis mit Jan Matthiesen die holländischen Eindringlinge, eine schwärmerische, fanatische Minderheit, die Mehrheit tyrannisierten und die Staatsgewalt gänzlich in ihre Hände brachten. Derselbe Gang ist in dem französischen Freiheitskampfe zu verfolgen: im großen Ganzen vom gemäßigt-liberalen Bürgertum, dem tiers état, der sich seinen Platz neben Adel und Geistlichkeit zu erobern weiß, zu den Massen; im einzelnen von den Konservativen zu den Feuillants und Girondisten, von diesen zu der radikalen Bergpartei und den mit ihr verbundenen Jakobinerklubs, zu den Ultras, die mit ihrem sinnlosen, ja wahnwitzigen Treiben die ursprünglichen Zwecke der Revolution so sehr vereitelten, daß die Diktatur, die Säbelherrschaft als das einzige Rettungsmittel begrüßt wurde.

In welcher Weise hat nun das Volk den Kampf gegen die Vergewaltigung von oben aufgenommen und geführt?

In gesetzmäßiger, parlamentarischer Weise am längsten in England, in roher, gewaltsamer Art in Münster und in Frankreich: Bilderstürmerei, Zerstörung von Gotteshäusern und Klöstern, Verjagung, Verbannung und Hinrichtung von Geistlichen, die der Staatsreligion Treue bewahrten; Abschaffung des Sonntags und der christlichen Feste, christlicher Namen, selbst des auf dem Kirchenjahre aufgebauten Kalenders, charakterisiert ebenso die antireligiösen Jakobiner als die hyperreligiösen Wiedertäufer, ihre Gegenfüßler. Jede Revolution führt zum Terrorismus, zum Schreckensregiment, selbst wenn sie im Namen der Freiheit begonnen wird. „Freiheit! ruft die Vernunft; Freiheit! die wilde Begierde", sagt Schiller mit feiner Unterscheidung. Denn bei vernünftigem Gebrauch der Freiheit wird man die fremde Freiheit achten und ehren. Ist es dagegen die „wilde Begierde," der Fanatismus, der nach Freiheit ruft, so wird er zwar sich selbst die schrankenloseste Willkür zugestehen, wird die Phrase der „allgemeinen Kultusfreiheit" im Munde führen, in der That aber nur dem eigenen Belieben, der individuellen Meinung Existenzrecht und Raum zur Entfaltung zugestehen.

Diese Hervorhebung des individuellen Wollens und Meinens auf Kosten der objektiven Grundlagen des religiösen und bürgerlich-staatlichen Lebens ist ein den drei in Rede stehenden Umwälzungen gemeinsamer charakteristischer Zug. Derselbe führte in Münster zur Verwerfung des kirchlichen Gemeinschaftsbandes, zur Selbstbefreiung der Gläubigen von der Autorität und Zucht der Bibel („Bibel Babel" pflegte schon Münzer zu spotten), zur Ermächtigung derselben, die Bibel nach eigener Ansicht auszulegen und — wie bei den Puritanern — zur Bevorzugung des Alten Testaments mit seinem kriegerischen, theokratischen und sozialen Inhalt. Die Wiedertäufer fanden hier für ihre Schwärmereien die kräftigsten Belege und Beweisstellen, und die sonst so nüchternen Puritaner standen ihnen in der willkürlichen Auslegung

der Geschichts-, Lehr- und Prophetenbücher des Alten Bundes keineswegs nach. Die Prophetie ward zu Münster und im Lager Cromwells neubelebt: sie hatten Gesichte, Offenbarungen Gottes, ja Ekstasen und Verzückungen, worin der Geist sie erfaßte und in Selbstvergessenheit versenkte oder ihnen die seltsamsten Befehle erteilte.

Der Chiliasmus oder die Hoffnung auf demnächstigen Eintritt des tausendjährigen Reichs und auf die Wiederkunft Christi als Weltenrichters zur Vertilgung der Gottlosen, d. h. der Nichttäufer und der Nichtpuritaner, fand bei den Independenten Englands nicht minder feurige Vertreter, als bei den erregten Schwärmern zu Münster. Selbst Robespierre und der kalte, eiserne Saint-Just haben Wohlgefallen gefunden an der Weissagung der prophetischen Gottesmutter Theot vom Nahen des großen Reichs und des Weltenrichters.

Hand in Hand mit dieser gespannten Erwartung des Endgerichts, mit diesem Aufgehen des Geisteslebens in den religiösen Ideen, in der Bibelwelt der Vergangenheit und der Zukunft, ging die Geringschätzung irdischer Freude, weltlicher Kunst, menschlichen Denkens und Forschens in der Wissenschaft, selbst der profanen Poesie. Man sollte nur singen und spielen, geboten Cromwells gewaffnete Heilige so gut als Matthiesens Gläubige, in Psalmen und geistlichen Liedern. Milton, der Gesinnungs- und Waffengenosse Cromwells, der sprachenkundige Sekretär seines Staatsrats, hat seine Harfe nur zu geistlicher Dichtung gestimmt: zur Klage um „das verlorene Paradies“ und zum Jubel über „das wiedergewonnene Paradies“, und seine Feder nur politischen und staatswissenschaftlichen Erörterungen geweiht, welche der großen Sache der religiösen Freiheit dienen konnten.

Wie der Anspruch auf schrankenlose Freiheit für sich selbst, der sich in diesen Bewegungen stürmisch geltend machte, in der Wirklichkeit in Unterdrückung fremder Freiheit und Überzeugung umschlug, so erging es auch dem revolutionären Streben nach Herstellung einer völligen Gleichheit in gesellschaftlicher Hinsicht.

Im Gang der englischen Revolution haben wir bemerkt, daß sich aus dem Independententum, der fanatischen Richtung auf schrankenlose Freiheit im staatlichen und religiösen Leben, das Levellertum entwickelt hat, die Partei der Gleichmacher, der Niveleurs, die das gesellschaftlich Hohe erniedrigen, das Niedrige erhöhen wollten. In Frankreich hütete man sich ängstlich, sich durch irgend etwas von anderen zu unterscheiden, Stand, Vermögen, Bildung und dergleichen zu verraten. Was nicht die Jakobinermütze trug, Jakobinersprache führte, Pöbeldenkweise an den Tag legte, das war „suspect," verdächtig des Aristokratentums oder gar des Royalismus. In Münster gab es nur Gläubige und Brüder, deren keiner etwas Eigenes oder Besonderes haben sollte: nur die mit dem Geiste gesalbten „Knechte des Herrn," die Träger der theokratischen Ämter, standen hoch über der unterschiedslosen, ungegliederten Masse des heiligen Volkes, und über sie hinwiederum erhob sich weit der von Gott berufene König von Zion, der Prophet Jan von Leyden, dem die Seinigen fast göttliche Ehren erwiesen. Nicht weniger als zu Münster schlug das sinnlose Gleichheitsprinzip zu Paris in sein Gegenteil, in Menschenvergötterung, in das Regiment von Diktatoren und Konventskommissären um. Marat, der journalistische Pöbelheld, der Apostel der Gleichmacherei mittelst der Guillotine, wurde nach seiner Ermordung gleich seinem Schicksalsgefährten Lepelletier zum Heiligen erklärt, indem man seine Büsten im Pantheon und an öffentlichen Orten zur Verehrung auf- und ausstellte. Robespierre gar wurde der höchsten Ehren gewürdigt und schien zum Diktator Frankreichs berufen, wie er sich selbst als Hoherpriester des von ihm neu eingeführten Kultus hoch über seine Kollegen vom Konvent und Wohlfahrtsausschuß erhaben fühlte. Und was haben die sonst auf ihre soziale Gleichheit so eifersüchtigen Republikaner erst aus Napoleon Bonaparte gemacht, welchen sklavenmäßigen Kultus diesem Mörder ihrer republikanischen Freiheit entgegengebracht! Zu Münster schlug gerade ein Freier und Gleicher, der Wiedertäuferprophet Dusentschur, den Jan von Leyden

zum König von Zion vor; dort inmitten und auf Kosten der Bekenner der christlichen Brüderschaft hat das despotische Königtum seine schlimmsten Orgien gefeiert. Auch Cromwell ist über seine Heiligen hoch emporgehoben worden, doch den Namen eines Königs, wenn auch die Macht, gestanden ihm jene wahrhaft freien, auf ihren Christenadel stolzen Männer keineswegs zu. Sie achteten ihn als ein besonderes Werk- und Rüstzeug des Herrn; doch gehorchten sie ihm nur, soweit es die militärische Zucht erforderte, und soweit er selbst in seiner vom Herrn ihm übertragenen Sendung treu verharrte.

Sowohl die Puritaner als die Wiedertäufer haben zeitweilig die große Revolutionsidee, die der Brüderlichkeit, der Bruderliebe, zu verwirklichen gestrebt. In den Quäkern und Baptisten hat sich die puritanische, in den Mennoniten und Taufgesinnten die wiedertäuferische Bruderliebe fortgepflanzt. Am wenigsten hat die französische Revolution mit dem Prinzip der Brüderlichkeit Ernst gemacht, ja demselben aufs empörendste zuwider gehandelt. Das Gerede der Freiheitshelden von der Gleichheit und Brüderlichkeit erinnerte an jenes „tönende Erz," jene „klingenden Schellen," womit der Apostel Paulus die hohlen Phrasen liebeleerer Schönredner vergleicht. Grell stachen ihre gräßlichen und häßlichen Thaten von ihren schönen Worten ab: welche Ausbrüche satanischen Hasses in den Reden und Blättern eines Marat, eines Hebert, eines Robespierre! Welche diabolische Mordlust bei den Ausschüssen und Kommissären des Konvents! Unschuldiges Blut hat auch der König von Zion oft vergossen, da und dort auch Cromwell, letzterer doch meist im Interesse des Staatswohls und seiner Selbsterhaltung. Auf dem Gewissen der englischen und der französischen Freiheitsmänner lastet die schwere Schuld des Königsmords: die Independenten haben Karl I., die jakobinischen Montagnards in Frankreich Ludwig XVI. auf das Schafott gesandt. Und doch, „wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe!" Der Stuartkönig hat durch seine Neigung zur Willkürherrschaft und durch sein treuloses, wortbrüchiges Ver-

Halten sein loyales, recht- und gesetzliebendes Volk aufs äußerste gereizt. Er hat in der That den Bürgerkrieg eröffnet und den Ausbruch der Revolution verschuldet, deren Opfer er schließlich geworden ist, als er in die Gewalt des independentistischen Heeres gefallen war. Cromwell war nicht abgeneigt, ihn zu retten; das Heer aber, von jenem alttestamentlichen Rachegeist erfaßt, dessen Walten wir schon in der zweiten Münsterschen Periode beobachten konnten, forderte ungestüm den Tod des wortbrüchigen Verräters, um deßwillen so viel unschuldiges Blut geflossen war: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben! So ist Karl Stuart das Opfer seiner eigenen Treulosigkeit geworden und hat sich in seinen eigenen Netzen gefangen. Ludwig XVI., persönlich schuldlos, tugendhaft und gottesfürchtig, hat die Sünden seiner Ahnen büßen müssen: „die Väter haben," spricht der Prophet, „Heerlinge gegessen, und den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden." Nicht seine Person, sondern das Königtum wollten die Jakobiner mit diesem Todesurteil treffen, mit diesem Staatsstreich dasselbe außer Stand setzen, der jungen Republik und der Sache der Freiheit ferner Schaden zuzufügen. Die Independenten waren befriedigt, als das schuldige Haupt Karls gefallen war: sie bedrohten weder Leben und Freiheit seiner Kinder noch seiner ehebrecherischen, bigotten Gemahlin Marie Henriette von Bourbon. Die französischen Bekenner des Grundsatzes der Brüderlichkeit, der Gottes- und Menschenliebe erachteten ihren neuen Staat nicht gesichert, solange noch die weit bessere, in der Schule des Elends gereifte Königin Marie Antoinette und ihr Sohn am Leben waren: diese mit allem, was zu den verhaßten Capets gehörte, mußte sterben und verderben.

Was haben diese Revolutionen geleistet und zuwege gebracht? — Auch unter diesem Gesichtspunkte bietet die Vergleichung dieser Umwälzungen viel Lehrreiches. Das Treiben der Wiedertäufer zu Münster hat der Sache der Religion und der Menschenrechte keinen Nutzen, nur eitel Schaden gebracht. Zwar hat sich die Macht des Christentums dort nicht verleugnet: Beispiele der

Opferwilligkeit und der Hingebung an die gemeinsame große Sache, der Bekenntnisfreudigkeit, des Kampfes- und Sterbensmutes, Züge felsenfesten Glaubens, herzlichster Liebe und unerschütterlicher Hoffnung treten uns dort in Menge entgegen. Aber durch die Schuld der Überspannten und der Heuchler, welche die heilige Sache zum Deckmantel fleischlichen Treibens entwürdigten, wurde so viel aufrichtiges christliches Streben vereitelt, so erfreuliches Geistesleben dem Tod und dem Untergange geweiht. Münster sollte aus einer evangelisch-lutherischen Gemeinde zum Jerusalem des Messiasreiches erhoben werden: was war aber der Erfolg? Daß diese Stadt nicht nur der evangelischen Kirche entzogen wurde, sondern ein Bollwerk des Romanismus geworden ist. „Es ward ihr auch genommen, was sie hatte." Auch die französischen Ultrarevolutionäre haben den Einbruch der Reaktion, der rückläufigen Bewegung in Staat und Kirche, durch ihre Übertreibungen verschuldet. Die Errungenschaften, welche diese Revolution aufzuweisen hat, sind kaum der ungeheuren Opfer an Gut und Blut wert, die sie erfordert haben. Obwohl auch in England nach Cromwells Tod die Reaktion mit Macht hereinbrach und die religiöse Freiheit sich in den Urwäldern von Nordamerika eine neue Stätte gründen mußte, hat doch die Erhebung der Puritaner dem Lande reichen Segen gebracht, dessen Saat ein Menschenalter später in Staat und Religion fröhlich aufschießen durfte, als die letzte Spur der Stuart-Dynastie vom britischen Boden vertilgt war.

Die englische Revolution war das Werk Oliver Cromwells, in welchem die geistlichen und zeitlichen Bedürfnisse des Volks ihren persönlichen Ausdruck gefunden haben. Vergleichen wir diesen Mann mit den Führern beziehungsweise Erben der französischen Revolution, so erkennen wir sofort, daß in der letzteren kein ihm auch nur entfernt ebenbürtiger Charakter zu finden ist — jedenfalls nicht in religiöser Beziehung. Denn Robespierre, den man als Erfinder und Patron eines gewissen Religionskultus ihm zur Seite zu stellen sich versucht fühlen könnte, verdient bei seiner

Tücke, Menschenfeindlichkeit und Hoffart keineswegs das Zeugnis eines religiösen Charakters. Und Bonaparte vermag sich mit Cromwell höchstens als Kriegs- und Staatsmann zu messen, steht ihm jedoch auch in diesen Beziehungen bedeutend nach, einmal weil Herrschsucht und Ehrgeiz die Haupttriebfedern seines Handelns waren, sodann weil er dadurch unsägliches Elend über Frankreich gebracht hat.

Cromwell war vor allem ein entschieden religiöser Charakter: was er in Krieg und Frieden geleistet hat, das entsprang eben dieser Quelle. Sein militärischer Genius erwachte erst an der Notwendigkeit, die Volksrechte samt der Gewissensfreiheit wider ihre Gegner nicht nur im Parlament, sondern auch im Feldlager zu verteidigen. Seine Religiosität trieb ihn, Glaubensgenossen, sein Bürgersinn, Waffenbrüder um sich zu sammeln. Es war sein Geist, der aus den psalmensingenden und laut betenden Eisenseiten sprach, die ihm als dem Schwerte des Herrn folgten und durch ihre Glaubenszuversicht den Sieg an ihre Banner fesselten. Auch die Wiedertäufer haben im Vertrauen auf den Beistand des Herrn der Heerscharen tapfer gekämpft und oft gesiegt. In den Sansculottenheeren der französischen Republik gab es keine religiösen Triebfedern; sie trieb nur der Haß gegen die Feinde der Republik und das unheimliche Phantom des Freiheitsgötzen zu Kampf und Sieg. Religiöse Motive fanden sich nur bei den Opfern dieser dämonischen Bewegung und bei den für König und Kirche streitenden Bewohnern der Vendée und der Bretagne. Durch einen mit Lug und Trug eingeleiteten Staatsstreich hat sich Bonaparte die Alleinherrschaft und die Kaiserkrone, mit nicht besseren Mitteln der Prophet von Leyden die Krone von Zion errungen. Cromwell mußte Lordprotektor werden durch die Macht der Verhältnisse; ohne es zu wollen, ward er emporgetragen. Er folgte, weil es zum Heile seines Landes war und er den Ruf und Befehl seines Herrn darin zu erblicken glaubte.

Daß er schließlich das Auge zur Königskrone erhob, als König die Revolution abzuschließen und deren Segnungen ins

Leben einzuführen wünschte, ist bei seinem außerordentlichen, sichtlich von der Vorsehung geleiteten Lebensgange begreiflich. Dem Verhängnis konnte er sich als Mann der Revolution weder im Bösen noch im Guten ganz entziehen, weder er, noch die Männer, die wir ihm zur Seite gestellt haben. Ihr Leben und Streben war von dem Fatalismus beherrscht, vermöge dessen alle an ihre Mission, ihren Stern oder an ihr eigenes Ich als ein für die Menschheitsgeschichte notwendiges Ferment glaubten. Aber auch über ihnen waltete ein Fatalismus, sofern sie trotz ihrer ureigenen Selbständigkeit doch auch der Macht der Verhältnisse unterlagen und weitergeschoben wurden, wo sie zu schieben glaubten. Vermöge dieses Schicksalszwangs haben sie nicht nur sich fremder Schuld teilhaftig gemacht, sondern auch vieles Unentschuldbare begangen. Und dies galt selbst von dem religiösesten Revolutionär, Cromwell, wenn auch in weit geringerem Grade, als von seinen Seitengängern, bei denen die Religion entweder gar nicht mitgewirkt oder nur als Maske zur Verhüllung selbstsüchtiger Absichten gedient hat.

Nach dem Maße ihrer Verdienste wie ihrer Verschuldung hat denn auch die Geschichte über diese Revolutionshäupter gerichtet. Und dieses Gericht mögen wir in dem Ende derselben versinnbildlicht finden: Cromwell starb im Vollbesitz der Macht, und seine Leiche ward mit königlichen Ehren in der Westminsterabtei beigesetzt; aber etliche Jahre später ward dieselbe ausgegraben und am Galgen aufgehängt. Der König von Zion endete unter furchtbaren Martern auf dem Schafott; seine Gebeine hingen zur Warnung vieler Geschlechter lange Zeit am Lambertiturm zu Münster. Robespierre hatte es vergeblich versucht, sich durch Selbstmord dem Gerichte zu entziehen: sein halbzerschmettertes Haupt fiel unter der Guillotine. Napoleon Bonaparte, die Zuchtrute und Völkergeisel Gottes, endete einsam, fast verschollen und vergessen, auf dem öden Felseneiland von St. Helena.

Nur soweit eine dem Volke aufgedrungene Revolution sich

im Bunde mit der Religion entwickelt, vollzieht und sich durch dieselbe von den Schlacken wilder Leidenschaft reinigen, ja zur ordnungsmäßigen Reform umwandeln läßt, wird sie einem Volke Segen bringen. Geht sie ihre eigenen Wege oder wendet sie sich feindselig gegen die Religion, so hat sie ihr Schicksal besiegelt und sich ihr Urteil selbst gesprochen.

Inhaltsangabe:

Seite.

Vorwort III
Einleitung V

Buch I.

Die Revolution der Wiedertäufer zu Münſter.

Kapitel 1. Münſter und die Reformation. (Die katholiſche von der evangeliſchen Partei verdrängt.) 1
Kapitel 2. Bernhard Rothmann, der Reformator von Münſter . . 6
Kapitel 3. Hinneigung zu den Wiedertäufern. (Weſen der Wiedertaufe.) 13
Kapitel 4. Die Täufer in der Verfolgung 24
Kapitel 5. Zu Münſter. (Rothmann und ſeine Reformpartei für die Wiedertaufe gewonnen.) 31
Kapitel 6. Melchior Hofmann, das Haupt der friedlichen Täufer . 35
Kapitel 7. Die gemäßigten Melchioriten von dem kriegeriſchen Täufertum verdrängt. (Der Prophet von Haarlem.) 41
Kapitel 8. „Auf nach Münſter! Auf zum Neuen Jeruſalem!“ . . 45
Kapitel 9. Im Neuen Jeruſalem. (Sieg des radikalen Täufertums.) 51
Kapitel 10. Matthieſens theokratiſcher Terrorismus 54
Kapitel 11. Der Prophet von Leiyden 63
Kapitel 12. Der König von Zion. 69
Kapitel 13. Das Ende mit Schrecken 74

Buch II.

Die Revolution der Independenten in England.

Kapitel 1. Die anglikaniſche Kirche und die Puritaner 77
Kapitel 2. Gegen Königtum und Bistum 86

Seite

Kapitel 3. Das lange Parlament 92
Kapitel 4. Oliver Cromwell 97
Kapitel 5. Der Sturm bricht los 102
Kapitel 6. Die Independenten und die Gleichmacher 108
Kapitel 7. Gerichtet! 117
Kapitel 8. Die independentische Republik England und deren militärische Begründung 123
Kapitel 9. Der Lordprotektor 136
Kapitel 10. Ende des Protektors und seines Werkes 145

Buch III.

Die französische Revolution in ihrem Verhältnis zur Religion.

Kapitel 1. Der tiers état und das Freidenkertum 149
Kapitel 2. Der Kultus der Vernunft 153
Kapitel 3. Marat 161
Kapitel 4. Das Fest des höchsten Wesens und Robespierre . . . 165
Kapitel 5. Die Theophilanthropie und die Dekadenfeier 173
Kapitel 6. Revolutionsphrasen und Revolutionsthaten 179
Kapitel 7. Militärdiktatur und kirchliche Reaktion 193

Schluß.

Vergleichung der drei geschilderten Revolutionen nach ihrem Verhältnis zur Religion. 199

Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Caveat populus!

(Deutsches Volk sei auf der Hut!)

Wider den „neuen Kurs"

von

Erwin Bauer.

Preis 1,50 Mark.

Zweite Auflage
Sechstes bis zehntes Tausend.)

Das Fahrwasser, in das der „neue Kurs" nach langem unsicheren Lavieren und Schwanken endlich mit den neuen Handelsverträgen eingelenkt ist, um der Verwirklichung internationaler Utopien auf Kosten der nationalen deutschen Interessenpolitik nachzujagen, hat den bekannten Verfasser veranlaßt, an den Männern und Thaten dieses „neuen Kurses" eine eingehende Kritik zu üben. Das mit voller Sachkenntnis, großer Schärfe und warmem Patriotismus geschriebene Büchlein hat überall Aufsehen erregt.

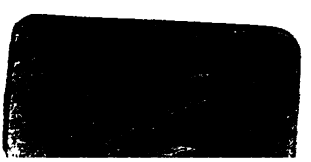
Emil Herrmann senior, Leipzig.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 22 '45



H 278.92
Religion und Revolution nach ihrem
Widener Library 005937432
3 2044 087 962 874